Erinnerungen,
Reden und Studien
von
Ludwig Friedländer
Erster Teil




K.J.T. 1872

Erinnerungen, Reden und Studien

von

Ludwig Friedländer.

Erster Teil.



Straßburg
Verlag von Karl J. Trübner
1905.

Meiner Schwester Pauline

gewidmet.

Inhalt.



I.

Aus alten Papieren.

Hermann (vor der Taufe Samuel) Friedländer, ein älterer Bruder meines Vaters (geboren in Königsberg 29. August 1788? gestorben in Halle im Dezember 1851), wurde durch Anlage und Neigung von Jugend auf zur Literatur und Kunst hingezogen. Poetische Bestrebungen führten ihn schon früh (spätestens 1805) mit Max von Schenkendorf (1783—1816) zusammen[1]). Er war Mitglied eines von diesem und dem Freiherrn Ferdinand von Schrötter gestifteten, 1809 erneuerten Dichterbundes, in dem Männer und Jünglinge aller Stände (auch Angehörige der ersten Adelsfamilien, wie Graf Karl von der Gröben 1788—1876), in der Regel nicht über zwölf, vereint waren; man ging in der Vorurteilslosigkeit so weit, auch Juden und Schauspieler aufzunehmen. Zu den Mitgliedern gehörten unter andern der durch seine Ausgabe des Sophokles bekannte Professor Erfurdt (1780—1813), der Schulmann und Germanist Karl Köpke (1785—1865, in Königsberg 1810—1817), der Mediziner David Assur (nach der Taufe Assing, Vater von Ludmilla Assing 1787 —1842), die Schauspieler Carnier und Greis (Über-

1) A. Hagen, M. v. Schenkendorfs Leben, Denken und Dichten (1863), S. 24.

setzer des Cervantes): welche sämtlich sich mit griechischen, lateinischen, deutschen und spanischen Versen in Friedländers Stammbuch eingeschrieben haben.

Die innige Freundschaft, die Fr. mit Schenkendorf verband, währte ungestört bis zu dem frühen Ende des letzteren. Beide gaben 1810 zusammen eine Sammlung von Gedichten auf eine früh verstorbene, hochverehrte, fromme Dichterin heraus[1]). Fr. hat den Lebensabriß verfaßt, der Schenkendorfs „Sämtlichen Gedichten“ (1837) vorgesetzt ist. Als er im Begriff stand, Königsberg zu verlassen, schrieb Schenkendorf in sein Stammbuch:

3. Joh. 5.
Mein Lieber, Du tust treulich, was Du tust,
an den Brüdern und Gästen.

Wie Johannes zu seinem Freunde, sagt es zu Dir
Dein treuer Ferd. Gottfried Max von Schenkendorf
Königsberg
am 11. Dezember 1811,
meinem 29sten Geburtstag.

Ein zweites, „Karlsruh in Baden am 16. August 1816“ geschriebenes Stammbuchblatt enthält die vier letzten Zeilen von Goethes Elegie Hermann und Dorothea, darunter:

Fern der Heimat und doch zu Hause schrieb es
Dein treuer Jugendfreund
Max v. Schenkendorf.

Beide Freunde gehörten in Königsberg zu dem Kreise, den die geist- und anmutvolle Frau des Kaufmanns David Barckley († 1809) Henriette Elisabeth, geb. Dittrich (1774—1840), die spätere Gattin Schenkendorfs,

1) Vers. das. S. 46.

in ihrem am Schloßteich gelegenen (schon in einem Stammbuchblatt von 1811 Belriguardo genannten[1]) Gartenhause versammelte. „Poetischer Übermut kämpfte dort gegen alles Philistertum an", und man hatte wol ein Wort Hippels, das eine diesem Kreise angehörige Dame[2]) viel später in Frs. Stammbuch schrieb, als Devise gewählt: Es ist doch ein herrliches Ding, außer der Regel zu sein[3]). Romantische Anschauungen bestimmten in diesem Kreise das Verhältnis zur Literatur durchaus, und auch die darin herrschende, teils pietistische, teils katholisierende Glaubensinbrunst hatte eine romantische Färbung.

Auch von einigen nur dann und wann im Barckleyschen Hause verkehrenden Personen finden sich Gedenkblätter in Frs. Stammbuch; so von Dr. William Motherby und seiner Frau Johanna (1783—1842)[4]). Der erstere

1) Ein Sonett Friedländers an Frau Henriette Elisabeth von Schenkendorf (Ansichten von Italien I 295) beginnt:

Ein Talisman in Belriguardos Mauern,
Von dir empfahn, ward mir zum Demantschilde.

dazu die Anmerkung: Name einer Gartenwohnung in Königsberg.

2) Maria Elisabeth von Schrötter (die „liebliche Hausfrau", des Freiherrn Ferdinand v. Schr., der Fr. in seinen Ansichten von Italien I 74 Grüße sendet), Marienwerder den 6. Mai 1821.

3) Hippel, Handzeichnungen nach der Natur (1790). S. 18: Es ist eine herrliche Sache, außer der Regel sein! Gott ist außer der Regel, und es gibt Ausnahmen, die göttlich sind.

4) Über beide vgl. H. Meisner Briefe an Johanna Motherby von Wilhelm von Humboldt und Ernst Moritz Arndt (1893). Das Haus des aus einer englisch-deutschen Kaufmannsfamilie stammenden Dr. M. (geb. 1776, mit Johanna Thielheim verheiratet 1806) war ein Vereinigungspunkt hervorragender Männer, wie W. v. Humboldt, Bessel, Nicolovius, Schön,

hat (5. Februar 1812) den sophokleischen Vers geschrieben: Anführer sei mir stets ein Gott und nie ein Mensch; die letztere (d. 6. Januar 1812) folgende Verse Fr. Schlegels:

Ehre ist des Mannes Herz,
Demut führt uns himmelwärts;
Strenge, die sich selbst bezwingt,
Schafft im Leben, was gelingt.
Treu umfaßt sie alle drei
Lieb und Frieden noch dabei:

Von der durch ihre pantomimischen Darstellungen weit berühmten Schauspielerin Henriette Hendel-Schütz (1772—1849) rührt folgendes Stammbuchblatt her:

Nicht achte ich das Urteil einer Welt
So sehr als des Bewußtseins innre Plage,
Gerecht will ich nicht scheinen, ich will's sein,
Dann tadle mich die Welt, ich lob mich selbst.
Königsberg, Pythia [1]).
den 17ten Dezember 1811

Frau Juliane von Krüdener (1764—1824), die sich auf der Rückkehr von Riga (wohin sie an das Kranken-

Stägemann, Stein. M. war ein vielfach (besonders durch die Einrichtung einer Impfanstalt und die Reorganisation einer Irrenanstalt) in Anspruch genommener, übrigens sehr vielseitig gebildeter Mann. Seine Frau Johanna, die W. v. Humboldt ein sehr lebhaftes Interesse und E. M. Arndt eine schwärmerische Neigung einflößte (die Briefe des ersteren reichen von 1809 bis 1813, die des letzteren von 1813—36) wurde 1824 von ihrem Manne geschieden und heiratete 41 Jahre alt den dreißigjährigen berühmten Chirurgen J. Fr. Dieffenbach (1794—1847). Auch diese Ehe wurde 1833 geschieden.

1) So hatte Z. Werner Frau H. Sch. genannt. Ob die Verse aus einem seiner Dramen genommen sind oder woher sonst, vermag ich nicht anzugeben.

bett ihrer Mutter gerufen worden war) über Breslau nach Karlsruhe zu Ende des Jahres 1811 einige Zeit in Königsberg aufhielt, gewann auf Frau Barckley und deren Freunde schnell den größten Einfluß, und unter ihrer Leitung scheinen sich die geselligen Zusammenkünfte in Belriguardo zu einer Art von Erweckungsversammlungen gestaltet zu haben[1]). Von ihr rührt ohne Zweifel folgendes Blatt in Fr.s Stammbuch her:

Envoyez votre Esprit; et nous serons créés de nouveau Ps. 130 v. 30[2]):

Source de lumière et d'ardeur
Penétrez le fond de leur âme;
Et que votre céleste flamme
Vienne leur consumer le cœur!

Königsberg J. K.
ce 8 Novembre
1811

Am 16. November richtete Frau v. Kr. an Fr. folgendes Schreiben[3]):

Baal hört nicht des Propheten Spott
Erwacht zu keinem Wetter.
Elias und Elizas Gott
nur du bist Gott der Götter.

Auch sie lieber Fried. leben in ein Jahrhundert wo man wohl der idolen genug hat aber keinen Gott denn der metaphysische Gott unsrer philosophen, unsrer Lehrer und unsres Zeitalters ist blind und taub wie die

1) A. Hagen a. a. O. S. 47.

2) Gemeint ist Ps. 104, 30: Du lässest aus Deinen Odem, so werden sie geschaffen, und verneuerst die Gestalt der Erde.

3) Orthographie und Interpunktion des Originals sind durchweg beibehalten.

die Ihn predigen und Ihn ergründen wollen, es ist der kalte Gott der ruhig die Zähren fließen läßt, ohne sie zu trocknen, zu dem es unnüz ist zu beten und der eben so selbstsüchtig als der kleine Mensch und noch schlechter als er, der doch noch mitleiden kennt, das geschöpf auf den stürmischen Ocean des Lebens ausstößt und sagt suche nun wenn du es kannst das Ufer, oder gehe unter.

Fliehen sie dieses Hirngespinste wie jedes idol der Heiden, glauben sie an einen lebendigen Gott, der freylich den steinern Herzen sich nicht offenbaren kan wie dem der ihn sucht und liebt, darum streben sie den Göttlichen sinn zu entwickeln. Lassen sie die Unruhen der Menschen nicht in ihr Herz herein und im streben nach dem Göttlichen im hohen und stillen Umgang mit dem Allerhöchsten werden sie sich selbst immer mehr loß, und den irdischen sinn von dem plato auch spricht, der zur Erde niederzieht, das sind die wilden unruhen ihres und aller Herzen, der unter tausend formen die Menschen so klein und elend macht.

Das niedere zieht herab und gehört zum staubgewordnen, das hohe verklärt um sie die Natur und verklärt sie selber, Das ist von Gott und geth zu Gott. gehn sie von stufe zu stufe hinan den weg des Friedens u. der Glückseeligkeit, gleich den gestirnen die ruhig ihre Bahn fortsezen, wenn unter sie die Elemente kämpfen.

Der Mensch ist nicht wie die Blume die verwandelt wird zwar er vergeth wie sie auf Erden, er ist aber ein gewächs für die Ewigkeit und in den stürmen sowie im sonnenschein des Lebens soll er gereift werden u. wachsen, es geht über der Eiche der morgenwind des lenzes und das Heulen der stürme, und sie gedeyth und breitet ihre Riesenarme zum Himmel hoch hinan auch sie

werden sie so. Majestätisch ist der Nahmen des Ewigen mit sonnen am firmament geschrieben, sprechen sie den Ewigen durch hohe Thaten aus und verkünden sie seine nähe und unwillkürlich werden sich vor ihnen die stürmischen Gewalten der Erde beugen, und die wilden unruhen und das gemeine ihres jahrhunderts, und das elend selbstsüchtiger leidenschaften werden beschämt oft zurückweichen, noch öfter wird der gefallene sohn des stolzes und der sinne fliehen vor dem stillen Geheimniß ihm unbekannter Größe, das auch ohne worte, wie ein großer Vorwurf vor seinen Blicken steht.

Aber um groß zu werden fliehen Sie selber den geist unsrer Zeiten der alles große und schöne verdrängt, und schöpfen sie wahrheit und weißheit und schönheit und Liebe aus dem Ocean selber. Der kleine mensch glaubt er kan aus sich heraus das schöpfen was nur in Gott ist und bleibt klein und vergeth und wächst nicht gleich der Blume die sich der sonne entzieht.

Christus ist die sonne der geisterwelt. Der lebendige Baum des lebens und wer von dem Waßer trinkt das er so himmlisch der Samariterin anboth wird ewig leben.

Das ewige Wort wurde fleisch starb den großen tod der Liebe, damit das rebellische Kind das keinen Vater will weil es die sünde liebt (?), damit der entartete Mensch versöhnt mit Gott Erbarmen fände, Christus seine Sünden tilgte die kein mensch tilgen kan, denn kein Mensch kan die folgen auch nur einer that auslöschen, kein mensch kan Gottes gerechtigkeit befriedigen sehn sie und darum starb die Liebe, adelte durch annahme den gefallenen, enterbten setzte ihn in seine rechte wieder ein machte ihn der Vereinigung mit seinem Gott wieder fähig,

indem er ihn der Einflüße der göttlichen Natur und also wieder des Lichts fähig machte, denn der natürliche mensch den sie täglich überall herumwandeln sehn, ist unter das thier gesunken. er hat keinen genuß im höchsten Glück, im Umgang mit Gott. er schämt sich seine Kniee für den Allmächtigen zu beugen, er raubt ihm die Ehre in dem er alles was er noch gutes thut sich zuschreibt, u. denkt nicht daß auch das thier eigenschaften hat und das jedes gute nur von Gott kömt. er kennt die Liebe nicht, schämt sich der Armuth und aller der pflichten die ihm die Liebe schon in Moses Bücher befahl. u. um sich ganz zu erniedrigen schämt er sich seines Erlösers erkennt ihn nicht, und erkennt er Ihn, so bekennt er ihn nicht, weder auf der canzel noch auf dem catheder, weder im engen bezirke des häuslichen Lebens noch im öffentlichen Amte.

Darum bleiben sie in Gott Abrahams Gott der mit seinen Erwählten unter den tamarinden wandelte und unter den sternen Chaldäas, sey ihnen ein lebendiger liebreicher stets naher freund: lernen sie ihn kennen in der schrift, nicht wie die, die so wenig die heiligen Urkunden kennen u. Ihn im alten Bunde als einen Gott des Zorns fürchten. nein, der der uns in Christo so mild erschien u. in den propheten nur das Herz fordert u. nur Erbarmen anbietet ist voller Liebe, zwar den Gottlosen muß er ein Verzehrend Feuer seyn aber er straft nur um noch zu retten.

alle seine Anstalten gehn da hinaus, wahre Liebe in den menschen hervorzurufen, bleiben sie in der Liebe, so bleiben sie wie Johannes sagt in Gott, bitten sie oft um diese köstliche Gabe von der die welt nichts weiß.

Die Liebe die von Gott ist, bestrebt sich Gott überall zu lieben wie Abraham es that, sie sieth nur Gottes Ehre, will nur die Verbreitung seines Reichs, sie ist voll Demuth sie bestrebt sich um reinheit der sinne, um lauterkeit des Herzens, denn daß Herz soll ein Tempel des Herrn werden, wohlthätigkeit dies kalte resultat karge (?) niedrige herabwürdigung der pflicht die oft Gott ein greuel wird, weil der menschenstolz sich oft darauf was einbildet — oft auch ausgiebt ohne zu lieben ohne Gott verherrlichen zu wollen, und ohne mit warmer Bruderliebe nicht allein zu geben sondern zu erfreuen, zu schonen zu theilen das was ihm der Vater gab — geld geben ist die geringste aller arten zu geben, obgleich sie den menschen alles scheint; es muß das Herz sich dem Bruder verkünden, und die Ewige Liebe den geber verklären; den beßer soll er jedesmal werden, es muß der (dem) geholfen (wird), die leitung Gottes erkennen lernen, und zum dank aufgefordert werden gegen den, deßen Güter wir nur verwalten von menschen dankbarkeit wollen ist eine elende selbstsucht ein unheiliger gedanke, wie Diebstahl, den wir begehn. Gott allein gebührt dank und wir die wir Ihm dienen, müßen ihm danken. Das ist der sklave der menschen dient um menschenlob u. verzehrt sich in entheiligten werken: der Sklave seines kleinen ichs, handelt mit Gott, enthält sich grober Laster, bekennt Christum ohne ihn zu lieben und fordert seeligkeit; aber das wieder angenommene kind, das von hohem dank entflammte durch die adoption der Erlösung wieder geheiligte geschöpf will rein lieben, rein das liebenswürdigste lieben und durch seinen wandel verkünden, rein wie der Lichtstrahl werden, damit Christus die Urquelle der reinheit

sich mit ihm verbinden kan, ihn mit dem Vater vereinigen kan: sie ist es, diese Liebe, von der paulus sagt das die pforten der Hölle sie nicht überwinden werden; auf sie gründete der Herr die unsichtbare Kirche die einzige wo weder irrtum noch Laster ist. die einzige die bestehn wird, wenn alle äußere kirchen und äußere form vergehn. sie allein bewahrt den reinen Geist Christi und wenn Roms thiare die einst kaisern und königen drohte, im staube sinkt, wenn der sinnliche catholick in ceremonien versunken, noch immer mehr den schatten als das wesen sieht — und sklav so mancher schrecklicher irrthümer bleibt, die seine Kirche gebahr, wenn der kalte engherzige protestant die hohen mysterien zergliedert und vorübergeth, und sich von seiner vernunst abfinden läßt und sie anbetet weil ihre kleinen Begriffe ihn begnügen u. sein stolz begreifen will, so wenden sie sich zur unsichtbaren kirche um Christen zu finden u. sie werden sie finden, denn Gott hat überall Kinder. seine Erwählten lebten zu jeder Zeit, wie die heiligen Überreste des Alterthums stehn sie mitten unter den ruinen die die barbaren anzündeten; verkannt von der Menge die wie vor große räthsel an ihnen vorübergeht u. verfolgt von denen, die das Licht haßen beten sie für die die sie haßen u. ihr tiefes mitleiden umfaßt (umfasse?) alle verirrten.

Lernen sie beten lieber Friedländer, beten sie viel, lernen sie im hohen Umgang mit Gott glauben u. lieben, lernen sie von ihrem Erlöser dulden, verleugnen, sanftmüthig und demüthig zu werden. Demuth und Liebe sind die Flügel die zu Gott tragen, innres gebeth des Herzens u. verleugnung seiner selbst, seines stolzes seines Eigenwillens seiner wilden Leidenschaften die hohe schuhle wo

der Geist Gottes unterrichtet, verachten sie Lob und tadel der menge, wenn es sie hindert recht zu thun, wandeln sie darum in Gottes gegenwart. der Ewige hat sie bei ihrem Nahmen genannt, was kümmert(?) sie Menschenruhm. der Ewige drücke das hohe siegel der verklärung auf ihre stirn, ach ein ihm ganz ergebnes menschenherz daß erneuert durch die Erlösung dasteth von Verderben befreit ist ihm mehr als tausend welten, die nicht lieben können. denn auch der Ewige hat das hohe Bedürfniß sich mitzutheilen, hohe seeligkeiten warten ihrer wenn sie Christum ganz angehören, seeligkeit auf Erden die keine Aufklärung nur ahnden kan.

Bedauern sie die verirrten haßen sie die bosheit nicht die boshaften. beten sie für alle; die meisten menschen irren aus dummheit, die tochter des stolzes u. der finsterniß, sie ist die krankheit auch unsres jahrhunderts — werden sie still und ruhig u. lernen sie schweigen schon pythagoras jünger schwiegen u. hörten ihren Lehrer reden. Wie die Palmbäume die unter dem Himmel des Orients ihre Blätter wie Pfeile darstellen und die süße frucht darbieten werden sie still u. hoch u. tragen sie süße früchte der beste seegen den wir den menschen bringen, wächst(?) tief im innern. Leben sie wohl, werden sie vollkommen wie ihr Vater im Himmel, denn er will, sie sollen glückseelig werden, der friede des dreieinigen Gottes u. sein seegen sei mit ihnen.

Der Herr gab ihnen viele Fähigkeiten. Er wird viel fordern, laßen sie ihre fähigkeiten heiligen zu Gottes Ehre und werden sie wie ein Kind so willenloß. mit inniger freundschaft bin ich ihre ergebene Br. Krüdener

den 16. nov. 1811. geb. Vietinghoff.

Die Anziehung, die Frau von Krüdener auf Frau Barckley übte, war eine so unwiderstehliche, daß die letztere sich entschloß, mit ihrer Tochter die Prophetin nach Karlsruhe zu begleiten und dorthin überzusiedeln.

Der damals ohne Zweifel bereits beschlossene Übertritt Friedländers zum Christentum konnte erst erfolgen, nachdem er (im Februar 1812) Königsberg verlassen hatte, da er seinen Eltern, denen er den größten Kummer bereitet haben würde, nicht bekannt werden sollte. Als Jude hatte er sich, da seine Eltern unvermögend waren, zum Studium der Medizin entschließen müssen: *ἰητρὸς γὰρ ἀνὴρ πολλῶν ἀντάξιος ἄλλων* (denn ein heilender Mann ist gleich viel andern zu achten) schrieb Ferdinand Delbrück[1]) (16. Februar 1812) dem jungen Doktor vor seiner Abreise nach Berlin ins Stammbuch. Aus der Zeit seines dortigen Aufenthaltes rührt folgendes Blatt her:

Es hat uns gott den trost gegeben
Wes lip mit truwen ende nimt,
Daz der zum himmelriche zimt.[2])

Mal que tiene la
muerte por extremo[3]). Ferdinand Frh. von Schrötter.
Berlin
den 25sten Junius 1812.

1) Regierungs- und Schulrat und zugleich außerordentlicher Professor an der Universität in Königsberg, seit 1818 ordentlicher Professor (für Literatur, Ästhetik und praktische Philosophie) in Bonn, † 1848. Vgl. Rudolf Delbrück, Lebenserinnerungen (1905) I 55 ff.

2) D. h. wessen Leben in Treue endet, der gehört ins Himmelreich. Die Klage, Lachmann Z. 287 S. 314, Bartsch Z. 574 S. 31.

3) Schlimm für den, der den Tod für das letzte hält.

Im Herbst dieses Jahres war Fr. in Dresden, hauptsächlich ohne Zweifel, um die dortigen Kunstsammlungen zu studieren, und verkehrte in literarischen und Künstlerkreisen, wie Stammbuchblätter von Carl Förster (Übersetzer des Patrarca usw. 1784—1841), seiner Frau Louise († 1877), den Malerinnen Therese von Winckel (1784—1867) und Louise Seidler (1786—1866) und Gerhard von Kügelgen (1772—1820) zeigen. Fr. Kölle, der am 17. Oktober 1812 in Frs. Stammbuch schrieb: Waegs, Wags! ist der damals der dortigen württembergischen Gesandtschaft beigegebene, 1813 zum Legationsrat ernannte Chr. Fr. K. von Kölle (Verfasser von „Rom im Jahre 1833" usw. 1781—1848). Von den übrigen damals geschriebenen Gedenkblättern mögen zwei hier Platz finden.

Die höchste Liebe, wie die höchste Kunst
Ist Andacht. Herder.

Süßer Zauber des Erkennens einer tieffühlenden, für das Höchste begeisterten Seele! Liebliche, schöne, neue Blüte meines so unruhig wogenden Lebens, reich an tausend Schmerzen, aber auch süßen Freuden, möchtest du mir nicht, kaum entfaltet, wieder entrissen werden, möchtest du mir blühen, auch aus weiter Ferne, im schönen Lichte der Erinnerung, mir blühen mit Treue und Innigkeit, so wie mein Herz für dich lebt, heute und für alle Zeit.

Dresden Louise Seidler.
den 2ten Oktober 1812
11 Uhr Abends.

Zu unsres Lebens oft getrübten Tagen
Gab uns ein Gott Ersatz für alle Plagen,
Daß unser Blick sich himmelwärts gewöhne
Den Sonnenschein, die Tugend und das Schöne.
Goethe.

Möchten Sie bei diesen Zeilen sich meiner und meiner Arbeitsstube mit Vergnügen erinnern

Dresden Gerhard v. Kügelgen.
den 3ten Oktober 1812.

An den Feldzügen der Jahre 1813 und 1814 nahm Friedländer als Arzt teil. Die ganze erste Hälfte des Jahres 1813 scheint er noch in Berlin zugebracht zu haben. In der Zeit der Spannung vor dem Ausbruch des Krieges ist folgendes Stammbuchblatt geschrieben:

Between the acting of a dreadful thing
And the first motion all the interim is
Like a phantasma or a hideous dream.
The genius and the mortal instruments
Are then in council, and the State of man
Like to a little kingdom, suffers then
The nature of an insurrection.
Julius Caesar.

Mögen diese Worte Sie an diese Zeit erinnern, wenn sie längst in eine bessere übergegangen ist und Sie meiner freundlich dabei gedenken.

Berlin Henriette Harz.
den 23ten Februar 1813.

Kurz vor seiner Abreise von Berlin[1]) erhielt Fr. folgende Blätter:

1) Nach Schweidnitz? dort (im russisch-preußischen Hauptquartier) fand sich zu Anfang des Juni Schenkendorf mit seinen alten Freunden zusammen; „denn mit den Grafen von Münchow und Ernst von Kanitz, mit dem Freiherrn von Schrötter und dem Doktor Friedländer, der als Regimentsarzt diente, stand er in derselben Division". A. Hagen a. a. O. S. 140.

Diligantur omnes propter Jesum; Jesus autem propter se ipsum. Thomas a Kempis.

Berlin den 1. Jan. 1813.

Karl Ritschl
Bischof G. C. B. Ritschl,
(1783—1855).

Am 11. Juni schrieb L. v. Lancizolle unter einer Stelle aus Novalis:

Nehmen Sie zum Andenken bei unsrer jetzigen Trennung diese Worte eines Dichters, den ich vor allen liebe und verehre. Auch Sie wird der Geist der Poesie begleiten und über alle Mühen und Gefahren emporhalten. Kehren Sie glücklich und bald zurück, und möchten wir dann den frohen Ausgang unsrer großen Sache mit einander feiern dürfen!

Von David Assur (Assing), der im Befreiungskriege zuerst im russischen, dann im preußischen Heer mit Auszeichnung diente, rührt folgendes Blatt her:

Vultus Fortunae variatur imagine Lunae
Crescit, decrescit, constans persistere nescit.
Nordseite des grünen Turms zu Königsberg.

Um den Mond das Ringelein
Möcht' die Liebe gerne,
Danach seufzt sie abends hin
Bei dem Schein der Sterne.

Manches Ringlein ward zu weit,
Abfiel's vor dem Grabe;
Um den Mond das Ringlein bleibt,
Nehm er zu und abe.

Sint aliis turres et inexpugnabile vallum,
Nos Deus (et) Rectum, Simplicitasque tegant.
Südseite.

Magdeburg uns schützet nicht,
Tand sind alle Vesten;
Gottes heilge Himmels-Magd
Schützet uns am besten.

Berlin David Assur
den 12ten Juny 1813[1]).

Am 31. August 1813 richtete Henriette Herz an Fr. folgenden Brief nach Breslau, den er in Reichenbach in Schlesien erhielt:

Nicht Ihrer freundlichen Mahnung hätte es bedurft, die mir durch B. Frd. zugekommen, um Ihnen recht bald einige Worte zu sagen. Mein eigenes Gewissen, mein eigener Wunsch mahnten mich schon seit längerer Zeit, ich konnte aber weder innere noch äußere Ruhe finden und die letztere habe ich auch jetzt nicht; denn ein im letzten Gefecht bei Brl.[2]) verwundeter Sohn meiner Schwester liegt im Nebenzimmer, der meiner Sorgfalt fast jeden Augenblick bedarf. Seit wenigen Tagen erst kann man im Gemüte zum Teil ruhig sein. Die Gefahr hat sich entfernt und seit gestern erst wird die Brust wieder von den schönsten Hoffnungen gehoben. Welch eine schauder-voll herrliche Zeit ist die jetzige, mein Freund! Das Ende des Kampfes sei welches es wolle; das edle deutsche Blut ist nicht umsonst vergossen, der große Gewinn,

1) Das grüne zur Umfangsmauer der Insel Kneiphof (eine der drei Städte, aus denen Königsberg besteht) gehörige Tor ist längst abgebrochen. Magdeburg war damals noch in den Händen der Franzosen. Ob die obigen (nur teilweise verständlichen) Strophen von Assur herrühren oder von wem sonst, weiß ich nicht.

2) Die Schlacht bei Großbeeren 23. August.

Veredlung unsres Selbst, kann uns nicht mehr geraubt werden. Was tief in stillen Tiefen schlummerte ist geweckt u. ans Licht gerufen worden, wo es nun in aller Kraft sich hinstellte u. nur durch ungeheuere Macht oder ungeheuere Boßheit überwunden werden konnte. Gott wird die erste lähmen u. die andere hemmen u. zerstören, damit das Gerechte siege.

Uns friedliebenden friedgewohnten Menschen waren die Gräuel des Krieges nun so nahe — hätte ich es doch in einer andern Zeit für ganz unmöglich gehalten, Anblicke zu ertragen, wie ich sie in den nahe vergangenen Tagen gehabt. Unter Todten Sterbenden u. Blutenden suchte ich mir meinen Neffen heraus, den ich zum Glück nicht gefährlich verwundet fand — Wahrlich muß jeder in sich jede Kraft erhöht vergrößert fühlen u. mit diesem Gefühl zugleich den Trieb sie anzuwenden.

Sie, mein lieber Freund, stehn auch auf einem herrlich schönen Standpunkte, was dem armen Menschen das böse Geschick durch den allgemeinen Feind böses sendet, das sollen Sie mildern, heilen und ihn von neuem ausrüsten mit Kräften. Ihr schönes Gemüth wird da wo Sie nothgedrungen Schmerzen verursachen müssen, etwa um zu heilen, Sie gute tröstende Worte gegen den Leidenden sprechen lassen u. er sich dadurch erleichtert u. ermuntert fühlen. Da Gott mir die süßeste Freude des Weibes versagte, warum ließ er mich nicht Mann werden? Prediger oder Arzt wäre ich geworden, heilen wäre in jedem Falle mein Geschäft gewesen — es sollte nicht sein, und in meinen guten Stunden danke ich Gott für das was ich bin, was ich habe durch ihn u. gute Menschen.

Leben Sie wohl, mein lieber Freund, der Himmel erhalte Sie gesund u. heiter u. fröhlich. Es möge Ihr guter Genius rege erhalten werden in der traurigsten Umgebung u. der süße Götterfunke Poesie nie verdunkelt werden. Schreiben Sie mir bald, recht bald wieder.

Wenn Sie Hufelands, wenn Sie Schrötter sehn, grüßen Sie sie tausend mal von mir. Laura (?) ist in der Herrnhuter-Anstalt in Gnadenfrei.

Leben Sie tausendmal wohl.

Henriette H.

Den folgenden Brief vom 20. November 1813 erhielt Fr. in Fulda am 5. Dezember.

Gestern höre ich wo Sie sich jetzt aufhalten u. heute eile ich Ihnen ein paar Worte zu sagen, lieber Friedländer, wenn sie auch nichts enthalten als einen freundlichen Gruß aus der jetzt ruhigen Ferne. O Gott wie oft denke ich mit Schauder u. Wehmuth nach der Gegend hin, wo auch Sie jetzt die Anzahl der unendlichen unsäglichen Leiden linderten u. lindern. Seit Jahrtausenden war keine so schreckensvolle Zeit, die das tiefste Gemüth so zerriß u. doch auch so erhob — die Heldenzeit aber ist noch nicht wieder erstanden, wo die Mutter zuerst nach der Schlacht u. dann nach dem Sohne frug; sie kann aber jetzt wieder herrlich aufblühn, wenn schon der Weg zum Ziel dunkel u. blutig ist — jetzt aber ist der Dank in unsern Herzen gegen Gott, für die Siege die er uns verlieh, noch mit Wehmuth Trauer u. Schmerz gemischt; bange Besorgniß um nahe Verwandte u. geliebte Freunde, Trauer um Hingeschiedene stören das Gefühl der Freude, das billig ungemischt in uns sein sollte.

In meinem Hause geht es jetzt gut, mein von 6 Ärzten aufgegebener Neffe ist genesen und wird in wenigen Tagen das Bett verlassen und an Krücken umherwandeln; es ist noch Hoffnung daß er den Fuß wird gebrauchen können. Wie viele könnten ihre Glieder u. das Leben behalten, wenn es möglich wäre auf die Menge solche Sorgfalt zu wenden, wie man es auf den Einzelnen kann.

Die Geschichte mit Schrötter u. der Schleiermacher[1]) ist äußerst comisch u. sieht ihr sehr ähnlich — sie ist immer schrecklich confus aber oft sehr liebenswürdig in ihrer Confusion. Es läßt sich doch das Eingeborene nicht vertilgen, noch kann irgend etwas es eigentlich ertödten — das sieht man auch recht an der Schl. in welcher Abgeschiedenheit hat sie nicht eigentlich immer gelebt — denn nächst dem Klosterleben ist doch ein Herrnhuterleben klösterlich — und wie lebendig hat sie sich erhalten, wie faßt sie alles scharf auf u. richtig.

Haben Sie Arndt, den Kernmenschen, gesehn? Was wissen Sie von Schrötter, Wedeke[2]), E. Hufeland[3])?

---

1) Schleiermachers Schwester Lotte. Dilthey, Leben Schleiermachers, I, S. 75 f.

2) Vielleicht ein Sohn des mit Schleiermacher befreundeten (Dilthey, Leben Schleiermachers, I 52) Oberhofpredigers und Professors Wedeke (Hagen a. a. O. S. 36), welcher letztere im Februar 1812 in Frs. Stammbuch schrieb:

Coelum non animum mutant qui trans mare currunt.

3) Ein Blatt mit dem Datum: Berlin d. 26ten August 1812 und der Unterschrift: Lieber! Dein E. Hufelandt! Thüring findet sich in Frs. Stammbuch. Er war wohl ein Sohn des berühmten Arztes, der 1806—9 als Leibarzt der Königin Louise in Ostpreußen lebte und mit Fr. vielleicht schon damals befreundet. Vgl. unten S. 34, 2.

Ach nach so vielem möchte ich Sie noch fragen, lieber Hermann (lassen Sie mich Sie so nennen, es ist ein so schöner Name) — Sie mögen Ihnen aber wol alle fern sein. Ach ich bete für alle, für jeden Sohn Bruder Geliebten, für jedes leidende Herz bete ich um Erleichterung — Ach es bluten deren unendliche. Gott erhalte Sie lieber junger Freund u. schütze Sie vor Bösem in jeder Art. Wenn Sie Schrötter meinen Gruß können zukommen lassen, so thun Sie es und zwar recht herzlich, mit tausend Segenswünschen.

Wirklich lassen alle Sie freundlich wieder grüßen, die ich von Ihnen gegrüßt. — Ach säßen wir nur erst wieder alle um meinen Theetisch. Adieu adieu!

Henriette H.

Gott Reil soll in Halle schwer danieder liegen, schrecklich wäre es, wenn auch er ein Opfer würde[1]).

Als Oberarzt an einem preußischen Lazaret, wo er einen schweren Typhus glücklich überstand, blieb Friedländer 1814 noch längere Zeit nach dem Friedensschlusse in Paris; er benutzte fleißig die unvergleichliche Gelegenheit, seine Kunstanschauungen durch den Besuch des musée Napoléonien zu erweitern. Dorthin schrieb ihm Henriette Herz aus Berlin am 31. Oktober 1814:

Nicht meine Schuld ist es, daß Sie so lange nichts von mir gehört haben, ich habe Ihnen viel geschrieben

1) J. Chr. Reil, geb. 1759, 1810 Professor in Berlin, 1813 Direktor der preußischen Lazarette auf dem linken Elbufer, starb am 22. November in Halle am Hospitaltyphus als ein Opfer seines Berufs.

und ich muß gestehn, daß es mir leid ist, daß der Brief verloren worden, verweht wer weiß in welche Lüfte. Fast ist es sündhaft sich so etwas leid sein zu lassen, was in einer Zeit geschah, wo so viel Herrliches unterging, wo so ungeheueres erstand. Jedem jungen Gemüt wünsche ich Glück, das einen Theil dieser Zeit erlebt und überlebt hat, so auch Ihnen lieber Fr. Daß Sie aber den Platz jetzt verlassen, der gleichsam der Silberblick des Ganzen war, daran thun Sie sehr wohl. Denn nur sehen soll man dort was hingeschleppt worden, jeder andere Sinn soll dem rechten Menschen dort verschlossen bleiben, er soll wie Ulysses seinen Gefährten sie mit Wachs verkleben — denn schwach und sündhaft sind wir nun einmal. Sie kommen nun in ein besseres Land zu den lieben Österreichern, wen ich so nenne ist das eigentliche Volk das man wirklich lieben muß, und das in dem schönen Lande, in der großen alten Kaiserstadt und in ihrer sehr schönen Umgebung — es wird Ihnen sehr wohl dort werden, ich weiß es gewiß. Möchte ich etwas dazu beitragen durch die hier beiliegenden Briefe — und wenn es geschähe, so erbitte ich mir zur Belohnung, mir recht offen und frei zu schreiben, wie Sie diese Menschen gefunden, wie jeder auf Sie gewirkt; ich denke mirs im voraus und es ist wohl verzeihlich, wenn ich gerne weiß ob und wie ich geirrt.

Von meinem Leben kann ich Ihnen nichts eben neues sagen, es ist wie Sie es kennen, und wer wie ich — gar nichts mehr zu hoffen hat, muß sehr wünschen, daß keine Veränderung in seinem Leben vorgehe, denn er kann nur noch verlieren, und auch dafür muß er Gott danken, was ich denn auch mit Andacht thue.

Ich sehe und liebe Schleiermachers und Schadows [1]), sehr und schätze noch viele andere Menschen, und zu den letztern gehört der vortreffliche Nicolovius [2]) vorzugsweise.

Wirklich ist in dieser Zeit eine solche Erscheinung selten; ohne daß ihm in dieser irgend etwas fremd sei, hat er die Milde, die Ruhe, die Klarheit der früheren, die so wohlthuend, so sanft belehrend war. Nic. würdigt das neue und verwirft das alte nicht. Ich freue mich seiner Freundlichkeit gegen mich und bemühe mich gerne seiner freundschaftlichen Achtung werth zu sein.

Schrötter ist sehr glücklich in Marienwerder mit seiner jungen Frau [3]) — es geht hier ein Gerücht, daß sein Vater hier Justizminister werden soll, ich glaube es aber nicht.

Von Sibbern [4]) habe ich in diesen Tagen einen sehr lieben Brief gehabt, er ist wirklich Professor der Philosophie in Koppenhagen und liest mit Beifall.

Wenn Sie an Lotte Schleiermacher schreiben wollen, so müssen Sie mir den Brief schicken oder ihn nach Potsdam unter der Adresse des Oberst von Blank schreiben, denn da ist sie jetzt und dürfte schwerlich nach Gnaden-

1) Der Bildhauer J. G. Schadow (1764—1850) seit 1816 Direktor der Akademie der Künste in Berlin.

2) G. H. L. Nicolovius (1767—1839), ein Enkel der Schwester Goethes Cornelia, seit Dezember 1808 Leiter der damals dem Ministerium des Innern unterstellten Sektion des Kultus und Unterrichts, was er auch in Berlin nach der Errichtung eines eigenen Kultusministeriums unter Altenstein blieb.

3) Oben S. 3, Anm. 2.

4) Friedrich Christian Sibbern bereiste 1813 die deutschen Universitäten, E. M. Arndt nennt ihn in einem Brief an Johanna Motherby (oben S. 3) einen albernen dänischen Naturphilosophen.

frei zurückgehn; sie ist nämlich seit dem Januar schon bis vor wenigen Wochen in des Bruders Hause gewesen, findet aber dort nicht Beschäftigung genug und hat jetzt die Erziehung zweier junger Fräulein übernommen. Wir haben schöne Stunden, ja ganze Nächte mit einander verlebt. Lotte liebt mich zu sehr, es kann mich ordentlich ängstigen. Sie würden sie sehr mit einem Briefe erfreuen, denn sie spricht mit vielem Interesse von Ihnen.

Haben Sie Henriette Mendelson[1]) in Paris nicht kennen gelernt?[2]) Nicht Alexander von Humboldt? Beides wäre unverzeihlich.

Nun leben Sie wohl, lieber Fr., möge Ihnen in jedem Sinne wohl sein, wo Sie diesen Brief erhalten.

Madam Dorothea Schlegel, diese meine erste und fürs Leben geliebteste Freundin, müssen Sie noch eigens von mir grüßen, und finden Sie Schlegels nicht zu Hause, so geben sie ihr den Brief. Lassen Sie sichs im engsten Vertrauen sagen, daß bei Schlegels und bei der Pichler jedem gebildeten Menschen in Wien am wohlsten wird, ich wenigstens fand nur da und bei Humboldts mich heimatlich — aber ja still! Adieu H. Herz.

---

1) Henriette Mendelssohn, dritte Tochter von Moses M. lebte in Paris als Erzieherin der Tochter des General Sebastiani (die 1824 mit dem Herzog von Praslin vermählt, 1847 von diesem ermordet wurde), seit 1824 in Berlin, † 1831.

2) Dorothea Mendelssohn, älteste Tochter von Moses M. (1765—1839), 15jährig mit dem Kaufmann Simon Veit vermählt und Mutter der beiden Maler Philipp und Johannes Veit, 1798 geschieden, heiratete 1804 Friedrich Schlegel (1772—1829) und trat 1808 mit ihm zum Katholizismus über. Vgl. S. Hensel, Die Familie Mendelssohn (1879) I, S. 45—77 (die Töchter Moses Mendelssohns).

Im Jahr 1814 nahm Fr. seinen Abschied als Militärarzt. Bei der Rückkehr nach Deutschland suchte er zuerst in Karlsruhe das (dort am 15. Dezember 1812 vermählte) Schenkendorfsche Ehepaar auf und lernte dessen nächste Freunde kennen, namentlich Jung Stilling (1740—1817) und den Kirchenrat Joh. Ludwig Ewald (1747—1822). Er erhielt dort u. a. folgende Stammbuchblätter:

„Herr wohin sollen wir gehn? —
„Du hast Worte des Lebens.“

Mögen diese Worte Sie führen durch Freuden und Leiden, durch alle Gefahren und Täuschungen dieses Erdenlebens dem hohen Ziel entgegen, zu dem wir berufen sind.

Es war mir eine recht innige Freude Sie wiederzusehn und die alte in der Heimat geschlossene Freundschaft in der Fremde zu erneuern und zu befestigen — für die Ewigkeit. — Wann und wo wir uns wieder antreffen wissen wir nicht — wir sehn uns aber nie zum letzten mal.

Gottes Segen mit Ihnen

Ihre getreue Freundin

Karlsruh Henriette Schenkendorf.

den 24. Dezember 1814.

Jesajah 59, V. 21. Luk. 11, V. 13.

Drückt dich oft der Zweifel, ob du auch die Wahrheit erkennest,
Ob du in allem richtig die Lehre des Herren verstehest,
Richtig und rein sie bekennest, und nirgend sich Eigenes einmischt?
Dann untersuche genau den ganzen Kreis deines Wissens,
Findest du einen Begriff, an dem deine Eigenheit vesthängt,
Den du durch Kunst ergrübelt, durch eigene Weißheit erdacht hast,
Ach! dann opfere ihn bald dem Herrn zum süsen Geruch auf,

Wenn du ganz gelassen nur das zu wissen verlangest,
Was dir vom Herrn geschenkt ist, nichts anderes suchest und wünschest,
Stets seinen Geist erflehest, dann ruhig und willenlos wartest,
Glaube nur fest, du wirst nicht getäuscht, von Stunde zu Stunde
Wird ein Begriff nach dem andern dir klar ohn' eigenes Grübeln.
Er legt sein Wort in Mund und Feder, und du kannst getrost sein,
Gibt ein böser Vater dem Kind etwas gutes und Gott nicht?
Zum freundschaftlichen Andenken
Carlsruhe von Jung Stilling.
den 3ten Xber 1814.

Es giebt einen Tiefsinn, der daneben gräbt und eine Einfalt, die den Himmel erobert. — — —

Die Himmelsleiter hat sieben Sproßen, Hören, Glauben, Lieben, Thun, Leiden, Streiten und Siegen. Sailer.

Klimmen wir muthig hinauf. — Droben in der Heimath finden wir uns dann wohl wieder.
Carlsruh Caroline Jung.
den letzten Abend im Jahr 1814.

Frau von Krüdener, die Fr. in Baden-Baden aufsuchte, schrieb:

Ich bin der Herr und ist ausser Mir kein Heiland.

Die du so sprichst, Seele! wohl dir. Du hast Ihn erkannt den Wahrhaftigen; erkannt hast du Ihn den Allgenugsamen. — Du allein weißt an welchen du glaubest. Kindlein bleibe bey Ihm!
Baden Juliette von Krüdener.
den 7. Januar 1815.

Ebenfalls in Baden und an demselben Tage hat sich der Schwiegersohn der Frau v. Kr., Herr von Berckheim (ehemaliger französischer Präfekt, später russischer Staatsrat) mit zwei Bibelstellen in Fr. Stammbuch eingeschrieben, der sich als „Ihr Freund und Bruder in unserm Heiland" unterzeichnet. Dann folgt ein von dem ehemaligen Genfer Geistlichen Empaytaz (der im Spätsommer 1815 die auch von Kaiser Alexander viel besuchten Abendgottesdienste der Frau v. Kr. in Paris leitete) geschriebenes Blatt:

Cher Frère en Christ notre Sauveur.

Puisque vous avez reçu le Seigneur Jésus, marchez constamment en Lui. Tenez ferme ce que vous avez afin que personne ne vous enlève votre couronne.

Des tems terribles approchent [1]), et tous ceux qui n'auront pas Jesus dans le Coeur seront enveloppés par la Justice divine.

Pour vous mon cher Frère qui avez le bonheur de connoitre le Seigneur de Gloire et qui avez senti dans votre Coeur sa grace prétieuse suppliez-le sans cesse de vous garantir de toute seduction.

Que Jésus vous remplisse de sa paix et de son amour.

Que le Seigneur vous bénisse
et vous Garantisse, comme étant son enfant Chéri.

Veuillez cher Frère vous souvenir devant le Seigneur de votre Ami et Frère

Le pauvre pécheur H[ry] Empaytaz.

---

1) Wohl die Zeiten der Herrschaft des Antichrist. In den Kreisen der Erweckten waren chiliastische Erwartungen verbreitet. Frau v. Krüdener, Deutsche Rundschau CI (1899) S. 438 ff.

Von Karlsruhe begab sich Fr. über München nach Wien, wo er hauptsächlich in den Häusern von Friedrich und Dorothea Schlegel und von Caroline Pichler (1769—1843) verkehrte. In dem letztern versammelte sich ein Kreis bedeutender Persönlichkeiten, und auch Fremde unterließen in der Regel nicht es aufzusuchen. Von Caroline Pichler, mit der er noch jahrelang einen freundschaftlichen Briefwechsel unterhielt, empfing er beim Abschied folgende Zeilen:

The Soul
Grows conscious of her Birth celestial; breathes
More Life more Vigour in her native air
And feels herself at home among the Stars.
Young.

Lassen Sie diese Worte des christlich erhabenen Sängers in stillen dunkeln Sommernächten, die Sie so sehr lieben, Sie an eine entfernte Freundin und manche schöne Stunde unseres Beysammenseyns erinnern. Gott geleite Sie auf Ihrem Wege, und führe Sie nach seinem heiligen Rathschluß, zur Seligkeit hier und dort.

Wien Caroline Pichler.
den 3ten August 1815.

Die Tochter der Schriftstellerin, Caroline Eugenie[1]) hat ihrem Stammbuchblatt ein Bild des Pichlerschen Gartens („den Sie einst durch Ihr Lied ehrten") beigefügt.

Im August 1815 trat Fr. eine Reise nach Italien an, die er (von Innsbruck bis Rom) in Gesellschaft des aus dem Kriege als Offizier zurückgekehrten Sohnes von Dorothea Schlegel, des Malers Philipp Veit (1793—1877)

1) Später mit dem Appellationsrat v. Pelzeln verheiratet.

machte. Vor der Abreise von Wien erhielt er folgende Denkblätter:

„Fürchtet den Herrn und gebet ihm die Ehre,
denn die Stunde seines Gerichts ist herankommen."

Off. Joh. XIV.

Zur Erinnerung an Ihren ergebensten
Hietzingen bei Wien Friedrich Schlegel.
den 15ten August 1815.

Fromm seyn ist ein schönes Kleid
Je mehr mans trägt, je besser es steiht.

Dem Gottliebenden, freundlichen Geleitsmann meines Sohns, dem mein Segen und meine Wünsche folgen, zum Andenken.

Hietzing bei Wien Dorothea Schlegel
August 1815. geb. Mendelsohn.

Tobias V Cap. 21. (vielmehr 23.) Vers.

Ziehet hin, Gott sei auf euerm Weg
und sein Engel müsse euch begleiten[1]).

---

1) Ob folgendes, ebenfalls aus Frs. Nachlaß stammendes Blatt an Philipp Veit gerichtet ist, kann ich nicht angeben:

Alles was wir Weltkinder sonst Poesie des Lebens nannten, das ist weit, weit — Ich könnte sagen wie Du: ich habe es satt, aber ich thue es nicht, und ich bitte und ermahne Dich, thue Du es auch nicht mehr. Sei tapfer, d. h. wehre Dich nicht, sondern ergieb Dich in tapferer Heiterkeit. Laß den Überdruß des Lebens nicht herrschend in Dir werden, sondern denke stets, daß dies arme Leben nicht Dein Eigenthum ist, noch Dir gegeben zur willkürlichen Benutzung oder angenehmen Beschäftigung, sondern daß jeder Tag desselben ein Geschenk der Gnade ist, ein Kapital das Du weder vergeben noch von Dir werfen darfst.

Dorothea v. Schlegel
geb. Mendelsohn.

Seine italienische Reise (von August 1815 bis Mai 1816) hat Fr. in seinen „Ansichten von Italien“ (2 Bände 1819 und 1820), einem in seiner Zeit viel gelesenen und beliebten Buche[1]), beschrieben. Sie erstreckte sich in südlicher Richtung nicht über die Umgegend von Neapel hinaus; in Sorrent, Capri, Ischia, Pästum ist Fr. nicht gewesen; außer den Hauptstationen der gewöhnlichen Touristenstraße besuchte er Ferrara als die Stadt Tassos. Überall stand die Kunst im Vordergrunde seines Interesses. In der sehr ausführlichen Beschreibung der heiligen Woche in Rom ist die Überschwenglichkeit seiner Äußerung über Allegris Miserere für die damalige Empfindungsweise charakteristisch. Er nennt sie unter allen Musiken, die ein sterbliches Ohr vernehmen mag, die herrlichste, wundervollste und die Krone aller Kirchenmusik; jedem, der sie wahrhaft empfunden, muß fortan alle andere schal und leer oder unheilig und irdisch vorkommen, und der Eindruck den sie hervorbringt, ist tief, unendlich und unvergänglich für das ganze Leben.

Die einzelnen Abschnitte des Buchs sind verschiedenen Freunden und Freundinnen mit poetischen Widmungen

1) L. Richter (Lebenserinnerungen, S. 99): „Ich las (1822/23) Stolbergs und der Elise von der Recke vielbändige Reisen nach Italien und fand zuletzt in Friedländers Schilderungen und dem von den jüngeren Künstlern besonders geliebten Reisebuch des Kephalides nur neue Nahrung meines Kummers“ (der Sehnsucht nach Italien). Anastasius Grün, der letzte Ritter (1830) Anm. 60: Eine mit glänzender Begeisterung und hohem Kunstsinn geschriebene Darstellung dieses Monuments (des Grabmals Kaiser Maximilians in der Franziskaner-Kirche zum Kreuz in Innsbruck) findet man in Herm. Friedländers Ansichten von Italien I 38 ff.

zugeeignet: An Ferdinand Freiherrn von Schrötter (den „theursten der Genossen"); an Frau Dorothea von Schlegel („die ihrem Kinde mich durch Lieb' und Segen zu Brudertreu und Pilgerfahrt verbunden"); an meine Geschwister; an Frau Henriette von Schenkendorf; an meine Freunde Karl Grafen von der Gröben und Eduard Hufeland (das „treubewährte edle Freundespaar"); an Frau Karoline Pichler geb. v. Greiner („der Frauenwürde reinstes Bild").

In Rom verkehrte Fr. vorzugsweise im Kreise der Nazarener. Der Maler Johannes Veit (1790—1854), der Bildhauer Konrad Eberhard (1768—1859) und der Kunsthistoriker Karl Mosler (1788—1862) haben sein Stammbuch mit (sehr schwachen) Bleistiftzeichnungen (Darstellungen biblischer Gegenstände) geschmückt; der Kupferstecher Ferdinand Ruscheweih († 1846) mit einem Bilde des Eingangs zum Hospital von S. Giovanni im Lateran, der Kupferstecher S. Rösel mit einer Sepiazeichnung von Tassos Eiche bei dem Kloster von S. Onofrio. Eine Originalradierung von Overbeck (1789—1869) stellt die Rückenfigur eines knieenden Mönchs dar, der das Kreuz küßt.

Sein Stammbuchblatt lautet wie folgt:

„Unus dominus, Una fides, Unum baptisma!" Ephes. IV, 5.

Die Erkenntniß dieser Wahrheit sehe ich als das schönste Geschenk des Himmels an, das mir in Rom zu Theil geworden ist, und das ich so gerne mit Allen theilen möchte! — Jedem ich Ihnen also die Beherzigung derselben bei Ihrer Abreise von Rom nahe lege, gebe ich Ihnen wahrlich das Beste was ich habe, und so auch den besten Beweis meiner aufrichtigen Gesinnung gegen Sie.

Rom J. F. Overbeck.

am 3ten März 1816.

Von den beiden Söhnen J. G. Schadows, dem Maler Wilhelm (1789—1862) und dem Bildhauer Rudolf (1786—1822) erhielt Fr. folgende Gedenkblätter:

Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr die Liebe untereinander haben werdet.
Ev. St. J. Cap. 13, V. 35.

Möchten Sie stets mein Freund im Herrn sein, darum bittet Sie herzlich Ihr wahrer Freund
Rom W. Schadow.
d. 9ten Mai 1816.

Dem Doktor Glück dem Menschen Segen
Wünscht Beydes Sculptor Schadow Euch.
Die beste Hülfe kommt von Oben
Drum laßt uns Gott den Herren loben.

So reiset denn mit Stock und Hund
Gedenket mein und bleibt gesund.

Ihr wahrer Freund
Rom Rudolph Schadow.
d. 9ten May 1816.

Den poetischen Abschiedsgruß von Cornelius (1783—1867) hat Fr. in seinen Ansichten von Italien II 312 mitgeteilt, doch mit Weglassung der grammatischen und orthographischen Fehler. Im Original lautet er folgendermaßen:

Komt ihr ins Vaterland zurück, so grüßet
Die Guten alle, die noch mein gedenken —
Auf freye Bergeshöhn, im dunkeln heilgen Wald,
Beym rauschen deutscher Ströme denkt an mich.
Doch kommet ihr am schönen stolzen Rhein
So grüßt den Alten, ruhfet meinen Nahmen
Mit lauter Stimme in die dunkle Fluth;

Sprecht ihm von meiner Sehnsucht nach der Heimath.
Und trehtet ihr zu Cölln in den Dom
O so gedenket meiner vor dem Herrn
Auf daß ich heimgelang' ins Land der Väter.

Nehmt diese wenigen Zeilen als ein geringes Zeichen meiner liebe und zum gedächniß unsres zusammenlebens in Rom, von Eurem

Rom P. Cornelius[1]).
d. 1ten Aprill 1816.

Nach Deutschland zurückgekehrt suchte Fr. zuerst Schenkendorf in Karlsruhe auf[2]). Die weiteren Stationen seiner Reise sind durch folgende Blätter bezeichnet:

Der verborgene Mensch des Herzens unverrückt,
mit sanftem und stillen Geiste, das ist köstlich für Gott.
Petr. 1 Br. 32 : 4 V.

Mögen Sie dieser herrlichen Worte immer tiefer und freudiger inne werden.

Von ganzem Herzen
Ihr
Frankfurt J. F. H. Schlosser[3])
den 19. August 1816.

1) Die beiden Freunde nannten einander später Du. Für mich wurde diese Freundschaft während meines Aufenthalts in Rom 1853/54 sehr wertvoll. Cornelius, der damals mit seiner zweiten Frau, einer sehr stattlichen und noch immer schönen Römerin, in der Casa Bartholdy wohnte und seine Gäste in dem von ihm, Overbeck, Schadow und Ph. Veit mit Fresken geschmückten Raum empfing, nahm mich ungemein freundlich auf, und ich durfte manchmal zusehn, wenn er an den Kartons der Fresken für das Camposanto des Berliner Doms zeichnete.

2) Oben S. 2.

3) Johann Friedrich Heinrich Schlosser (1780—1851), dessen Landsitz, Stift Neuburg bei Heidelberg, von Größen der

„In ihm leben weben u. sind wir."

In Wissenschaft u. Kunst das Eine u. Ewige nur suchen, u. in vermittlender Liebe wandlen, ist das reinste Dasein.

Mit Freuden sage ich es Ihnen an Ihrem Geburtstag[1]), daß ich Ihr Leben auf dieser Spur wahrnehme.

Der Herr geleite Sie ferner! Erinnern Sie sich meiner

Weimar C. von Wolzogen
1816 geb. von Lengefeld[2]).

„Ehe denn dich Philippus rief — da du unter dem Feigenbaum warest — sah ich dich.
Joh I. V. 48.

Wenn diese Worte unsres Herrn auch zu Ihrem Herzen so innig, so vielfach sprechen, wie zu dem meinen, so sind wir uns nahe in Ihm.

Das ist Andenken genug unter die Mitwandrer die sich auf Erden begegnen, bis sie **ein** Ziel vereint. So sey es Ihnen — von

Weimar Sophie v. Schardt
d. 28. August 1816 geb. v. Bernstorff[3]).

Frau von Schardt war 1812 zur katholischen Kirche übergetreten, was erst einige Jahre später den nächsten

Wissenschaft, Kunst und Literatur viel aufgesucht wurde, war 1814 zur katholischen Kirche übergetreten.

1) 29. August.

2) Schillers Schwägerin (1763—1847, Witwe seit 1809).

3) Sophie von Bernstorff geb. 1756, seit 1778 mit dem Geh. Regierungsrat von Schardt (Bruder der Frau von Stein) verheiratet, † 1819, war innig befreundet mit Zacharias Werner. Dessen Brief an Goethe über seinen Übertritt (Rom, 23. April 1811) Schriften der Goethe-Gesellschaft, XIV 58—62.

Angehörigen mitgeteilt wurde. Angesichts dieser und andrer Bekehrungen mochte der Staatsminister Christian Gottlob von Voigt, der vieljährige Freund und Mitarbeiter Goethes (1743—1819) sich bewogen finden, sein protestantisches Bekenntnis zu betonen. Er schrieb in Frs. Stammbuch:

Eine feste Burg ist unser Gott.

Zum Andenken am Lebenstage
Weimar C. G. von Voigt.
den 29. August 1816.

An demselben Tage schrieb Frau von Voigt:

Der Herr wird gebieten dem Segen, daß er mit Dir sey.

Zum Glückwunsch am 29. August 1816, bei der Rückkehr ins Vaterland, geschrieben zu Weimar von
Amalie Voigt, geb. Hufeland [1]).

In Berlin, wohin er sich von Weimar begeben hatte, erhielt Fr. folgende Stammbuchblätter:

Ich weiß an welchen ich glaube.

Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig u. beladen seid; ich will euch erquicken.

Gedenken Sie dabey meiner
Berlin D. Hufeland [2]).
den 11. Oct. 1816.

---

1) Amalie Hufeland geb. 1767, Witwe des Regierungsrat Osann 1803, heiratete Voigt am 31. Oktober 1815. Vgl. Otto Jahn, Goethes Briefe an Chr. G. v. Voigt (1868), Einleitung.

2) Christoph Wilhelm Hufeland (1762—1836) 1798 als Leibarzt Friedrichs Wilhelms III. nach Berlin berufen, Professor

Stets vor, und nicht langsäumend stille stehen,
Nicht hinter sich mit Stolze sehen,
Nicht auf dem Wege sich im Kreise drehen,
Darauf komt's an, ihr Söhne meines Vaterlands.
Steil ist sie hier und da die Bahn
Den Felsenberg hinan;
Allein wer steigen kont' und stieg, der fands.
Klopstock.

Nicht daß ich es schon ergriffen habe, oder schon vollkommen sey; ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte. — Ich vergesse was dahinter ist, u. strecke mich zu dem, was davornen ist, und jage nach dem vorgesetzten Ziel, nach dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung.

St. Paulus a. d. Philip.

Mögen Sie, schon lange Geliebter! ferner von Licht zu Licht fortstreben, bis zu völliger Klarheit!

Berlin G. H. L. Nicolovius[1]).
den 7. Oct. 1816.

Fr. habilitierte sich 1817 als Privatdozent in Halle, und wurde 1819 außerordentlicher, 1823 ordentlicher Professor der theoretischen Medizin. Die Muße, die ihm sein Amt und seine sachwissenschaftlichen (meistens lateinisch geschriebenen) Arbeiten ließen, widmete er ganz dem Studium der Kunst und Literatur. Er besaß eine reichhaltige und erlesene Bibliothek, eine wertvolle Kupferstich-

---

an der Universität und Staatsrat, Verfasser der „Makrobiotik" 1796 usw.

1) G. H. L. Nicolovius (oben S. 22, 2) kannte Fr. wol noch von Königsberg her und wird sich für ihn auch als Landsmann interessiert haben.

sammlung und war ein fleißiger Mitarbeiter literarischer Zeitschriften[1]) (besonders wohl der Jenaer allgemeinen Literaturzeitung). An der religiösen Richtung, die er in seiner Jugend empfangen hatte, hielt er fest. In seinen durch Formvollendung ausgezeichneten „Vorlesungen über Geschichte der Medizin" (1839) ist er bemüht zu beweisen, daß das Heil der Medizin auf ihrer innigen Verbindung mit der idealistischen Naturphilosophie und der Religion beruht, und daß es die Aufgabe der Zukunft ist, diese Verbindung herbeizuführen[2]). Politisch streng konservativ, gehörte er seit 1848 zu den leidenschaftlichen Gegnern der Demokratie und des Liberalismus. Von seinen Kollegen stand ihm Pernice (1799—1861) am nächsten, der auch sein Testamentsvollstrecker war. Er starb, etwa 63 Jahre alt, nach kurzer Krankheit, unvermählt.

1) Eine Rezension von Nicolais „Italien wie es wirklich ist" in den Bl. f. literar. Unterhaltung 1834 Nr. 244 (abgedruckt in der 2. Auflage von Nicolais Buch II 318 und dort W. v. Lüdemann zugeschrieben) zog ihm eine Anklage wegen Beleidigung zu. Bei Anführung von Ns. Äußerung, einem edeln Gemüt könne Italien nicht gefallen, hatte Fr. gefragt, ob N. ein Edler von der edeln Sippschaft Ifflands oder Kotzebues sei. Er wurde freigesprochen.

2) A. Hirsch in der Allg. deutschen Biographie.

II.

Aus Königsberger Gelehrtenkreisen.

Hans Prutz, Die königliche Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. im neunzehnten Jahrhundert. Zur Feier ihres 350jährigen Bestehens. Königsberg, Hartungsche Buchdruckerei. 1894.

Arthur Ludwich, Ausgewählte Briefe von und an Chr. A. Lobeck und K. Lehrs nebst Tagebuchnotizen. Im Auftrage des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen herausgegeben. Erster Teil 1802—1849. Zweiter Teil 1850—1878. Leipzig, Duncker & Humblot. 1894.

I.

Die nach ihrem Stifter, Herzog Albrecht von Preußen, Albertina genannte Universität in Königsberg ist durch ihre Lage zur Provinzialuniversität bestimmt. Nur wenn große Gebiete Deutschlands von Kriegsunruhen erfüllt waren, wurde die entlegene Hochschule auch aus weiter Ferne wie ein Asyl aufgesucht; so während des Erbfolgekrieges (1704 zählte man 1000 Studenten), am meisten während des dreißigjährigen. Ihre größte Frequenz hatte sie 1633—1652, während welcher Zeit jährlich an 400 Studenten immatrikuliert wurden und 88 auswärtige

1) Deutsche Rundschau Band LXXXVIII (1896) S. 41—62; 224—239. Hier sehr erweitert.

Kandidaten die Magisterwürde erwarben. Dagegen hat die Zahl der immatrikulierten Studenten in der Zeit, wo Kants Ruhm Europa erfüllte, die durchschnittliche nicht erheblich überstiegen[1]). Auch als im vorigen Jahrhundert Königsberg leichter erreichbar geworden, waren es immer nur einzelne, die aus Süd- und Westdeutschland und der Schweiz die weite Reise machten, um den Unterricht der dortigen großen Lehrer der Astronomie, Mathematik und Physik zu genießen, zum Teil solche, die ihre Studien auf anderen Universitäten schon beendet hatten. Der Wunsch, einen der beiden großen Philologen Lobeck und Lehrs zu hören, hat wol niemals auch nur einen einzigen aus der Ferne nach Königsberg gezogen. Übrigens weiß jeder Kundige, daß in Deutschland überhaupt nur ein sehr kleiner Bruchteil der Studenten bei der Wahl der zu beziehenden Universität sich durch das Ansehen ihrer Lehrer in der wissenschaftlichen Welt bestimmen läßt.

Die Königsberger Studenten, deren Zahl in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts meist zwischen 300 und 400 schwankte und erst 1860 die letztere Ziffer zu übersteigen anfing, waren und sind größtenteils sehr arm. Bei der geringen Entwicklung der Industrie in Ostpreußen, bei dem lähmenden Einfluß, den die Absperrung des russischen Hinterlandes auf seinen Handel übt, galt und gilt das Universitätsstudium allen, die aus Niedrigkeit und Dürftigkeit zu einer höheren Lebensstellung aufstreben, als der geeignetste Weg zum Ziele, und der Zudrang zur Albertina wird durch fabelhafte Vorstellungen von der Größe und Menge der dort zu erlangenden

1) Die Zahl der Immatrikulationen betrug 1743—1747 794, 1778—1782 906, 1783—1787 828.

Unterstützungen noch gesteigert. Allerdings ist die (noch immer wachsende) Zahl der Stipendien und sonstigen akademischen Benefizien dort sehr groß, doch für das Bedürfnis auch nicht entfernt ausreichend, besonders da sie großenteils in einer Zeit gestiftet sind, wo das Geld einen höheren Wert hatte als jetzt; es gibt dort sogar ein jährliches Stipendium von drei Talern „für ein feines, notleidendes Ingenium" (aus dem Jahre 1645). Die meisten Studenten sind genötigt, ihre Studien in möglichst kurzer Zeit zu beenden, sehr viele außerdem ihren Lebensunterhalt durch Erteilen von Unterricht ganz oder teilweise zu erwerben. Alle, die in solcher Lage sind, können wahrlich nur durch zähe Ausdauer und strengen Idealismus davor bewahrt werden, zu erliegen, zu erlahmen oder in Banausie zu versinken. Die Kollegieneinnahmen der Professoren sind also natürlich nicht groß und waren vor fünfzig Jahren noch viel kleiner; Rosenkranz sagt (1873), er habe es im Maximum das ganze Jahr hindurch nie über hundert Taler gebracht[1]). Einige Professoren, die ihre sämtlichen Kollegien unentgeltlich lasen (z. B. Lobeck), erhielten einmal eine Art Verweis: das Ministerium sähe es lieber, wenn die Herren Professoren die Studierenden durch den Wert ihrer Vorlesungen anzögen als durch Erlaß des Honorars[2]).

Bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus war die Ausstattung der Albertina eine überaus dürftige. Das alte, bis 1862 benutzte Universitätsgebäude erfreute sich zwar eines malerischen, stillen Hofes mit schönen,

1) Rosenkranz, Von Magdeburg nach Königsberg, S. 480.
2) K. F. v. Baer, Selbstbiographie, (1866) S. 231.

alten Bäumen, genügte aber auch den bescheidensten Ansprüchen nicht und zeigte überall Spuren der Vernachlässigung und des Verfalls. Die Bibliothek war äußerst mangelhaft. Die Zustände in den Gebäuden der medizinischen Institute waren kaum erträglich, mit dem Bau eines chemischen Laboratoriums wurde erst 1854 begonnen usw.

Auch die Abgelegenheit der Stadt hatte manche, für Gelehrte besonders empfindliche Übelstände zur Folge: die Erschwerung oder Unmöglichkeit der Benutzung von Hülfsmitteln anderer Anstalten, der Erwerbung unentbehrlicher Anschauungen, der Anregung und Belehrung durch öfteren Verkehr mit Fachgenossen. Im Jahr 1826 dauerte die Reise von Berlin nach Königsberg in der guten Jahreszeit noch sechs bis acht Tage und Nächte. „Kamen wir, so erzählte Neumann, durch ein Städtchen oder an ein Wirtshaus, in dem Hochzeit gefeiert oder zum Tanz aufgespielt wurde, so baten wir den Postillon Halt zu machen und uns tanzen zu lassen. Ein bis zwei Stunden gönnte er uns das Vergnügen, dann kam er ins Zimmer und sagte: „Was meinen Sie, meine Herren, wir werden weiter fahren müssen?" Auf schwierigen Strecken gingen die Reisenden zu Fuß[1]). Welches Staunen, als die Schnellpost den nun ganz chaussierten Weg von Berlin nach Königsberg in 60 Stunden (freilich mehr als man jetzt zu einer Reise von Königsberg nach Rom braucht) zurücklegte! Im Winter allerdings mußte man zuweilen Tage lang an der Weichsel warten, bis der Übergang auf dem Eise oder auf einer Fähre möglich wurde. Ein Brief von Königsberg nach Berlin kostete 1840 90 Pfennige,

1) Louise Neumann, Franz Neumann, (1904) S. 239.

und das Porto wuchs mit der Entfernung. Nach Königsberg, hieß es damals, kommt alles fünfzig Jahre später. Je seltener Ostpreußen (das ebenso wie Westpreußen noch nicht zum deutschen Bunde gehörte) von auswärts besucht wurde, desto länger erhielten sich sagenhafte Vorstellungen von seiner Unkultur selbst in Berlin, wo man die Provinz als ein Stück Halbasien betrachtete; hinter dem Alexanderplatz, sagte man dort, fängt Polen an. Das allerdings hoch nordische Klima galt als ein sibirisches, und scherzhaft übertreibende Äußerungen, wie die Lobecks, daß man dort neun Monate Winter und drei Monate Mücken habe, wurden buchstäblich genommen.

Ein Ruf an die Albertina konnte also für Gelehrte westlicherer und südlicherer Gegenden nicht lockend sein; dennoch nahm dort seit der Zeit der Befreiungskriege die Zahl der von auswärts gekommenen Professoren je länger je mehr zu, und nicht wenigen wurde Königsberg eine zweite Heimat, die mit bevorzugteren Orten zu vertauschen sie auch durch die ehrenvollsten und vorteilhaftesten Anerbietungen nicht bewogen werden konnten. Der Personenwechsel war an der Albertina früher so selten, als in den letzten Jahrzehnten häufig; bereits 1876 verglich sie Lehrs mit einem Taubenschlage. Das Leben war vor der Zeit der Eisenbahnen überhaupt viel stabiler. Die damalige Bedeutung der Entfernungen vermag die jetzige Generation kaum noch zu ermessen. „Wären wir doch nicht durch so viele Gebirge und so weite Sandsteppen getrennt", schreibt 1823 der nach Bonn übergesiedelte Hüllmann an Lobeck. Der Gedanke an einen mit so großen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten verbundenen Umzug hatte für viele etwas abschreckendes. Da Reisen selten waren, hatte man

wenig Gelegenheit, Vergleichungen des eigenen Wohnsitzes mit begünstigteren anzustellen. Dagegen lernte man bei längerem Aufenthalt in Königsberg gewisse Vorzüge des Ortes schätzen, die zum Teil gerade durch seine Abgelegenheit bedingt waren.

Die Isolierung Ostpreußens, die die Wirkungen fremder Einflüsse abschwächte oder ausschloß, begünstigte die Bildung einer scharf ausgeprägten Eigenart seiner Bevölkerung, die fremde Beobachter in der Regel nicht unsympathisch berührt hat. Am meisten ist E. M. Arndt ihres Lobes voll[1]), der die Ostpreußen in der Zeit der glorreichen Erhebung (1813) kennen lernte, wo sie „Gelegenheit hatten, zu zeigen, weß Geistes und welcher Art sie sind". „Ein gewisser Stolz der Männlichkeit und Gradheit, eine eigentümliche Freisinnigkeit in Antlitz und Rede und in Schritt und Tritt ausgeprägt, tritt einem hier fest entgegen. Auch in unserer jüngsten Zeit in Frankfurt und in der Volkskammer in Berlin treten uns die eigentlich preußischen Namen als Männer entgegen, welche die Zeit begriffen haben." „Ja, die Deutschheit hat in diesen sumpfreichen und waldreichen Nordrevieren zwischen Weichsel und Niemen recht feste, tiefe Wurzeln getrieben;" „der Mensch und das Land sind in Liebe und Treue so ineinander verwachsen, daß der in Preußen geborene Mensch sein Land, sein rauhes und in mancher Hinsicht unschönes und unromantisches Land mit unendlicher Liebe festhält und lobt und preist." „Wirklich ist Preußen seiner Liebe eine Art Paradies geworden, in welchem fast alles in der ersten Unschuld der Liebe erblickt wird. Was auf diesem

1) Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn H. K. F. von Stein (1858), S. 156—159.

Boden wächst und blüht, der Mensch und das Tier, das Roß und der Ochs, der Weizen und der Apfel — alles wird von ihm schöner, stärker, voller, süßer gesehen und gepriesen, als was andere deutsche Länder tragen und erziehen. In der Tat, seine Heimat ist ihm das Land des Paradieses; hat ja auch ein vormaliger Doktor der Theologie Namens Hasse in seiner Erklärung des ersten Buches Mosis um Königsberg im Pregel und den in den Pregel hinein fallenden Flüssen und Bächen die fünf Ströme gefunden, die das Paradies umfließen. Wie oft habe ich über dieses Kapitel des Paradieseslandes mit meinen Freunden Motherby[1]) und Schenkendorf streiten und doch über ihren preußischen Patriotismus mich freuen gemußt! Glücklich, wenn in allen Landen deutscher Zunge die Heimat von solchen Herzen geliebt und von solchen Köpfen und Fäusten verteidigt und verherrlicht würde."

Auch den fremden Gelehrten sagte das Wesen der Ostpreußen in der Regel zu. F. K. von Baer (in Königsberg 1817—1834) erklärt, dem Urteil Burdachs beizustimmen, daß das Altpreußentum sich durch Biederkeit, Tüchtigkeit und sehr konservativen Sinn auszeichnete[2]). „Ich kann mich nicht enthalten", schreibt Hüllmann 1824 aus Bonn, „gegen jeden, der aus Preußen kommt, unverhohlen zu äußern, daß allerdings die hiesige Natur große Reize hat und ich freilich nicht gesonnen bin, nach Norden zurückzukehren, daß mir aber die Menschen dort mehr zugesagt haben"[3]). P. v. Bohlen (in Königsberg 1825—1836), der in dem rauhen Klima einem frühen Ende

1) Oben S. 3, 4.

2) Baer, Selbstbiographie, S. 235.

3) Lobeck und Lehrs, Briefwechsel, S. 55.

entgegen siechte, sagt: „Königsberg wäre mir der Himmel auf Erden gewesen, wenn nur die Natur mit milden Lüften diesen Himmel hätte segnen wollen“[1]). „Diese Stadt,“ schreibt Rosenkranz nach einem vierzigjährigen Aufenthalt, „ist so sehr meine zweite Heimat geworden, daß ich mich nach ihr, wenn ich einmal längere Zeit von ihr entfernt war, immer wieder zurücksehnte. Die Freude an meinem Lehramt, die Anhänglichkeit meiner Zuhörer, die Liebe meiner Kollegen und die Freundschaft so vieler ausgezeichneten Menschen haben mich die bekannten Unbilden der hiesigen Lokalität längst vergessen lassen“[2]).

Auch das Geistesleben der Provinz war ein autochthones. Die Ostpreußen sind im allgemeinen kritisch veranlagt, und ihre Kritik leidet selten an einem Übermaß von Wohlwollen. Als ihren Wahlspruch könnte man den (von Merimée zur Devise erwählten) Vers des Epicharmus bezeichnen: „Nüchtern sei und niemals trausam: das ist wahrer Weisheit Kern.“ Selbst gegen ihre eigenen Empfindungen, die sie wider Willen fortreißen könnten, sind sie stets auf der Hut. Vor allem sind sie darauf bedacht, sich nicht bevormunden, nicht blenden und sich nicht imponieren zu lassen. Es war kein Zufall, daß Cagliostro (1779) in Königsberg kein Glück machte: der Kanzler von Korff erklärte ihn für einen verkleideten Bedienten, vielleicht einen Jesuitenmissionar; ein Graf sei er auf keinen Fall[3]). An ihren Ansichten, auf deren Selbständigkeit sie so großen Wert legen, halten die Ostpreußen nicht selten

1) v. Bohlen, Autobiographie (herausgegeben von J. Voigt 1841), S. 62.

2) Rosenkranz, Von Magdeburg nach Königsberg, S. V.

3) Neuer Pitaval, Bd. VIII (1845), S. 33 ff.

mit Eigensinn fest. Sie neigen zur Unbedingtheit des Urteils und sind Vermittlungen und Kompromissen abhold. Ihr Hang zum Zergliedern und Analysieren schließt aber die Produktivität nicht aus. Der Anteil des kleinen, armen, sehr spät und sehr unvollkommen germanisierten Grenz- und Koloniallandes an der deutschen Literatur ist nicht bloß unverhältnismäßig groß, sondern auch unverhältnismäßig bedeutend. Schon im siebzehnten Jahrhundert besaß die Provinz in Simon Dach einen der sehr wenigen Dichter, von denen einiges noch heute genießbar ist, und sie ist mit Recht stolz darauf, zu der so kleinen Schar führender Geister in der größten Zeit unseres Geisteslebens zwei gestellt zu haben, Kant und Herder. Auch das literarische Interesse ist in Ostpreußen sehr groß; vielleicht in keiner deutschen Stadt wird so viel gelesen, als in Königsberg, freilich ist auch der Winter nirgend so lang.

Gleichsam als notwendiges Komplement des Kritizismus macht immer von neuem sich ein Trieb zur Phantastik, Mystik und Schwärmerei energisch geltend. Neben Kant stand Hamann, neben dem Verfasser der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" der Magus des Nordens, für den die höchste Potenz der Vernunft der Glaube war[1]). Im Anfange dieses Jahrhunderts gewann

1) Hamanns Bild hat der Kultusminister v. Bethmann-Hollweg an der Front des neuen Universitätsgebäudes als eines der Bilder berühmter Lehrer und Schüler der Albertina anbringen lassen. Vergeblich hatte dagegen das Generalkonzil erinnert, daß nach des Ministers eigenem Ausdruck es sich darum handelte, „nicht allein das Andenken dieser Männer zu ehren, sondern auch zugleich den Geist der Universität zu kennzeichnen und gegenwärtige und künftige Lehrer zu mahnen, im Geiste dieser Vorgänger fortzuwirken." Prutz, S. 185. Die übrigen

F. A. Schönherr (1771—1826), ein Schwärmer von sehr lückenhafter Bildung, ein schöner Mann, dessen äußere Erscheinung schon den Propheten ankündigte, eine große Zahl von Gläubigen, auch aus gebildeten Kreisen für seine Lehren, obwohl darin manches Befremdliche vorkam, z. B. daß das Firmament ein festes Gewölbe mit unzähligen Löchern sei, die das von außen durchscheinende Urlicht uns als Sterne erscheinen lassen. Schönherrs System, das, wie er fest glaubte, auf einer ihm gewordenen speziellen Offenbarung beruhte, war ein dualistisches. Ein einziges Urwesen erklärte ihm nichts; die Prinzipien alles Seins (Elohim) sind nach ihm zwei Grundwesen, ein tätiges männliches (das Feuer) und ein weibliches leidendes (das Wasser). Ihre gegenseitige Aktion ist Wort oder Ton, und alles ist durch das Wort geschaffen. Die erste Deszendenz des Urlichts und Urwassers war Lucifer; er war der Kanal, durch den das Licht ausströmen und in weiteren Kreisen fortwirken sollte, aber er behielt die Lichtkräfte neidisch für sich und verführte später den Menschen, als dieser im Fortgange der Schöpfung in die Welt eingetreten war. Dadurch entstand eine allgemeine Verfinsterung; besonders ward das Blut verfinstert. Christus verbreitete in seinem vergossenen Blute die ursprüngliche Gerechtigkeit wieder durch das Ganze. Die Menschen zerfallen in Licht- und Finsternisnaturen, außerdem in Haupt- und Neben-

Bilder sind die von Georg Sabinus (1508—60, Schwiegersohn Melanchthons, 1544 erster Rektor der Albertina), Simon Dach (1605—59), Herder, Kraus (1753—1807), K. G. Hagen († 1829), Burdach, Kant, v. Hippel (1741—96) Herbart, Bessel, Jacobi, Lachmann (1818—25 a. o. Professor in Königsberg), Lobeck, Neumann.

naturen usw. In Erwartung einer Sündflut baute Schönherr ein großes Schiff, das aber, wie Rosenkranz von einem Augenzeugen hörte, beim Stapellauf im Pregel sofort unterging. Der bedeutendste seiner Jünger, der Prediger Johannes Ebel (1784—1864) zerfiel zwar später mit ihm, weil Schönherr eine grobe und absurde Aszetik forderte, behielt aber den Inhalt seiner Lehre im wesentlichen bei und verteidigte sie noch 1837 zusammen mit seinem Amtsgenossen Diestel in einer eigenen Schrift („Verstand und Vernunft im Bunde mit der Offenbarung Gottes"). Die von Ebel gebildete Gemeinde bestand durch einige Jahrzehnte, Männer und Frauen der ersten Adelsfamilien gehörten ihr an. Der gegen diese „Mucker" 1835—1839 mit großer Voreingenommenheit geführte Prozeß hat ergeben, daß die gegen sie erhobenen Verdächtigungen grundlos waren; Ebel und Diestel sind nur wegen ihrer Irrlehren zur Amtsentsetzung verurteilt worden. Für die Bildung religiöser Sekten ist übrigens Ostpreußen nach wie vor ein sehr günstiger Boden geblieben. Eine ganz andere Richtung als jene pietistisch-theosophische nahm die dem Protestantismus je länger je mehr feindliche Mystik Zacharias Werners, dessen Mutter in den Wahn verfallen war, sie sei die Jungfrau Maria und ihr Sohn der Weltheiland. Bekanntlich endete er als katholischer Priester; in seinen Dramen ist die Mystik zum Aberwitz ausgeartet. Dagegen war die Mystik Max von Schenkendorfs konfessionslos. Eine Totenfeier für die Königin Luise veranstaltete er in der katholischen Kirche und ließ sie durch katholischen Gottesdienst einleiten, und er, der Freund Jung-Stillings und der Frau von Krüdener, dichtete nicht nur Lieder auf die heilige Jungfrau und ein Gebet für

Pius VII. ganz im katholischen Sinne, sondern feierte sogar den Führer des Bundes zur Ausrottung des Protestantismus, den Sieger in der Schlacht am weißen Berge, als den „festen treuen Max von Baiern". Die Vollendung der Einheit Deutschlands erwartete er von einer volkstümlichen germanisch-katholischen Kirche[1]). Endlich sei hier an die Phantastik E. T. A. Hoffmanns erinnert, die in unserer ganzen Literatur nicht ihresgleichen hat, und dessen Dichtungen gleichwohl in Frankreich als vorzugsweise charakteristische Erscheinungen der deutschen Poesie gegolten haben und vielleicht noch gelten. Wenn also auch im Geistesleben Ostpreußens die Verstandestätigkeit vorherrscht, so ist ihre Herrschaft doch keineswegs eine ausschließliche.

Der gesellige Verkehr bot und bietet in Königsberg den Gelehrten reichere und mannigfachere Anregungen, als in den meisten anderen deutschen Universitätsstädten. Die Stadt (mit 70000 Einwohnern um 1840) ist der Sitz der obersten Gerichts- und Verwaltungsbehörden der Provinz, die Spitzen eines Armeekorps und einer Kaufmannschaft, deren Horizont durch überseeische Beziehungen erweitert ist, und in deren Kreisen Kant und Bessel gern verkehrten. „Kein Stand", sagt Rosenkranz, „kann hier zur Vorherrschaft vor den anderen gelangen"[2]). Eine Spannung zwischen Militär und Zivil, zwischen Adel und Bürgertum trat erst in den vierziger Jahren ein und steigerte sich in dem Jahrzehnt von 1848—1858, vor 1840 aber bestand weder die eine noch die andere[3]). „Der Norden von

1) A. Hagen, M. v. Schenkendorf S. 213.
2) Rosenkranz, Königsberger Skizzen (1842), Bd. I, S. 113.
3) Baer a. a. O., S. 246.

Deutschland", sagt Bohlen, „zeichnet sich vielleicht infolge der klimatischen Verhältnisse, welche ein engeres Anschließen bedingen, durch geselligen Umgang, durch gastfreies Entgegenkommen gegen Fremde und im allgemeinen durch eine wohlwollende und biedere Herzlichkeit vor den südlichen Provinzen sehr bemerklich aus, und hier ragt in meinen Augen besonders Königsberg unter allen Städten, die ich kennen gelernt habe, vorteilhaft hervor. Eine gewisse Bildung, welche unbemerkt aus den gelehrten Anstalten, den vielen Landeskollegien und mannigfachen Instituten ihre Nahrung zieht, hat alle Stände durchdrungen, und sie verschmelzen durch die ungezwungenste Geselligkeit und durch gemeinsamen Umgang ineinander" [1]. Unter solchen Verhältnissen war keine „Zwingherrschaft der Professoren, wie in kleinen Universitätsstädten, namentlich Göttingen, keine Einbildung der Alleinweisheit möglich" [2]. Die Anregungen, die ein lebhafter Fremdenverkehr bietet, fehlten allerdings ganz, aber auch die damit verbundene Unruhe. Überhaupt pulsierte das Leben hier langsamer und gleichförmiger, als in den größten, und doch nicht so schläfrig, wie in den kleinen Städten. Den Gelehrten, die ganz ausschließlich ihrem Berufe zu leben wünschten, und den Mangel künstlerischer Genüsse nicht als Entbehrung empfanden, sagte die relative Stille und Gleichförmigkeit der Existenz in Königsberg zu, und auch solche, die den größten und glänzendsten Zentren der Wissenschaft zur Zierde gereicht haben würden, blieben lebenslänglich an der kleinen, abgelegenen und höchst stiefmütterlich behandelten Universität. Neben einer Anzahl von sehr nam-

1) v. Bohlen a. a. O., S. 65 f.

2) Rosenkranz a. a. O., Bd. II, S. 269.

haften Gelehrten besaß die Albertina um 1840 vier von auswärts gekommene Männer ersten Ranges: den Philologen Lobeck (1781—1860), den Astronomen Bessel (1784—1846), den Physiker Franz Neumann (1798—1894) und den Mathematiker Jacobi (1804—1851), und der letzte war der einzige, der sein Leben nicht in Königsberg beschloß. Schon 1841 beantragte er seine Versetzung nach Berlin, „wohin er sich durch geistige wie durch Familieninteressen gezogen fühlte"[1]); doch erfolgte sie erst 1844, nachdem ein schweres chronisches Leiden den Aufenthalt in einem milderen Klima für ihn dringend wünschenswert gemacht hatte.

II.

Die mittleren Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts waren infolge einer beispiellos reichen und großartigen Entwicklung eine Periode des Übergangs fast aller Wissenschaften zu neuen Lebensformen. Die Erschließung neuer Gebiete, die Erweiterung der bereits gewonnenen, die immer zunehmende Intensität der Durchforschung aller, das Heranwachsen zahlreicher Teilgebiete zu selbständiger Existenz — alles dies hatte eine je länger je weiter gehende Arbeitsteilung und damit eine immer engere Begrenzung der Tätigkeit des einzelnen Forschers, eine immer größere Isolierung der einzelnen Forschungsgebiete zur notwendigen Folge. Das gegen Ende des Mittelalters neu erwachende wissenschaftliche Leben hatte anfangs ganz und gar in den Trümmern des geistigen Erwerbs des Altertums gewurzelt und aus diesem edeln Schutt seine einzige oder doch beste Nahrung gezogen. Allmählig entwuchs eine Wissenschaft

1) Königsberger, Karl Gustav Jacob Jacobi (1904) S. 279.

nach der anderen diesem gemeinsamen Boden, und Zusammenhänge, die Jahrhunderte lang bestanden hatten, lockerten und lösten sich. Schließlich fiel mit dem Aufgeben des Latein als allgemeiner Gelehrtensprache das letzte äußere Band, das die längst getrennten Einzelwissenschaften noch zusammenhielt. Gottfried Hermann († 1848) und Moritz Haupt († 1874) sind wol die letzten Dozenten gewesen, die einen Teil ihrer Vorlesungen lateinisch hielten, und es gab in den vierziger Jahren auch noch Mediziner, die auf ihr gutes Latein Wert legten. Wie immer haben die Anhänger der alten Traditionen nach dem Schwinden des Wesens den Schein zu erhalten gesucht. Für lateinisch geschriebene medizinische und naturwissenschaftliche Dissertationen haben selbst Philologen sich noch lange ereifert, obwohl durch eine schauderhafte (übrigens notorisch so gut wie nie von den Verfassern selbst herrührende) Mißhandlung der Sprache nur Elaborate zustande kamen, die für fachmännische Leser kaum verständlich waren. Als letzter fossiler Rest einer für immer untergegangenen wissenschaftlichen Periode bestehen an den meisten Universitäten lateinische Verzeichnisse der Vorlesungen noch fort[1]).

1) Im Sommer 1831 lautete in Königsberg die Anzeige einer Vorlesung von Neumann „Über die Fortpflanzung der Wärme in den Mineralien" lateinisch: De vermium in corporibus solidis propagatione. Der Übersetzer hatte Würmer für Wärme gelesen. „Machte man aber die Anzeige lateinisch, so wurde Wortkritik geübt, und man war nie ganz sicher, was daraus würde. Den Ausdruck in mineralibus hätte Lobeck als Redakteur des Lektionskatalogs schwerlich stehen lassen, aber ob Wärme oder Würmer sich in den Mineralien fortpflanzen, war ihm gleichgültig, da die Klassiker sich um dergleichen nicht bekümmert hatten" (Baer a. a. O., S. 261 f.). Die Königs-

Daß es an Differenzen zwischen den Männern der zu Ende gehenden und der neu anbrechenden wissenschaftlichen Periode nicht fehlte, ist selbstverständlich. Namentlich waren die Ansichten über den Wert und Rang der verschiedenen Wissenschaften hier und dort sehr verschieden; die Vertreter der alten betrachteten die neuen mit Geringschätzung und umgekehrt. Die Zeit der Spezialitäten war allerdings noch nicht gekommen. Vor sechzig Jahren kannte man die Teilung der klassischen Philologie in latinistische und gräzistische ebensowenig als die der Chemie in wissenschaftliche, pharmazeutische, medizinische und Agrikulturchemie, der Anatomie in normale und pathologische; die Augenheilkunde gehörte noch zur Chirurgie. Es gab an der Albertina noch keine Lehrstühle für Sprachvergleichung, deutsche, anglikanische und romanische Philologie, für Geographie und für deutsche Literatur. Dagegen gab es bereits besondere Lehrstühle für alle Naturwissenschaften, während in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts noch ein einziger Professor, K. G. Hagen († 1829), über Chemie, Pharmazie, Physik, Mineralogie und Botanik gelesen und in diesen sämtlichen Fächern auch selbständige Arbeiten geliefert hatte. Die an den früheren Traditionen festhaltenden Gelehrten wollten die jugendlich aufstrebenden Naturwissenschaften nicht als ebenbürtig, ja nicht als Wissenschaften anerkennen, während die von einem begreiflichen Selbstgefühl erfüllten Naturforscher die Disziplinen, die so lange eine dominierende Stellung eingenommen hatten, für überlebt erklärten. Lobeck ließ die naturhistorischen

berger Mediziner behaupteten später, daß ein Philologe, der gewöhnlich die Doktordissertationen in Latein übersetzte, statt America stets Africa schrieb, weil jenes den Alten unbekannt war.

Studien allenfalls als eine unschädliche gelehrte Spielerei gelten. Als Liszt 1842 Königsberg besuchte, erregte sein Spiel bei mehreren Professoren der philosophischen Fakultät eine so große Begeisterung, daß sie ihn durch Verleihung der Doktorwürde zu ehren wünschten. Zu einer Ehrenpromotion ist aber ein einstimmiger Fakultätsbeschluß erforderlich, und man erwartete Drumanns Einspruch, da es bekannt war, daß der berühmte Historiker die Musik für eine eines Mannes durchaus unwürdige Beschäftigung hielt. Als er aber gefragt wurde, ob er sich entschließen könne zuzustimmen, antwortete er: „Warum nicht? Man promoviert ja jetzt auch Chemiker"[1]). Dagegen sah Baer in der klassischen Philologie nur eine antiquierte Wortklauberei[2]), und zu denen, die diese Ansicht teilten, gehörte auch Bessel, der keine Gymnasial- und Universitätsbildung gehabt hatte. Er erkannte nur die auf Mathematik begründete Naturforschung als wahre Wissenschaft an, und meinte ganz ernstlich, wer die „Mécanique céleste" von Laplace nicht gelesen habe, könne sich nicht zu den gebildeten Menschen zählen[3]).

Mit der ungeheuern Erweiterung der wissenschaftlichen Gebiete und der Zerreißung ihres Zusammenhangs waren Änderungen des Inhalts und Umfangs der allgemeinen Bildung notwendig verbunden. Im Anfange des 19. Jahrhunderts scheint noch ein gewisses Maß naturwissenschaftlicher Kenntnisse für jeden Gebildeten als unentbehrlich gegolten zu haben: eine Ansicht, die wohl ein letzter Über-

1) Baer a. a. O., S. 237.

2) Baer, S. 243.

3) Poschinger, Erinnerungen aus dem Leben von H. V. v. Unruh, S. 29.

rest aus den Zeiten der Polyhistorie war. Jedenfalls wurden K. G. Hagens Vorlesungen nicht bloß von Studierenden aller Fakultäten besucht (auch Lehrs hatte bei ihm Chemie gehört), sondern auch von Männern der verschiedensten Stände (Technikern, Kameralisten, Offizieren u. s. w.)[1]. Sehr viel länger blieb der Glaube an die hohe bildende Kraft der Manifestationen des antiken Geistes unerschüttert, und wurde eine nicht zu geringe und oberflächliche Kenntnis der griechischen Literatur zu den wertvollsten geistigen Besitztümern gezählt; niemand durfte sich ohne sie zur Aristokratie des Geistes und der Bildung rechnen. Lobecks Erklärungen griechischer Dichter, namentlich des Aristophanes und Theokrit, begleitet von geschmackvollen Übersetzungen in den Versmaßen der Originale zogen in den dreißiger und selbst nach den ersten vierziger Jahren Studierende aller Fakultäten an, und die Zahl derer, die von den Alten beim Abgange von der Schule nicht für immer Abschied nahmen, sondern sich von den großen Athenern durchs Leben begleiten ließen, war damals noch nicht gering. In unseren Tagen, wo auch der größte Mann Deutschlands erklärt hat, nicht einzusehen, wozu das Griechische gut sei, klingt dies fast schon wie „ein Märchen aus alten Zeiten".

Durch wie viel bedeutendere und nachhaltiger wirkende Eindrücke und Erlebnisse die Bildung und Weltanschauung der zu Ende des 18. oder zu Anfang des 19. Jahrhunderts Geborenen bestimmt worden war als in der nächsten Generation, ist allbekannt. Drei Königsberger Professoren waren Veteranen der Befreiungskriege.

---

1) Prutz, S. 120

Der Historiker und Statistiker F. W. Schubert (1799—1868) war sechzehnjährig als freiwilliger Jäger in Paris eingezogen. Bei dem Botaniker Ernst Meyer (1791—1858) hatte das Schicksal seines Vaters, eines durch die französische Okkupation zugrunde gerichteten und im tiefsten Elend gestorbenen hannoverschen Beamten den Haß gegen die Franzosen zur Wut entflammt; 1813 in ein freiwilliges Jägerkorps eingetreten, war er bald Offizier geworden, doch sein brennendes Verlangen, vor den Feind zu kommen, blieb unerfüllt[1]). Neumann (geb. 1798) war sechzehnjährig und „durfte sich nun auch melden", als 1815 wieder die Freiwilligen zu den Fahnen strömten. Er wie alle Schüler des Werderschen Gymnasiums und überhaupt fast alle Schüler in Berlin ließen sich in das ruhmreiche, aus Pommern bestehende Kolberger Regiment aufnehmen, bei dem Schill gestanden hatte; im ganzen hatten sich 600 Freiwillige zu dem Regiment gemeldet. Unter ihnen waren Neumanns Mitschüler G. W. H. Häring (Willibald Alexis 1798—1871) und Franz Lieber (1800—1872); der letztere, der in seinen Lebenserinnerungen seine Teilnahme an den Junischlachten des Jahres 1815 überaus anziehend geschildert hat, schlief oft mit Neumann in einem Bett und wurde später von ihm in der Mathematik zum Abiturientenexamen vorbereitet. Der Andrang von Freiwilligen war so gewaltig, daß keine Räumlichkeit genügt haben würde um alle aufzunehmen, die sich in ununterbrochener Reihe stellten; es wurden daher auf dem Gendarmenmarkt lange Tische aufgeschlagen und dort die Meldungen entgegengenommen.

1) Meyers Selbstbiographie. Preußische Provinzialblätter XI, 1857, S. 201 ff.

Die Schüler vom Werderschen Gymnasium hatten so viele Vormänner, daß sie von 10 bis 1 Uhr stehen mußten, ehe ihre Namen in die Listen eingetragen werden konnten. Mit ihnen zusammen wurden Schleiermacher und Buttmann einexerziert. Beiden wurde es schwer, rechts und links zu unterscheiden. Trotz der größesten Bemühungen ihrerseits, das Kommando richtig auszuführen, sahen sie sich plötzlich ins Gesicht, und — aus Schreck darüber standen sie ebenso plötzlich dos-à-dos.

Am Nachmittage des 16. Juni standen am Lignybach Preußen und Franzosen Mann gegen Mann, zum Teil sechs Schritte auseinander. Neumanns Gegenmann wurde mit dem Laden schneller fertig und seine Kugel ging in Neumanns linke Backe hinein, nahm sämtliche Zähne der linken und einige der rechten Seite mit, zerriß die Zunge und fuhr an der Nase wieder heraus. Nach unsäglich qualvollen Tagen und Nächten gelangte er über Löwen (wo der Arzt ihn nicht verbinden wollte, da er incurable sei), Lüttich, Mastricht und Roermond nach Düsseldorf und hier endlich in Pflege. Kaum notdürftig hergestellt, suchte er im August sein Regiment wieder auf, das vor der Festung Givet im Biwak lag. Sein Gesicht war von der Geschwulst noch ganz entstellt, die infolge der feuchten Witterung wieder aufbrach. Übrigens wollten die damaligen Berufssoldaten größtenteils die Freiwilligen nicht als volle Soldaten anerkennen, und der Kommandeur des Regiments sah sich veranlaßt, in einem Regimentsbefehl zu erklären, daß er diejenigen bestrafen werde, die den Jägern nicht die schuldige Achtung bezeigten. Die Geschichte des Kolberger Regiments von seinem Hauptmann im Jahre 1815, von Bagensky, war das letzte,

was Neumann drei Tage vor seinem Tode sich vorlesen ließ; ein von dem Regiment gesandter Kranz wurde an seinem Sarge niedergelegt[1]).

Neumann bewahrte bis ins höchste Alter eine gewisse militärische Haltung, er machte den Eindruck eines hohen Offiziers in Zivil. In der Innigkeit und Wärme des Gefühls für König und Vaterland, das ihn in seiner Jugend beseelt hatte, blieb er (ebenso wie Meyer) sich immer gleich. Für seinen radikalen Freund Lehrs war sein Royalismus im Jahre 1849 eine merkwürdige psychologische Erscheinung. „Bei ihm", schreibt Lehrs an Rosenkranz, „quillt, wie mir nun klar ist, alles aus einer wahren zärtlichen Liebe zum Herrscherhause — die doch eben wie jede Liebe unantastbar ist — hervor. Nun dieser klare Strom, diese gleichmäßige Konsequenz, dieser Scharfsinn in aller Rechtfertigung mit der durchbrechenden Herzlichkeit, dies aus dem bedeutungsvollen Kopf, mit dem wunderschönen Organ — es ist wie ein Vision."

In anderer Beziehung fühlte sich Lehrs mit Neumann durch gemeinsame Anschauungen und Erinnerungen verbunden. Die alternden Gelehrten standen in der Zeit des überhandnehmenden Spezialistentums einem anders denkenden Geschlecht gegenüber. Die frühere Zeit hatte überall aus dem Einzelnen zum Ganzen, aus dem Besonderen zum Allgemeinen gestrebt, den Wust der Tatsachen durch leitende Ideen zu beleben und zu gestalten gesucht; sie hatte immer den Zusammenhang der Wissenschaften, den Zusammenhang der Kultur wie einen Leitstern im Auge behalten. Die nun gewöhnlich gewordene

1) Louise Neumann, Franz Neumann (1904) S. 37—64 und S. 412 f.

zünftlerische Beschränkung auf die eigene Wissenschaft, die spezialistische auf ein enges Gebiet derselben, vollends das Pochen auf den Spezialismus als eine höhere Form der wissenschaftlichen Tätigkeit — alles dies konnte ihnen nur höchst antipathisch sein. Im Jahre 1859 schreibt Lehrs, er habe sich durch einen langen Besuch bei Neumann erquickt (hauptsächlich war von Humboldts Kosmos die Rede gewesen, von dem Neumann, bei aller Verehrung für Humboldt, keine hohe Meinung hatte). Er sei „eigentlich noch der Einzige aus der alten Zeit idealerer Bildung — es ist außerordentlich, was das vermittelt — und zugleich wissenschaftlicher Vollgediegenheit".

Der Zusammenhang dieser älteren Generation von Gelehrten mit unserer zweiten Renaissanceperiode war noch ein unmittelbarer. Der (1810 von W. v. Humboldt ernannte) Direktor des (einst von Kant und D. Ruhnken besuchten) Friedrichskollegiums (an dem bis 1845 Lehrs unterrichtete) F. A. Gotthold war ein Schüler F. A. Wolfs. Auf Ernst Meyer hatte die Metamorphose der Pflanzen „wie ein elektrischer Schlag" gewirkt; ein enthusiastischer Ausdruck seiner Überzeugung, daß dadurch der Grund zu einer neuen Morphologie der Pflanze gelegt sei, führte zu einem Briefwechsel mit Goethe, der sich bis an dessen Ende fortspann, „mir", sagt Meyer, „der ich ihn seit langen Jahren schwärmerisch verehrte, zu höchstem Gewinn und Lohn". Goethe nennt 1831 Meyer einen in Angelegenheit der Morphologie früh erworbenen Freund, dessen einstimmende Teilnahme ihn schon seit den ersten Jahren gefördert habe[1]. „Für Meyers geistiges Leben

1) Meyer, Selbstbiographie.

war dieses Verhältnis zu Goethe ein Kleinod, welches er heilig hielt, von dem er aber, wie von allem, was sein innerstes Leben berührte, kaum jemals oder nur zu den vertrautesten Freunden sprach"[1]). Der Physiologe K. F. Burdach (1776—1847) war durch die Schule der Schellingschen Naturphilosophie gegangen, von deren Einflusse er sich nie ganz los machen konnte. Sein Briefwechsel mit Goethe über Morphologie (ein von Burdach 1800 zuerst gebrauchtes Wort) hörte schon nach Goethes zweitem Briefe 1821 auf, den Burdach nicht beantwortete. Er nahm es übel, daß Goethe darin eine auch von ihm geteilte Ansicht für borniert erklärte, obwohl er für seinen unfreundlichen „Lakonismus" ausdrücklich um Verzeihung bat, und hinzufügte, nur deshalb sei er von seinem Grundsatz, kein unangenehmes Wort in die Ferne zu schicken, abgewichen, weil er sich nächstens über den Gegenstand öffentlich äußern müsse, und es unfreundlicher, ja tückisch ausgesehen hätte, wenn Burdach seine Mißbilligung erst öffentlich erfahren hätte. „Mir geschah ganz recht", bemerkt dieser selbst, „als Goethe fünf Jahre später für mich nicht zu sprechen war"[2]). — Ein mit Recht vergessenes Epos von E. A. Hagen (1797—1880) „Olfried und Lisena" hatte Goethe einer ehrenvollen Anzeige gewürdigt, er spricht dem Dichter ein entschiedenes Talent zu und wünscht ihm vorzüglich Glück, daß er von Jugend auf ein Seeanwohner gewesen sei. Der erste Präsident der Goethegesellschaft, Simson (1810—1899), war als ein „stattlicher Jüngling von achtzehn Jahren" und bereits Doctor juris, durch einen Brief

1) G. Zaddach, Ernst Meyer als Gelehrter und Dichter Altpreuß. Monatsschrift XXXIII (1896) 36—66.

2) Burdach, Blicke ins Leben, Bd. IV, S. 328—332.

Zelters bei Goethe eingeführt und von ihm und seinem ganzen Kreise sehr freundlich aufgenommen worden. „Um mich eines seiner Bilder zu bedienen", schrieb er beim Abschiede von Weimar, „wie wer ein Gespenst sah, nie mehr recht glücklich werden soll, so däucht mich, kann ich nie mehr ganz unglücklich werden, seit ich Ihn gesehen und durch diese herrliche Persönlichkeit befestigt habe, was in mir von Liebe und Ehrfurcht für ihn lebte." Dann hatte Simson in Bonn zu Niebuhrs Füßen gesessen und das Glück gehabt, ihm näher treten zu dürfen. Als Niebuhr bei einem Brande seines Hauses in einer kalten Winternacht leicht bekleidet ins Freie getreten war, hatte Simson ihn mit seinem Mantel bekleidet, sich aber auch, als Niebuhr einen Monat später im Bonner Wochenblatt den Besitzer des Mantels dringend aufforderte, sich zu nennen, nicht gemeldet. Seit Niebuhr durch einen Zufall erfahren hatte, wer ihm jenen Dienst geleistet, bewies er Simson ein ungemeines Wohlwollen, und dieser hatte Grund zu glauben, daß Niebuhr sich auch weiter seiner angenommen haben würde, ihn für eine diplomatische Laufbahn ins Auge gefaßt habe. Er hatte öfters von ihm zu hören bekommen: „Sie wollen mit zwanzig Jahren lesen. Was wollen Sie denn zu sechzig tun?"[1])

Die Generation, auf deren Jugend noch die letzte Abendröte des goldenen Zeitalters unserer Literatur ihren Schein geworfen hatte, stand der Poesie näher als die später Geborenen. Lobecks Jugendtraum, einst als Dichter zu glänzen, war allerdings früh und spurlos verflogen. Drumann (1786—1861) behielt die Gewohnheit, täglich

1) B. v. Simson, Eduard von Simson (1900) S. 42 u. 48—51.

einige Seiten im Shakespeare zu lesen, die manchen seiner Charakteristiken zugute gekommen ist, bis in sein Alter bei. Meyer hatte ein nicht gewöhnliches dichterisches Talent, ließ aber seine Gedichte nicht drucken, und wenige ahnten, daß der etwas steife und förmliche Mann sich nie glücklicher fühlte, als wenn es ihm in guten Stunden gelang, Stimmungen und Eindrücke poetisch zu gestalten. Wie jugendlich er noch als Fünfziger empfand, mögen folgende Strophen eines 1843 verfaßten Gedichts zeigen:

Wie alt ich bin?
Ich zöge noch einmal zum Seinestrand,
Ja drüber hin,
Tät's not uns Vaterland.

Wie alt ich bin?
Ich liebe noch mein Weib wie meine Braut
Und meine Königin,
Ist gleich mein Haar ergraut.

Wie alt ich bin?
Ich baue noch, wärs auch am Rand der Gruft,
Mit leichtem Sinn
Mein Schlößchen in die Luft.

E. A. Hagen, dessen Jugendgedichte längst verschollen sind, tat mit seinen Künstlernovellen, besonders den „Norica" (1827, 7. Auflage 1897) einen glücklichen Wurf; der edle, unermüdlich strebende, liebenswürdige, unendlich bescheidene Mann blieb lebenslänglich in den Banden einer unglücklichen Leidenschaft für die tragische Muse, die von allen unerwiderten Neigungen die unausrottbarste zu sein scheint; er dichtete unablässig Trauerspiele, die nicht gedruckt, geschweige denn aufgeführt wurden. Die Gedichte des Theologen Cäsar von Lengerke (1803—1855) erheben sich

über das Durchschnittsniveau der Dilettantenpoesie (Gesamtausgabe 1843).

Die Bedeutung unserer Universitäten besteht darin, daß sie zugleich Unterrichtsanstalten und Stätten wissenschaftlicher Arbeit, ihre Lehrer in der Regel zugleich Forscher sind; das gereicht dem Unterricht auch unmittelbar zum Vorteil und hebt ihn in eine höhere Sphäre; wer seine Schüler an eigener Geistesarbeit bis auf einen gewissen Grad teilnehmen lassen kann, wird ganz andere und tiefer greifende Wirkungen hervorbringen, als wer nur fertige Ergebnisse fremder Arbeit überliefert. Nicht jeder große Gelehrte ist auch ein guter Lehrer, aber ein großer Lehrer kann niemand sein, der sich nicht zur Lösung der Probleme mitberufen fühlt, die die in steter Fortentwicklung begriffene Wissenschaft gerade dem Lehrenden immer von neuem stellt. Dem wahren Lehrer ist wissenschaftliche Arbeit ein unabweisbares Bedürfnis, und hoffentlich wird Rankes Devise „labor ipse voluptas" immer auch die der meisten deutschen Universitätsdozenten beiben, und hoffentlich werden niemals viele unter ihnen den Vorstellungen jenes Kurators der Universität Charkow entsprechen, von dem Bernhardi erzählt: er habe an den Unterrichtsminister Uwarow berichtet, der neue Orientalist Dorn scheine seiner Stellung nicht gewachsen, er habe offenbar selbst noch sehr viel nachzuholen, denn er studiere sehr fleißig [1]. Nur zu oft lassen sich große Gelehrte von ihrem Schaffensdrange zu weit fortreißen und muten sich ein Maß von Arbeit zu, das keine Kraft auf die Dauer erträgt. Jacobi, schon im Alter von 24 Jahren un-

1) Bernhardi, Geschichte Rußlands, Bd. II, S. 844.

bestritten nächst Gauß der erste deutsche Mathematiker, „war von dem gewaltigen unaufhörlichen Schaffen körperlich und geistig angegriffen“ [1]). Schon als Zwanzigjähriger hatte er geschrieben: „Es ist eine saure Arbeit, die ich getan habe und eine saure Arbeit, in der ich begriffen bin. Nicht Fleiß und Gedächtnis sind es, die hier zum Ziele führen, sie sind hier die untergeordneten Diener des sich bewegenden reinen Gedankens. Aber hartnäckiges hirnzersprengendes Nachdenken erheischt mehr Kraft als der ausdauerndste Fleiß. Wenn ich daher durch stete Übung dieses Nachdenkens einige Kraft darin gewonnen habe, so glaube man nicht, daß es mir leicht geworden ist, durch irgend eine glückliche Naturgabe etwa. Saure, saure Arbeit habe ich zu bestehen, und die Angst des Nachdenkens hat oft mächtig an meiner Gesundheit gerüttelt“ [2]). Die Untersuchungen K. E. von **Baers** über Entwicklungsgeschichte der Säugetiere (in den ersten dreißiger Jahren) drängten sich notwendig in dem Frühling und Frühsommer zusammen. „So kam es, daß ich in einem Jahre mich in meinem Gehäuse eingesperrt hatte, als noch Schnee lag, und daß ich, zum ersten Male über den nur einige Schritte von mir entfernten Wall schreitend, das Korn (Roggen) in Ähren fand, die schon der Reife entgegen gingen. Da fiel ich hin auf den Boden und weinte bitterlich. Die Bildungsgesetze der Natur werden gefunden werden, sagte ich epikurisch oder mephistophelisch zu mir selbst; ob es durch dich oder durch andere, ob es in diesem Jahre oder im künftigen geschieht, ist gleichgültig, und es ist Torheit, des eigenen Daseins Freudigkeit, die Niemand

1) **Königsberger** a. a. O. S. 99.
2) Ders. das. S. 10.

ersetzen kann, zu opfern"[1]). An welches Arbeitsmaß Bessel gewöhnt war, weiß man aus seiner (nur die Jugendzeit umfassenden) Autobiographie. In dem Geschäft von Kulenkamp und Söhne in Bremen, dessen Angestellte (wie bei T. O. Schröter in Freytags „Soll und Haben") im Hause des Prinzipals wohnten und speisten, war er als Kommis täglich von früh bis spät in Anspruch genommen. Er konnte sich abends erst um halb neun oder neun auf sein Zimmer zurückziehen, und nun widmete er sich astronomischen Arbeiten (für die ja, wie er bemerkt, die Nacht die eigentliche Zeit ist) bis halb drei oder drei. Diese Lebensweise setzte er zwei Jahre fort: „mein Körper forderte, dem Zeugnisse ununterbrochenen Wohlbefindens zufolge, nicht mehr als fünf Stunden Schlaf"[2]). Als Bessel 1810 die Leitung der Königsberger Sternwarte übernommen hatte[3]), wußten bald alle Astronomen, daß von hier nicht nur die besten, sondern auch die meisten Beobachtungen ausgingen. Bessel, einer der größten Astronomen aller Zeiten und einzig dadurch, daß er eben so groß als Theoretiker war wie als Beobachter, hinterließ 370 größere und kleinere Werke, obwohl er nur 62 Jahre alt wurde. Neumann ließ sich durch rheumatische Schmerzen nicht abhalten, im strengsten

1) Baer, Selbstbiographie, S. 389. Stieda, Karl Ernst von Baer, S. 88.

2) Briefwechsel zwischen Bessel und Olbers, Bd. I, S. XXX.

3) Bevor er sich dorthin begab, suchte er Gauß in Göttingen auf. Dieser sagte zu ihm (wie er Mädler selbst erzählte): Ja mein lieber Bessel, Sie sind nun Professor in Königsberg. Wissen Sie auch was das heißt? In Königsberg sind sehr tüchtige Leute, nehmen Sie sich zusammen. Mädler, F. W. Bessel, Westermanns Monatshefte XXII, 1867, S. 607.

Winter den Tag über in unbequemer Stellung in den hohen ungeheizten Räumen seines Laboratoriums zu stehn. Während seiner Beobachtungen über Wärmeleitung benutzte er einen aus Eis sauber gearbeiteten Würfel von 1 Fuß Größe, welcher nicht schmelzen durfte, sondern wochenlang in unveränderter Form erhalten werden mußte. Neumann war meistens dermaßen in seine Arbeit vertieft, daß er darüber Essen und Trinken vergaß oder sich die Zeit dazu nicht nahm. Oft wenn er um 1 Uhr zum Mittagstisch gerufen wurde, weil die Kinder zur Schule gehn mußten, konnte er sich erst nach zwei bis drei Stunden von seinen Beobachtungen trennen. Lobeck begann seine Arbeiten im Sommer um drei, im Winter um vier, so daß er seine Mittagsstunde um elf oder auch um zehn hielt. Jahrelang gönnte er sich kaum eine Stunde zu einem Spaziergange und wünschte oft, die Zeit kaufen zu können, die andre vergeudeten; dennoch äußerte er zu seiner Frau, er habe hin und wieder kostbare Stunden versäumt, was Schubert und Drumann gewiß nie getan hätten. Als der Vater eines Studenten ihm über den Unfleiß seines Sohnes klagte, der oft den ganzen Tag müßig sei, fragte er zweifelnd: „Wirklich? einen ganzen Tag?“ [1]) Als man anfing von „arbeitenden Klassen“ zu sprechen, sagte Drumann: „Die wahre arbeitende Klasse sind wir.“

Auf ihre Schüler haben wissenschaftliche Größen zu allen Zeiten noch mehr durch ihr Vorbild, als durch ihren Unterricht gewirkt. Die Universität Leyden wußte wohl, was sie tat, als sie bei der Berufung Joseph Scaligers

1) Lehrs, Populäre Aufsätze, S. 488.

ganz darauf verzichtete, ihm die Pflichten einer Professur zuzumuten, sondern nur seine Anwesenheit verlangte. Auch die großen Lehrer der Albertina wirkten vor allem durch das Beispiel ihres ganz der Wissenschaft geweihten Lebens. Ihnen gegenüber fühlte man sich zugleich zerknirscht und erhoben, man blickte zu einer unermeßlichen Höhe hinauf und fühlte doch den Mut, die eigenen Kräfte zu wagen. Ihre nachsichtige Teilnahme war ein Sporn, sich ihres Beifalls immer würdiger zu machen. Ihre Aussprüche bestimmten nicht selten die Richtung eines ganzen Lebens. Oft bildeten sich zwischen Lehrern und Schülern innige, lebenslänglich währende Verhältnisse.

Eine in ihrer Art einzige Wirksamkeit als Lehrer übte Karl Rosenkranz (1805—1879, in Königsberg seit 1833). Er wurde nicht bloß von Studierenden aller Fakultäten, sondern auch von Männern aller Stände und Berufsarten gehört und las immer in den größten Auditorien; es gab auch kaum ein Gebiet der Wissenschaft und Literatur, das er in seinen Vorlesungen nicht berührte oder streifte[1]). Die Hegelsche Philosophie, die um 1840 im Zenith ihrer Herrschaft stand, war freilich keine so unbedingt vertrauenswürdige Führerin, wie sie ihm erschien. Während nach Sokrates das Bewußtsein des Nichtwissens die notwendige Voraussetzung aller Erkennt-

---

1) Rudolf v. Delbrück Lebenserinnerungen (1905) I 68: „Auf dem Katheder wie in der Literatur gingen (in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre) die größten Wirkungen von denjenigen Schülern Hegels aus, welche, wie z. B. Rosenkranz, gar nicht als solche auftraten, sondern ohne die Schule zu nennen, mit Geist und Sachkenntnis die einzelnen Materien im Sinne der Schule aus sich selbst entwickelten."

nis ist, erfüllte sie ihre überzeugten Anhänger nur zu leicht mit dem stolzen Gefühl einer Art von Allwissenheit. In der unfehlbaren Methode des Meisters glaubten sie den Schlüssel zu allen Rätseln der Natur und des Lebens zu besitzen, und die Gewöhnung an aprioristische Deduktionen verführte sie, sich der Sachkenntnis überhoben zu glauben und sich über die Grenzen ihrer Erkentnis und ihres Verständnisses zu täuschen. Mit Frau von Staël hätten sie sagen können: „je comprends tout ce qui mérite d'être compris, et ce que je ne comprends pas, ce n'est rien.“ Auch ein so geistvoller Mann, wie Rosenkranz, konnte sich doch zu Sätzen versteigen, wie, daß das Platina im Grunde nur eine Paradoxie des Silbers sei, schon die höchste Stufe der Metallität erreichen zu wollen[1]); er konnte „der geliebten Dreizahl zu Liebe“ in der Architekturmalerei neben der Darstellung der Gebäude von außen und ihrer inneren Räume als dritte Gattung die Bilder von Ruinen statuieren, wo man beides zugleich sieht; er ließ sich nur durch dringende Vorstellungen seines Freundes und Arztes G. Hirsch abhalten, ein Kollegium über Geisteskrankheiten zu lesen; er hielt die Arbeiten der Schüler seines hochverehrten Freundes Neumann für zwecklose Spielereien eines übel angewendeten Scharfsinns, die niemand außer den Verfassern verstehe, und auch diese nicht, wenn sie nicht mehr unter Neumanns Leitung arbeiteten. Wenn nun dergleichen auch belächelt wurde, tat es doch seinem Ansehn und seiner Wirksamkeit als Lehrer durchaus keinen Eintrag. Die Anmut und Beweglichkeit seines

1) System der Wissenschaft, § 475.

Geistes (ein Erbteil von seiner Mutter, „einer echten Französin“), die erstaunliche Vielseitigkeit und der ungemeine Umfang seines Wissens, ein unversieglicher Gedankenreichtum, eine strömende, eindringliche, die Aufmerksamkeit erzwingende Beredsamkeit — alles dies machte ihn ganz besonders geeignet zum Lehrer der Jugend eines an Anschauungen und Bildungsmitteln armen Landes, bei der es zunächst nicht auf strenge philosophische Schulung, sondern auf Erweiterung des Horizonts, auf Eröffnung neuer Perspektiven ankommt. Wie wenige Universitätslehrer, vermochte er Geister zu wecken und in eine höhere Bildungssphäre zu heben. Wohl Hunderte konnten und können von sich sagen, was Gregorovius 1873 an Lehrs schreibt: auf der Universität habe er die bleibendsten und mächtig in ihm fortwirkenden Anregungen von dem Geist „unseres herrlichen Rosenkranz“ empfangen. Aber er wirkte nicht nur bildend, sondern auch veredelnd durch den unwiderstehlichen Zauber seiner Persönlichkeit, durch die kindliche Reinheit seines goldenen Gemüts, den Adel und die Lauterkeit der Gesinnung, die Wärme einer aufrichtigen Begeisterung für alles Edle und Schöne. Von wie unermeßlichem Segen seine vierzigjährige Lehrtätigkeit für die Jugend Ostpreußens gewesen ist, wird man am besten daraus erkennen, daß ein Gelehrter wie Lehrs im Verkehr mit ihm bei gegenseitigem Geben und Empfangen sich als seinen Schuldner betrachtete. Beide verband eine innige Freundschaft, „welche im Wandel der Zeiten auch die schwersten Prüfungen der (politischen) Meinungsverschiedenheit glücklich überstanden hat“[1]). Lehrs Briefe an Rosenkranz klingen

1) Rosenkranz, Von Magdeburg nach Königsberg (1873), S. 482.

manchmal wie die eines Liebenden. Auf einen ihm von diesem zum siebzigsten Geburtstag gesandten Glückwunsch in Distichen erwiderte er in demselben Versmaß:

Herrlicher Freund, wie hat der altbewähreten Treue
  Fröhliche Botschaft nun wieder das Herz mir erquickt!
Viele entführt uns die Zeit dorthin, wo Tullus und Ankus,
  Durch der Natur Gesetz, durch das verhüllte Geschick.
Andere, ach! entfremdet die unbezwingliche Meinung,
  Die durchs Leben den Mann starrer und starrer umfängt.
Doch wir überstanden der staatsumwälzenden Jahre
  Sinnverwirrenden Streit: nahte die Eris, so war's
Jene friedliche nur, die in vielverschlung'nen Gespräches
  Windungen trennend, uns nur fester und fester vereint.
Aber du warst der Gebende doch! Auf den Wegen der Weisheit
  Hatte dein forschender Geist lösende Worte gespäht!
Darf ich's danken dem Gott, daß er mich zum Empfangenden stimmte,
  So verdank' ich's ihm mehr, daß er den Gebenden gab,
Und am Innigsten, daß er den Mann des liebenden Herzens,
  Nicht den lehrenden nur, mir in die Nähe geführt[1]).

Das Unglück einer mehrjährigen Blindheit in einem einsamen Alter ertrug Rosenkranz mit großartiger Ergebung[1]).

Der Königsberger Philosoph hatte manche Ähnlichkeit mit dem Professor Raschke in Freytags „Verlorener Handschrift", war aber weder so zerstreut noch so weltfremd. Doch einige der ganz in ihr Museum gebannten Gelehrten kamen vor sechzig Jahren mit der Außenwelt

---

1) Beim Doktorexamen ließ sich Rosenkranz zuweilen von seiner lebhaften Natur verleiten, Gegenstände, die ihn interessierten, ausführlich selbst zu erörtern, wobei er sich von Zeit zu Zeit durch die an den Kandidaten gerichtete und von diesem natürlich stets bejahte Frage: Nicht wahr? unterbrach. Als sich ein solcher Vortrag einmal etwas in die Länge zog, flüsterte Lehrs mir zu: Rosenkranz besteht heute wieder sehr gut.

noch seltener in Berührung als jetzt, und wußten wenig von dem, was außerhalb des Bereiches ihrer Studierstube lag. Als Drumanns Tochter Mathilde sich 1852 mit Werner Siemens verlobte[1]), war Drumann von düsteren Besorgnissen für ihre Zukunft erfüllt, da sein Schwiegersohn kein festes Einkommen habe, obwohl dessen 1847 mit Halske begründetes Etablissement bereits einen großen Aufschwung genommen hatte. Er würde glücklich sein, sagte er, wenn seine Tochter einen Gymnasiallehrer mit einem Gehalt von 600 Talern heiratete, und lebenslänglich glaubte er für seine Enkel, die vielleicht einst Not leiden würden, sparen zu müssen. Minder auffallend ist, daß der große Kenner der Zeit Cäsars und Ciceros in seiner leidenschaftlichen Verehrung für Napoleon I. so weit ging, zu behaupten, Napoleon habe stets den Frieden gewollt und nur gezwungen Krieg geführt, was ja durch die „Memoiren von St. Helena" auch bestätigt werde. Auch unsere größten Propheten der Vergangenheit, Niebuhr und Ranke, sind doch nicht imstande gewesen, die Erscheinungen ihrer eigenen Zeit unbefangen zu beurteilen.

Die Lebensweise der meisten Königsberger Professoren in der Zeit vor 1848 war eine überaus einfache[2]), und zwar nicht bloß wegen ihrer Armut. Diejenigen, die nur den einen Lebenszweck kannten, ihrer Wissenschaft als Lehrer und Forscher zu dienen, verschmähten Wohlleben

---

1) W. v. Siemens, Lebenserinnerungen, S. 101 f.

2) Baer, Selbstbiographie, S. 257: „Königsberg war ein ziemlich wohlfeiler Ort, und vor allen Dingen lebten die Professoren, nach der Sitte der deutschen Universitäten, sehr ökonomisch. Diese Sparsamkeit schien mir, als geborenem Esthländer, in mancher Beziehung zu weit getrieben."

als ihrer unwürdig. Essen und Trinken nannte Neumann notwendige Übel. Allen, die so dachten, konnte es gleichgiltig sein, ob sie arm oder reich waren. Für E. A. Hagen, den Verfasser der Norica, war nichts so widerwärtig, als sich irgendwie mit Geldangelegenheiten befassen zu müssen. Seine Vorlesungen hielt er stets unentgeltlich, Erträge literarischer Arbeiten oder sonstige außerordentliche Einnahmen verwandte er für kunstwissenschaftliche Zwecke. Zu der Kupferstichsammlung der Universität legte er 1831 den Grund, indem er 300 Taler aus eigenen Mitteln zu den ersten Ankäufen hergab. Das Vermögen seiner Frau wurde von einem Geschäftshause verwaltet, das ihr Großvater gegründet hatte. Als dies Haus unter der spätern Leitung an Kredit verlor, rieten Nahestehende dem Hagenschen Ehepaar das Kapital zu kündigen. Doch da sie den Bescheid erhielten, daß die Kündigung den Bankerott herbeiführen könnte, wollten sie lieber alles opfern. Bei der Auflösung des Hauses zu Anfang der vierziger Jahre konnten sämtliche Gläubiger befriedigt werden, aber fast das ganze Vermögen der Frau Hagen, gegen 80000 Taler, ging verloren.

„Hagen arbeitete gerade an den Künstlergeschichten, als er den Brief mit der Abrechnung erhielt. Nachdem er ihn durchflogen, schrieb er emsig weiter, und hatte über Thorwaldsen oder Peter von Cornelius Abrechnung und Brief vergessen. Heiter wie immer, wenn ihn eine anregende Arbeit beschäftigte, kam er zu Tisch. Hier erst erinnerte er sich des Briefes, holte ihn und gab ihn seiner Frau. Als diese im Denken an die Erziehung ihrer fünf Kinder die Tränen nicht zurückhalten konnte, sagte Hagen: aber liebe Molly, wie kannst du nur darüber weinen,

ist es doch ganz egal, ob wir das Zeug haben oder nicht"[1]).

Als Neumann 1829 eine ordentliche Professur mit einem Gehalt von 500 Talern erhielt, durfte er Hagens jüngste Schwester Florentine als Gattin heimführen. So sehr das Ehepaar sich einschränken mußte, nahm es doch einen Schulfreund und Kriegskameraden Neumanns, der nach dem Kriege in Trübsinn und Willenlosigkeit verfallen war, bei sich auf und behielt ihn zehn Jahre als Hausgenossen[2]). Aber Neumann sollte noch mehr Gelegenheit erhalten, seine selbstlose Opferwilligkeit zu beweisen. Als Forscher wie als Lehrer war er in einer heute kaum noch verständlichen Weise gehemmt, ja gelähmt, da die Universität kein physikalisches Laboratorium besaß, und seine seit 1829 unablässig fortgesetzten Bemühungen, ein solches zu erlangen, erfolglos blieben, trotz seiner wiederholten Anerbietungen zur Miete eines provisorisch zu benutzenden Lokals aus eigenen Mitteln beitragen zu wollen. Im Jahre 1841 wurde ihm durch einen Ruf nach Dorpat unter sehr glänzenden Bedingungen die Aussicht eröffnet, nicht bloß aus seiner noch immer sehr drückenden pekuniären Lage befreit zu werden, sondern auch über ein reich ausgestattetes physikalisches Institut verfügen zu können. Er lehnte diesen, sowie eine ebenfalls sehr lockende Aufforderung nach Petersburg zu kommen ab, weil er, wie er an den Kurator schrieb, seine Kinder nicht der Wohltat der Entwicklung und Erziehung im Sinne und Geiste des preußischen Staates berauben wollte, und setzte seine

1) August Hagen, Eine Gedächtnisschrift zu seinem 100. Geburtstag (1897) S. 92—95 und 227, 1.

2) L. Neumann, Franz Neumann S. 296—300.

Arbeiten in einer Dachkammer fort, in der er die wenigen, zum Teil selbst erfundenen und selbst angefertigten Instrumente, so gut es ging, aufgestellt hatte. Endlich 1846 sah sich Neumann in der Lage, dem so schwer empfundenen Mangel aus eigenen Mitteln abzuhelfen. Ein kleines Kapital, das seiner zweiten Frau durch Erbschaft zufiel, wurde zur Erwerbung eines Grundstücks verwandt, auf dem ein einstöckiges Haus stand, und dies ausgebaut, um Räume zur Anfertigung und Aufstellung von Instrumenten, sowie Räume für physikalische Arbeiten zu gewinnen. Die Wohnlichkeit des Hauses, die Bequemlichkeit der Familie konnte wenig berücksichtigt werden; für sich selbst begnügte sich Neumann Jahre lang mit einer Dachstube. Er glaubte nun wenigstens auf die ihm zugesagte Errichtung eines magnetischen Häuschens aus Staatsmitteln hoffen zu dürfen, zumal da sie auf seinem eigenen Grundstück erfolgen sollte. Aber auch diese Hoffnung blieb unerfüllt, und er ließ auf seine Kosten in seinem Garten Einrichtungen zur Beobachtung der Erdtemperatur in bedeutender Tiefe treffen. Als endlich das physikalische Laboratorium in Neumanns 87. Lebensjahr fertig wurde, war es für ihn zu spät [1]).

Lobeck war so bedürfnislos, daß vieles, was den meisten als unentbehrlich gilt, für ihn ein unbekannter oder unbegreiflicher Luxus war. Als ihm 1824 eine Professur in Leipzig angeboten wurde, schrieb er an G. Hermann: „ich würde doch unter drei Stuben nicht auskommen", und als ihm in Königsberg „Erleichterungen und Vorteile" in Aussicht gestellt wurden, falls er für

1) L. Neumann, S. 368 ff. u. 394.

Leipzig ablehne, 1825 an denselben: „Von den mir dargebotenen Vorteilen kann ich keinen einzigen annehmen, denn meine äußere Lage ist keiner Verbesserung fähig." Er fragt, ob er in Leipzig gezwungen sein würde, wenn die Reihe an ihn käme, Rektor zu werden; dazu schicke er sich durchaus nicht, Kollegia lesen und Programme schreiben sei seine einzige Beschäftigung. Dieses Grauen vor allen geschäftlichen Dingen empfanden auch nicht wenige von Lobecks Kollegen; man war froh, in Schubert einen Mann zu besitzen, der sich darauf verstand und dem man sie stets gern überließ. Die damaligen Professoren fühlten sich als Gelehrte, nicht als Beamte; man darf bezweifeln, ob alle wußten, zu welcher Ratsklasse sie gehörten. Daß Lobeck den Charakter eines Geheimen Rats erhalten habe, erfuhr seine Frau erst nach einigen Tagen durch den Glückwunsch eines Kollegen; einen neuen Orden wollte er in dem Glauben, er habe ihn bereits, nicht annehmen, er werde wohl für den ihm gegenüber wohnenden Schubert bestimmt sein, meinte er.

Die Gleichförmigkeit des Königsberger Gelehrtenlebens wurde in der Regel nur durch die (in Königsberg erst 1852 mit den Herbstferien zusammengezogenen) Sommerferien unterbrochen, die man in einem Fischerdorfe an der samländischen Ostseeküste zuzubringen pflegte. Diese Ufer sind an landschaftlichen Schönheiten sehr reich. Auch dort fehlt es nicht an jenen „tief beschatteten, zu schwermütigem Nachdenken einladenden Einöden", von denen Kant gesprochen hat. Waldumkränzte Heiden (Palven) mit Wachholder(Kaddig)büschen und einer blühenden Vegetation von Feldernelken, Thymian, Labkraut, blauen Glockenblumen und Eriken wechseln mit nackten Dünen

von oft grotesker Bildung; kahle und bewaldete Schluchten öffnen sich auf die See; hier und da treten prachtvolle Waldungen mit uralten Bäumen bis an den Rand der Düne, auf deren Böschung die äußersten Stämme und Sträucher nach Unterwaschung ihres Bodens herabrutschen, ohne in ihrem Gedeihen beeinträchtigt zu werden, und zu dem allen der ewig wechselnde, immer gleich unwiderstehlich anziehende Anblick des ruhigen oder bewegten Meeres. „Weltmüde wie ich bin", schreibt Rosenkranz (etwa 1855), „möchte ich mich auf ein Bauerngut des reizenden Samlandes zurückziehen. Sowie ich nur über das Wäldchen des Eulenkruges hinauskomme und dem Warnicker Tal zufahre und die erste Brise reiner Seeluft fühle, kommt ein Friede über mich, als hörte alle meine Mitverantwortlichkeit für unsere abscheuliche Weltgeschichte auf." Aus dem Fischerdorf Rauschen an Hinrichs 1858: „Ich nehme ein Buch und eine Zigarre und gehe auf die Hochebene, die von unserem Berg aus zwischen dem See und Meer sich hinzieht, statte dem heiligen, himmlischen, entzückenden Meer meinen Morgenbesuch ab, wie es von Brüsterort, wo der Leuchtturm steht, bis zum Vorgebirge von Wangenkrug mit seinen malerischen Buchten in bläulichem Sommerduft sich ausbreitet, mit seinen Schaumwellen an das Ufer brandet, in das Ohr den tausendstimmigen Chor seines Rauschens erschallen läßt und hinten, als erdumgürtender Okeanos den ernsten dunkelblauen Reifen zieht. Dann werfe ich mich zwischen Birken und Fichten auf das Moos oder Heidekraut, beobachte die Ameisen, Käfer, Bienen, Möven, Spechte, träume, lese, bete, wandere ein Streckchen, ruhe wieder und gerate nahe an die neuplatonische Extase. Ach, wer

immer am Meere wohnen könnte" [1]). Gregorovius hat (1851) das weltentrückte, idyllische Dasein in diesen Stranddörfern mit liebenswürdigem Humor geschildert. „Es ist ein ergreifender Anblick, sich einen Professor an den Busen der Natur stürzen zu sehen. . . Wie oft belauschte ich nicht den hochseligen Wagner (Fausts Famulus) als l'amore pensoso, bibel- oder pandektenvergessend an einem Rosmarinbusch niedergestreckt, die Augen träumerisch zu den Wölkchen erhoben, die er aus dem ‚Kosmos' noch obenein mit Cirrus richtig zu bezeichnen vermag" [2]).

Zu den Gesellschaften, in denen Königsberger Professoren mit Männern anderer Berufsarten sich zusammenfinden, gehört die seit Kants Tode bestehende Kantgesellschaft, die jährlich seinen Geburtstag (22. April) durch ein Festmahl feiert. Dem Vorsitzenden, der in der vorhergehenden Feier durch die Bohne bestimmt worden ist, liegt es ob, die Festrede zu halten, deren Thema natürlich aus Kants „Thesauren" entnommen sein muß. Häufig übernahm Rosenkranz auf die Bitten des Bohnenkönigs diese Rede [3]), und auch als er 1849 (als vortragender Rat im Ministerium des Innern) in Berlin weilte, wendet sich Lehrs beim Herannahen des Kanttages mit einem Briefe an ihn, der beginnt: „Karl, mich scheucht ein heitrer Gedanke vom dampfenden Kaffee": da er selbst der Gesellschaft als Bohnenkönig wenig zu bieten haben werde, möge Rosenkranz „den für Alle dort zu sehen, zu hören eine

---

1) Rauschen, Stammbuchblätter (1875), S. 36.

2) Idyllen vom baltischen Ufer in Gregorovius Figuren, Bd. I, 1856 (in den späteren Ausgaben fortgelassen).

3) Rosenkranz, Neue Studien, Bd. II, S. VII.

süße Gewohnheit war", ihm ein Blatt für die Gesellschaft senden.

Bei dieser Feier erschien öfter der Oberpräsident Th. v. Schön (1773—1856), der stolz darauf war, Kants Schüler gewesen zu sein. In das Album der beim dreihundertjährigen Jubiläum der Albertina 1844 versammelt gewesenen Kommilitonen schrieb er: „Kant sagt: Höheres und Erhabeneres ist nicht zu denken möglich, als der gestirnte Himmel über und das Gewissen in uns. Und dazu ruft jetzt sein Schüler nach reiflicher Erfahrung im 72. Jahre des Alters seinen jungen Kommilitonen zu: Mit dem Blick nach oben und dem reinen Gewissen trotzt man dem Teufel in der Hölle und dessen Genossen auf Erden." Zu den Schwächen des um Ostpreußen so hoch verdienten Staatsmannes, der noch als Achtziger etwas ungemein Imponierendes hatte, gehörte Mangel an Verständnis für die Wissenschaft nicht: eher war sein Respekt vor ihr zu groß, wenn er, wie er sagte, das Amt eines Kurators der Universität abgelehnt hatte, weil er sich ihm nicht gewachsen gefühlt habe[1]). Jedenfalls sah er in einer Universität noch etwas mehr als eine Anstalt, die dem Staat seinen Bedarf an Geistlichen, Richtern, Beamten, Ärzten und Lehrern zu liefern hat: eine Auffassung, die später bei hohen preußischen Verwaltungsbeamten nicht allzu selten zu finden gewesen ist. Schön suchte den Umgang mit Gelehrten und verkehrte mit ihnen in der zwanglosesten Weise, mit mehreren war er befreundet, wie

1) Im Jahre 1855, wo ich noch Privatdozent war, forderte Schön mich auf, ihn nach Marienburg zu begleiten. Die Reise solle nicht länger dauern als unumgänglich nötig: „ich weiß, daß die Zeit der Gelehrten kostbar ist".

mit Bessel und Jacobi, am meisten mit Rosenkranz; er betrachtete sich in diesen Verhältnissen als den Empfangenden. So lange er an der Spitze der Verwaltung Ostpreußens stand, war sein Haus ein Sammelplatz aller durch Geist und Bildung hervorragenden Männer der Stadt, mit denen er so weit als möglich den Umgang auch fortsetzte, seit er nach seinem Rücktritt (1842) auf seinem Gute Arnau lebte. Dort, wo sein Empfangszimmer mit den Bildern von Kopernicus, Simon Dach, Kant und Herder geschmückt war, arbeitete er vom frühen Morgen ab an seinem Pulte stehend und vermochte den größten Teil des Tages mit Lesen, Schreiben und Diktieren zuzubringen. Kein bedeutendes Werk, das in Deutschland, Frankreich oder England erschien, ließ er ungelesen. Mit Ungeduld erwartete er z. B. jeden neuen Band von Grotes „History of Greece" und bestürmte Lehrs wiederholt um Zusendung der ihm noch unbekannten; „sollte es wirklich vom Schicksale beschlossen sein", schreibt er einmal 1853, „daß ich die beiden letzten Bände von Grote nicht mehr lesen soll?" Jeden Band, den er zurücksandte, begleitete er mit Bemerkungen: z. B. daß in der heutigen Zeit jeder General, der so wie Leonidas handelte, von jedem Kriegsgericht zum Tode verurteilt werden müßte. „Selbst kein österreichischer General hat es in den Kriegen mit uns gewagt, einen Paß hinter seiner Schlachtlinie mit Reichs(Reißaus)truppen zu besetzen, und die Hilfstruppen der kleinen griechischen Städte sind gewiß noch viel schlechter gewesen." „Um mein früheres Bild von Leonidas tut es mir am meisten leid. Unter Napoleon wäre er höchstens Regimentskommandeur geworden." Lehrs möge ihm zugute halten, schreibt er ein anderes mal, was er über die Berliner Philologen

sagen werde: diese erkennen, wie ihm sein Freund Meineke mitgeteilt habe, den hohen Wert des Groteschen Werkes an, aber nicht weil er der erste Staatsmann ist, der uns als solcher ein Bild von Griechenland gibt, sondern weil er ein gutes Quellenstudium gemacht habe. Das Urteil sei zwar zunftgerecht, aber beschränkt.

Zu den regelmäßigen Teilnehmern an der Kantfeier gehörte auch der Verfasser der „Vier Fragen", Dr. Johann Jacoby (1805—1877). In der Schilderung seiner Persönlichkeit, die Treitschke gegeben hat[1]), ist ein falscher Zug: von dem feierlichen Ernst, der ihm dort nachgesagt wird, hatte er keine Spur; sein Wesen war vielmehr das einer vollkommen natürlichen Bonhomie. Er war im Privatleben ebenso mild, wohlwollend und hilfreich, wie im öffentlichen starr, schroff und fanatisch; in seinem Rechts- und Freiheitstrotz war er, wie Treitschke sehr wahr bemerkt, weit mehr Ostpreuße als Jude. Ob er, wie Treitschke behauptet, niemals jung gewesen war, ist mindestens fraglich; ein flotter Student war er jedenfalls gewesen. Was ihm weit über den Kreis seiner Gesinnungsgenossen hinaus Respekt verschaffte, das war, außer der unbezweifelten Reinheit seiner Absichten, sein in allen Lagen unerschütterlicher Gleichmut und seine absolute Furchtlosigkeit. Er hatte zu den Ärzten gehört, die 1831 nach Polen reisten, um die damals in Europa zuerst auftretende Cholera, die auch in medizinischen Kreisen einen panischen Schrecken verbreitete, an Ort und Stelle zu studieren. In Königsberg entstand damals durch den Glauben des Volks, daß die Ärzte die Kranken vergifteten, ein Aufruhr, der blutig

1) Deutsche Geschichte, Bd. V, S. 138—140.

niedergeschlagen werden mußte, wobei die Studenten unter Führung des Universitätsrichters Grube sich auszeichneten. Auch der damalige Privatdozent Simson gehörte zu den Mitgliedern der Universität, denen der Kurator im Auftrage des Ministeriums für ihren „Anteil an diesem rühmlichen Benehmen" seine Anerkennung aussprach[1]). Die Ärzte wurden fortan bei ihren Krankenbesuchen von je zwei Studenten mit blanken Schlägern begleitet. Auch Bessel geriet damals in Gefahr. Der Pöbel glaubte, daß er durch die Raketensignale, durch die er die Königsberger Zeit nach Pillau übermittelte, die Cholera herbeigeholt habe. Die isolierte Lage der Sternwarte steigerte die Beunruhigung, aber Bessel, obgleich mehrfach gewarnt, ließ sich in der Ausübung seiner Pflicht nicht stören. Studenten versammelten sich und rüsteten sich zu seiner Verteidigung; endlich gab Bessel den Bitten seiner Freunde nach und entfernte sich auf einige Zeit von der Sternwarte, bis die Gefahr vorüber war[2]). Als bei dem Wiederausbruch der Cholera 1837 ein Warschauer Arzt ein Spezifikum gegen „diese ganz unbedeutende, immer heilbare" Krankheit in der preußischen Staatszeitung anpries, schrieb Jacoby in der Königsberger Zeitung dagegen; jener antwortete in Berliner Zeitungen mit persönlichen Beleidigungen; der Entgegnung Jacobys verweigerte der Berliner Zensor das Imprimatur. Alle Berufungen an den Oberpräsidenten, das Oberzensurkollegium, den Minister von Rochow, den König, waren vergeblich. Jacobys, aus wenigen Seiten bestehenden, die sämtlichen Aktenstücke enthaltenden „Beitrag zu einer künftigen Geschichte der Zensur" wiesen drei

1) B. v. Simson, Eduard von Simson S. 60.

2) Mädler a. a. O., S. 605—619.

deutsche und zwei schweizerische Verleger, trotz des Anerbietens der Bezahlung der Kosten, zurück; er konnte erst 1838 in Paris erscheinen, nachdem er eine Reise von 1740 Meilen gemacht hatte [1]).

Wie so viele ultraradikale Doktrinäre lebte auch Jacoby in einer imaginären Welt; die mit seinen Theorien unvereinbaren Tatsachen und Erscheinungen der Wirklichkeit waren für ihn nicht vorhanden oder ohne Bedeutung. Der Sieg des Prinzips der unbedingten Volkssouveränität erschien ihm nicht bloß als ein notwendiges Ergebnis der Weltordnung, sondern auch als ein demnächst bevorstehendes, und dieser Glaube stellte sich nach jeder Enttäuschung von neuem her. Im Jahre 1852 fragte ihn eine in Königsberg gastierende Hofschauspielerin, zu welcher Partei der Frankfurter Versammlung er gehört habe. Als sie auf seine Antwort „zur äußersten Linken" eine Geberde des Entsetzens machte, sagte er: „Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, nach der nächsten Revolution werde ich auf der äußersten Rechten sitzen." Bei der Einführung des allgemeinen Wahlrechts äußerte er: „Bismarck arbeitet für uns." Sein Wissensdrang war ein unersättlicher; seine nicht große ärztliche Praxis ließ ihm zu sehr umfassenden Studien reichliche Muße, freilich blieb er unbelehrbar, wenn er auch „immer lernend alt wurde". Denn daß er in der Geschichte und Philosophie nur Bestätigungen seiner Ansichten suchte und fand, versteht sich bei einer Natur wie die seinige von selbst.

Man wird vielleicht nicht ungern eine Charakteristik Jacobys lesen, die von einer ihm befreundeten, hochgebil-

1) R. Prutz, Zehn Jahre, Bd. I, S. 368 f.

deten, geist- und gemütvollen Dame aus altadeliger Familie herrührt. Sie verbirgt sich unter der Maske des „Freundes", an den die „Politischen Briefe" des (späteren Grafen und preußischen Gesandten in Rom) G. v. Usedom gerichtet sind. Sie schreibt (1848)[1]: „Bei Carlyle's Charakteristik des Schwärmers habe ich oft an Jacoby denken müssen, seit die Märzrevolution und der Fünfziger-Ausschuß ihm endlich Spielraum gewährte für die Verwirklichung seines Ideals. Ich glaube, man verkannte ihn oft; er ist Schwärmer für eine Idee, kühler, besonnener, zäher, nachhaltiger Schwärmer; dabei ein schlichter, vortrefflicher, ganz ungewöhnlich toleranter Mensch von großen Verstandeskräften, von sehr wohlwollender Gesinnung. Aber Ehrfurcht vor dem heiligen Willen des Gottes, den wir außerhalb der Menschheit denken, kennt er nicht. Der Mensch und seine Einsicht ist ihm das höchste. Edel, tief gefaßt, aber dennoch gefährlich; denn wenn der Menschengeist auf diesem Boden steht, hat er, wie ich glaube, den ersten Schritt in die Verdunkelung schon getan. Dieser toleranteste der Toleranten, dieser stahlharte und lederzähe Kämpfer gegen den Despotismus behauptete neulich: ‚die Freiheit dürfe nicht nur, sie müsse despotisch sein'. Beinah wie Herwegh, der es auch als heilige Pflicht empfand, Deutschland, selbst gegen seinen Willen, zur Republik zu machen. Doch möchte ich Jacoby im übrigen keineswegs mit Herwegh, diesem Don Quixote der Freiheit, zusammenstellen; wenigstens unter das Spritzleder verkriecht sich jener sicher nie."

Jacoby blieb sich bis an sein Ende gleich. Dem

1) Politische Briefe und Charakteristiken aus der deutschen Gegenwart (1849), S. 79 f.

Tode sah er mit voller Ruhe entgegen, obwohl er das Leben sehr liebte. Unmittelbar vor einer Operation, die er nur um wenige Tage überlebte, unterhielt er sich mit Besuchern wie gewöhnlich über literarische Dinge, traf Anordnungen über Kleinigkeiten für den Fall seines Todes und füllte den Rest der Zeit mit Lesen von Zeitungen aus; und alles dies war bei ihm vollkommen natürlich. „Meine 72 Jahre", sagte er zu Lehrs, „kann mir doch niemand nehmen."

Das ebenfalls in Königsberg noch bestehende „Montagskränzchen" ist aus einem 1815 entstandenen geselligen Verein von Studenten hervorgegangen, die zum Teil aus den Befreiungskriegen zurückkehrten und „in verschiedenen Fächern einer höheren Ausbildung nachstrebten". Sie richteten 1815 an Goethe eine Anfrage über die Bedeutung der „Geheimnisse", worauf er 1816 die bekannte Antwort erteilte[1]). Sie setzten ihre Zusammenkünfte als Männer fort; die anfangs an die Lesung philosophischer Werke und den Vortrag von Gedichten anknüpfende Unterhaltung erstreckte sich bald auf alle den Tag bewegenden Fragen des öffentlichen Lebens, der Wissenschaft und Kunst. Die Aufnahme neuer Mitglieder erfolgte auf einstimmigen Beschluß; über die Zahl der Musen ging man in der Regel nicht hinaus. Nach einem Briefe Alfred von Auerswalds (1797—1870, Mitglied des Kränzchens seit 1816) aus dem Jahre 1867 blieb die Mischung der Elemente

1) Das Schreiben an Goethe ist veröffentlicht in den Preußischen Jahrbüchern 1868, Heft 3, S. 354; vergl. H. Baumgart, Goethes Geheimnisse und seine indischen Legenden (1895), S. 17. Durch die Güte des Herrn Gymnasialdirektor Grosse († 1904) konnte ich Papiere des Kränzchens benutzen.



immer eine glückliche, einseitige Richtungen wurden so vermieden. „Politischer Parteigeist lag dem Verein fern; aber in allen wechselnden Generationen war sein bleibender Lebenskern die Liebe zum Vaterlande." Zu den Mitgliedern gehörten u. a. A. K. E. v. Baer, P. v. Bohlen, die beiden Schulmänner Friedrich und Ernst Ellendt, Rosenkranz, Neumann, Simson, W. Schrader (später Kurator der Universität Halle); zu den Gästen des Kränzchens Josef v. Eichendorff (in Königsberg 1824—1831). Nur einmal seit jenem Schreiben an Goethe erfolgte eine Kundgebung des Kränzchens nach außen: ein Glückwunschschreiben an den Fürsten Bismarck zum 77. Geburtstage, das mit den Worten schließt: „Ihre geistige Existenz wird dem deutschen Volke verbleiben als ein *κτῆμα ἐς ἀεί* in den dunkeln Tagen, die kommen mögen, die Feuersäule, die uns voraus wandeln wird." Die Antwort des Fürsten (Friedrichsruh, 18. April 1892) ist an den an erster Stelle unterzeichneten Neumann gerichtet und lautet wie folgt:

Geehrter Herr Professor!

Der Werth der freundlichen Begrüßung des Montagskränzchens ist wesentlich erhöht durch die Betheiligung eines Zeitgenossen unseres ersten Kaisers. Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie Ihre Unterschrift nicht zurückgehalten haben als ein lebender Zeuge unserer nationalen Entwicklung von Ligny bis in die Jetztzeit.

Mit Interesse habe ich die freundlichen Mittheilungen über die Geschichte und den Bestand des Kränzchens gelesen, und bin stolz darauf, die Auszeichnung Ihrer Begrüßung mit Goethe zu theilen.

Ich bitte Sie und alle betheiligten Herren für den

ehrenvollen Ausdruck ihrer Anerkennung und Ihres Wohlwollens meinen verbindlichsten Dank entgegenzunehmen.

In der Hoffnung, daß Ihr augenblickliches Unwohlsein Ihnen alten Steinwein gestattet, bitte ich Sie, die anliegende Altersgenossin in Betracht der Gleichheit des Geburtsjahres freundlich aufzunehmen. v. Bismarck.

Die mit diesem Brief gespendete Flasche Steinwein vom Jahre 1798 zu trinken, konnte Neumann sich nicht entschließen. Erst nach Jahresfrist trank er auf Bitten der Seinigen ein Glas davon, als er wieder bedenklich erkrankt war, ein zweites an dem letzten Geburtstage des Gebers, den er erlebte.

Welch ein Mann Neumann war, hat die Welt, die ihn nur als Gelehrten kannte, durch seine von seiner Tochter Louise 1904 herausgegebene Biographie erfahren, die hier bereits mehrfach benutzt worden ist; doch werden auch einige weitere Mitteilungen wegen der ans Romanhafte streifenden Ungewöhnlichkeit des Lebenslaufs dieses herrlichen Mannes, zumal da darin auch ein Stück preußischer Geschichte enthalten ist, nicht unwillkommen sein.

Neumanns Mutter stammte von altadligen, in der Mark und auf Rügen angesessenen Geschlechtern ab. Sie hatte eine ungewöhnliche Bildung (auch in der Mathematik und den alten Sprachen) erhalten und soll lateinisch wie deutsch gesprochen haben; war aber, wie ihre Briefe zeigen, nicht imstande, sich im Deutschen grammatisch richtig auszudrücken. Nach einer unglücklichen Ehe mit dem Grafen von * * * geschieden, lebte die junge lebenskräftige Frau 1796 in dürftigen Verhältnissen bei Joachimstal in der Uckermark. Hier wurde der in der Nähe wohnende

Wirtschaftsverwalter Ernst Neumann ihr Freund und Berater. Die nahe bevorstehende Heirat des Paars verhinderte die Familie der Gräfin. Als Ernst Neumann 1821 starb, stand sein und der Gräfin Sohn Franz (geb. 1798) endlich am Ziel, „dem er in jahrelanger, unablässiger, entbehrungsvoller Arbeit zugestrebt hatte". Man hatte ihm die Verwaltung des Mineralienkabinetts in Berlin übertragen und ihn aufgefordert, sich an der Universität zu habilitieren. Er glaubte seine ganze verheißungsvolle Zukunft opfern zu müssen, um seiner Mutter den Vater zu ersetzen. Doch die Zeit, die er auf ihrem Gut zubrachte, um ihr in dessen Verwaltung beizustehen, war für ihn eine überaus schwere und traurige. Seine Mutter, die er in seinen Briefen stets „Hochgeborne Gräfin" anredet, behandelte ihn nicht bloß wie einen Untergebenen, sondern er hatte auch den Eindruck, daß er ihr zuwider sei, und überdies das Bewußtsein, ihr gar nicht nützen zu können. Er dachte ernstlich an Selbstmord. Endlich entschloß er sich, das Gut zu verlassen, blieb aber der Geschäftsführer und Berater der Gräfin, und hielt sich ihr zu Liebe oft Monate lang auf dem Gut auf. Die Gräfin, der er je länger desto unentbehrlicher wurde, erkannte allmählich seinen Wert und wurde ihm dankbar, nennt sich aber in ihren Briefen nie seine Mutter, sondern seine Freundin. Neumann tat alles, um in ihrer Nähe bleiben zu können; so verzichtete er 1822 auf eine ihm in Aussicht gestellte, eine große Förderung seiner wissenschaftlichen Zwecke versprechende Nordlandsreise mit dem Prinzen Max zu Wied-Neuwied. Endlich 1826 mußte er, vom Minister als Privatdozent nach Königsberg gesandt, Berlin verlassen. Es war ein Abschied

von der Gräfin für immer. Bis zu ihrem Tode (1830) leisteten ihr Neumanns Freunde in ihren geschäftlichen Angelegenheiten treuen Beistand; in ihrem Testament hatte sie ihn zum ersten Mal ihren Sohn genannt.

Neumann war 1808 von seinem Vater zu einem Tischler Rust in Pension gebracht worden, 1813 zu einem Küster Baldemann, dessen Frau mütterlich für ihn sorgte; von der ganzen Familie sprach er noch in hohem Alter mit großer Anhänglichkeit und Dankbarkeit; 1860 suchte er die Baldemannschen Töchter auf, und das Wiedersehn war ein ergreifendes. Er erlebte 1808 den Einzug Schills in Berlin und hat Schills Pferd gestreichelt: das königliche Schloß stand damals leer und war bis zur Rückkehr der königlichen Familie 1809 ein Hauptspielplatz für die Knaben, in seinen tiefen Fensternischen hatte ein Antiquar sein Bücherlager aufgeschlagen. Neumann besuchte das Werdersche Gymnasium, machte die Turnfahrten Jahns mit und wurde 1813 von Schleiermacher eingesegnet.

Während der Kriegszeit verlor sein Vater fast sein ganzes Vermögen, doch machte er es ihm möglich, nach der Rückkehr aus dem Feldzuge in das Gymnasium wieder einzutreten und im Herbst 1817 die Universität zu beziehen. Er erhielt einen Freitisch und ein Bekannter bot ihm sein Zimmer zum Arbeiten und Schlafen an; hier schlief er auf bloßer Diele, mit seinem Soldatenmantel zugedeckt, bis Mutter Baldemann davon hörte und ihm ein Bett schickte, das leider später gestohlen wurde. Im Jahre 1819/20 lebte er von Brod und Kaffeesurrogat; das letztere kochte er auf einem Spirituslämpchen, dessen Heizkraft er dadurch erhöhte, daß er Holzspäne und dürre Äste aufs feinste zerkleinerte und sorgfältig über der

Flamme aufschichtete; die Späne und Äste suchte er auf der Straße.

Im Jahre 1818 studierte Neumann in Jena, trat in die Burschenschaft ein und machte auch das Wartburgfest mit. Von den Verfolgungen der Burschenschafter, von den Schicksalen Jahns und Franz Liebers sprach er sehr ungern; die ‚Festungstid‘ Fritz Reuters, den er sehr liebte, mochte er nie lesen; mit der Schilderung, die Treitschke von dem in jener Zeit unter den Studenten herrschenden Geist gegeben hat, war er sehr unzufrieden. Übrigens war der als Untersuchungsrichter in den Demagogenprozessen so berüchtigt gewordene Dambach sein Mitschüler und unter seinen Altersgenossen allgemein verhaßt gewesen, da er sich dazu hergegeben hatte, einem Lehrer als Aufpasser zu dienen.

Nach seiner Rückkehr von Jena nach Berlin hatte sich Neumann ganz dem Studium der Naturwissenschaften, vor allem der Mineralogie, zugewandt. Schon seine erste Arbeit „Beiträge zur Krystallonomie“ 1823 machte ihn berühmt. In den Vorlesungen, die er auf Veranlassung seines Lehrers, des Professor Weiß, hielt, waren Leopold von Buch und Alexander von Humboldt seine regelmäßigen Zuhörer. Seine Doktordissertation De lege zonarum 1826 war für die Aufhellung der Krystallverhältnisse epochemachend. Es ist ihm vergönnt gewesen, die so ruhmvoll begonnene wissenschaftliche Tätigkeit bis ins höchste Alter fortzusetzen, wenn auch mit abnehmender Kraft: „Drei Tage vor seinem Tode nahm er mit Schmerz von seiner Arbeit Abschied, er sprach es nicht aus, band aber traurig die Papiere und Bücher zusammen, mit welchen er jeden Morgen sich noch beschäftigt hatte“.

Seine durch den Druck veröffentlichten Arbeiten waren nur ein kleiner Bruchteil seines Lebenswerks; den größten Teil seiner Kraft wandte er während seiner ganzen Lehrtätigkeit seinen Vorlesungen zu. „Mit einer Großartigkeit des Denkens, die selten ihresgleichen haben dürfte, hat er es vielfach verschmäht, sich das Eigentumsrecht an den gefundenen Resultaten zu sichern. Nichts kann seine Gesinnung in dieser Hinsicht besser kennzeichnen, als ein von ihm selbst gesprochenes Wort: „Das größte Glück ist doch das Finden einer neuen Wahrheit, die daran geknüpfte Anerkennung kann dem wenig oder nichts hinzufügen." Viele von ihm wesentlich durchgearbeitete Probleme, die er Schülern zur Veröffentlichung überließ, gehen unter fremdem Namen.

Seinen opferwilligen Patriotismus zu bewähren, hatte Neumann auch in seinem späteren Leben Gelegenheit genug. Von den Unruhen des Jahres 1848 blieb auch Königsberg nicht ganz unberührt. Das Gerücht, daß die Sterbekasse zahlungsunfähig geworden sei, verursachte eine Gefahr drohende Belagerung des Magistratsgebäudes. Neumann gehörte zu den Männern, die Tag und Nacht auf ihrem Posten verharrend, die Andringenden befriedigten und beschwichtigten. Er beteiligte sich an der Bürgerwehr, an Arbeitervereinen, und gewann überall das Vertrauen der kleinen Leute, Arbeitslose beschäftigte er auf seinem Grundstück. Als eines Nachmittags die Sturmglocke läutete, und Neumann, der schon die ganze Nacht abwesend gewesen war, nicht nach Hause kam, wurde der Gärtner ausgesandt, um Erkundigungen einzuziehn. Dieser berichtete, der Herr Professor stehe am Roßgärtner Markt auf einem Stein und spreche schon lange, der

Platz sei von einer dicht gedrängten Menge erfüllt, alles höre ruhig zu. Daß Neumann mit Wort und Schrift bei allen Parlamentswahlen für die Vertretung Königsbergs durch einen national und patriotisch gesinnten Abgeordneten eintrat, braucht kaum gesagt zu werden. Im Jahre 1863 stellte er nicht nur sein Gehalt dem Staate zur Verfügung, sondern gab auch hin, was ihm an Gold- und Silberwert geblieben war. Im Jahre 1870 sah er mit Stolz und Freude, doch fast mit einem Anfluge von Neid zwei seiner Söhne ins Feld ziehn, und klagte, daß es keine Verwendung für alte Männer gebe.

Bis ins höchste Alter blieb seine Rüstigkeit eine geradezu wunderbare. Als Siebziger machte er in Tirol tagelange, äußerst anstrengende Wanderungen. Seit 1874 besuchte er regelmäßig Hain bei Giersdorf im Riesengebirge (485 m) und ging von dort gern auf die Spindlerbaude, wo er auch mit seiner Tochter und seinen drei Söhnen (Professoren in Königsberg, Leipzig und Tübingen) seinen 80. Geburtstag feierte. Im Jahre 1884 machte er von dort während einiger Wochen, die er in der Baude zubrachte, lange, ermüdende Fußmärsche. Seinen 90. Geburtstag feierte er in Schreiberhau und in seinem 92. Lebensjahre war es, als er einen ihm nach mehrstündigem Marsch zur Abendfahrt angebotenen Mantel unwillig zurückwies mit den Worten: „es ist ja gerade, als wenn ich ein alter Mann wäre". In demselben Jahre sagte er einem Fuhrmann, der ihm freundlich über einen breiten Graben helfen wollte: „Danke schön, über zehn Jahre können Sie mir helfen." Bis in sein 96. Lebensjahr blieb er verhältnismäßig frisch; er starb im 97. als einer der letzten fünf Veteranen aus den Befreiungskriegen.

Simson war in seiner Vaterstadt nicht populär, mindestens nicht vor dem Umschwunge in der öffentlichen Meinung, der 1858 mit dem Beginn der sogenannten neuen Ära eintrat. Damals wurde er zum Abgeordneten gewählt, 1860 verließ er Königsberg für immer. Seine ungewöhnlich schnelle Beförderung (er war im 23. Jahr außerordentlicher, im 26. ordentlicher Professor geworden) hatte begreiflicher Weise Mißgunst erregt, zumal da er sie (wie es in einem amtlichen Bericht heißt) ausschließlich „der Vorzüglichkeit seiner Auffassungs- und Darstellungsgabe und seinem bedeutenden Lehrtalent" verdankte[1]), die wissenschaftliche Produktivität aber, die man bei Universitätslehrern vorauszusetzen gewohnt ist, nicht besaß. Daß er einer politischen Mittelpartei angehörte, gereichte ihm auch nicht zur Empfehlung, vielmehr erregt das bei der großen Zahl seiner Landsleute, die nur das Entweder-Oder gelten lassen, leicht den Verdacht der Unmännlichkeit oder Charakterschwäche. Seine Höflichkeit, eine Höflichkeit des Herzens, mißfiel allen, die Grobheit und Biederkeit verwechselten; die Feinheit seiner Formen, die nichts Gemachtes hatte, sondern dem innersten Bedürfnis einer vornehmen Natur entsprang, wurde bespöttelt, da man vielfach in Ostpreußen eine geflissentliche Gleichgültigkeit gegen Formen zur Schau trug, als ob dadurch etwas für die Gediegenheit des eigenen Inhalts bewiesen würde. Doch einen Feind hat Simson wohl auch unter seinen verbissensten politischen Gegnern niemals gehabt, und alle, die sich seines Umgangs erfreuen durften, dachten und empfanden wie Rosenkranz, der es (1860) zu

1) B. v. Simson, Eduard v. Simson S. 67.

den größten Glücksfällen seines Lebens zählte, einem so glänzenden Geist, und noch mehr, einer so edeln Seele durch schöne Jahre näher gestanden zu haben[1]). In den ihm ferner stehenden Kreisen Königsbergs gestaltete sich das Urteil nur allmählich infolge der Anerkennung um, die er außerhalb seiner engern Heimat fand. In der Tat empfing er je länger je mehr Beweise, daß er den Besten seiner Zeit genug getan hatte. Ihr Name, schrieb Treitschke 1873 bei der 25jährigen Wiederkehr des Tages seiner Wahl zum Präsidenten des ersten deutschen Parlaments, ist mit den großen Ereignissen der Zeit unzertrennlich verbunden. Sie dürfen sich sagen: quorum pars magna fui. Und Moltke: Mögen Sie noch lange sich des stolzen Bewußtseins erfreuen, vor Vielen für die Größe des Vaterlandes gewirkt zu haben. Bismarck sprach ihm 1879 bei seiner Ernennung zum Präsidenten des Reichsgerichts den Wunsch aus, daß es ihm vergönnt sein möge, seine langjährige Arbeit an der Herstellung und Befestigung des Reichs auch in der Stellung eines ersten Richters im Reich fortzusetzen. Klaus Groth widmete ihm ein plattdeutsches Gedicht, das mit herzlichem Anteil sein eigenartig mit dem Schicksal des Vaterlandes verwobenes Geschick schildert[2]). Welche Beweise huldvoller Anerkennung ihm Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Friedrich gegeben haben, ist bekannt. Kaiserin Augusta ließ ihm bei dem Tode seines Vaters 1876 durch ihren Kabinettssekretär schreiben, das Alter des Geschiedenen sei ein glückliches gewesen, da es ihm Gelegenheit gegeben habe, von der Verehrung Kenntnis zu erlangen, mit welcher

1) a. a. O., S. 333.
2) a. a. O., S. 409 f. u. 394.

das Vaterland auf seinen Sohn blicke[1]). Turgenjew war, wie er dem Schreiber dieser Zeilen 1869 erzählte, von der Wärme überrascht gewesen, mit der die hohe Frau ihm von Simson als einem der besten Männer Deutschlands gesprochen hatte; „als er dem König auf der Burg Hohenzollern die Adresse des norddeutschen Reichstags vorlas, sagte sie, sah er selbst aus wie ein König."

Eines der treuesten Mitglieder des Montagskränzchens war bis an sein Ende der vieljährige Leiter der Klinik für innere Krankheiten, Geh. Medizinalrat Professor Georg Hirsch (1799—1885). Sein Vater († 1823) war der erste Jude, der ein Staatsamt bekleidete. Sehr jung als Hausierer aus Danzig in Königsberg eingewandert, war er in ein Bankgeschäft eingetreten, doch von einem unwiderstehlichen Drange zum Studium der Medizin getrieben, hatte er mit staunenswerter Energie gearbeitet, gespart und gedarbt, bis er mit 26 Jahren das Abiturienten- und mit 32 das Doktorexamen machen konnte. Er gründete das Hebammeninstitut in Königsberg und wurde dessen Direktor und Medizinalrat; Friedrich Wilhelm III. bezeigte ihm wiederholt seinen Dank für die verwundeten Kriegern geleistete Hülfe und sandte ihm kostbare Andenken. Hufeland, der es als eine glückliche Fügung betrachtete, 1808 bei ihm (als Leibarzt der Königin Louise) einquartiert zu sein, nennt ihn das Muster eines seinem Berufe sich ganz hingebenden Arztes, seine Gattin das Muster einer guten Hausfrau und Mutter[2]). Von seinen beiden (als Knaben getauften)

1) a. a. O., S. 367.

2) Hufeland, Selbstbiographie (Göschen, Deutsche Klinik), S. 39. Für das folgende konnte ich durch die Güte von Frau

Söhnen trat der ältere, Josef, mit 17 Jahren als freiwilliger Jäger in die Armee und starb an den Folgen einer Verwundung im ersten Gefecht, an dem er teil nahm. Frau Hirsch, die erst nach dem Tode ihres Mannes (1823) zum Christentum übertrat, wurde auf den Vorschlag der Prinzessin Wilhelm (Marianne) in Anerkennung ihrer Tätigkeit für Kranke, Verwundete und Verwaiste vom Kapitel des Louisenordens einstimmig gewählt, erhielt aber statt des Kreuzes die goldene Medaille des allgemeinen Ehrenzeichens erster Klasse am Bande des Louisenordens. Auf ihr Schreiben an die Prinzessin, in dem sie „diese auffallende Absonderung von den Frauen des Louisenordens" beklagt, da das ihr nicht verliehene Kreuz ja auf dem Grabe ihres Sohnes stehe, sprach die Prinzessin in einem sehr freundlichen Schreiben ihr Bedauern aus, „daß ihrem Herzen nicht die volle Zufriedenheit gewährt worden sei, die das Kapitel bei der Anerkennung ihrer Verdienste beabsichtigt habe und die sie selbst aufrichtig wünsche". Frau Hirsch war eine geistvolle Frau, die ihr Haus zu einem Mittelpunkte der Geselligkeit machte. Ihr Sohn Georg war wie sein Vater, ein von hoher Begeisterung für seinen Beruf und seine Wissenschaft erfüllter, unermüdlich und mit Aufopferung hülfebereiter, im Stillen überaus wohltätiger Arzt, und zugleich vielseitig gebildet, ein gläubiger, doch gegen Andersdenkende duldsamer Christ und ein glühender Patriot. Auch sein Sohn Theodor († 1893), der dritte und letzte Arzt in dieser Familie, war ein eifriges Mitglied des Montagskränzchens.

Dr. Will, einer Enkelin von Professor G. Hirsch († 1905), Familienpapiere benutzen.

III.

Der große Umschwung im politischen und religiösen Leben des preußischen Staates, der mit dem Jahre 1840 eintrat, zog natürlich auch die Albertina in Mitleidenschaft. Die Gesinnung, die Drumann in der Vorrede seiner „Römischen Geschichte" 1834 aussprach, war damals dort nicht mehr allgemein. Sein Buch, sagte er, sei nicht wider, aber ohne seinen Willen eine Lobschrift auf die Monarchie geworden, und er freue sich des nicht gesuchten Ergebnisses. „Denn ein Preuße und Untertan eines Friedrich Wilhelm kann kein anderes politisches Glaubensbekenntnis haben als: ἡ μουναρχία κράτιστον (die Alleinherrschaft ist das Beste)." In der Restaurationsperiode waren die Ostpreußen, wie Baer bezeugt (obwohl sie behaupteten, daß ihre Provinz von Berlin aus als eine Art Sibirien behandelt werde), doch die treuesten Anhänger des Königshauses und die eifrigsten Verfechter der preußischen Ehre geblieben, also Patrioten, wie sie der Staat nur wünschen konnte. Auch die Julirevolution, die in Deutschland vielfach eine so lebhafte Bewegung verursacht hatte, war in Königsberg spurlos vorübergegangen; das Ministerium hatte sogar in einem besonderen Schreiben anerkannt, daß allein auf dieser Universität nichts von revolutionären Tendenzen zu bemerken gewesen sei. Doch ehe Baer (1834) Königsberg verließ, teilte sich die dortige Gesellschaft bereits in Fortschrittsmänner und Konservative[1]). Allerdings vertagten die ersteren ihre Forderungen aus Pietät für den allverehrten, alternden Monarchen; doch gegen das Ende seiner

1) Baer, Selbstbiographie, S. 235, 246, 397.

Regierung kündigten schon manche Symptome an, daß eine neue Strömung die Oberhand zu gewinnen anfing.

Wie tief die Ausweisung der sieben, gegen den Staatsstreich des Königs Ernst August protestierenden Göttinger Professoren ganz Deutschland und besonders die Universitäten erregt hatte, ist bekannt. Die philosophische Fakultät der Albertina drückte dem Juristen Albrecht (dem geistigen Urheber des Protestes), die medizinische dem Physiker Weber ihre Sympathie durch ein Ehrendiplom aus; der erstere (in Elbing geboren) gehörte der Provinz an und hatte seine Laufbahn an der Albertina begonnen. Beide Diplome waren auf Grund der wissenschaftlichen Leistungen der Gelehrten erteilt und enthielten keinerlei politische Anspielungen. Dennoch erteilte der Minister von Altenstein beiden Fakultäten einen strengen Verweis. Es liege in der Wahl des Zeitpunktes und in der diesen Professoren gerade jetzt öffentlich und feierlich ausgesprochenen Teilnahme ein unverkennbar indirekt an den Tag gelegtes Urteil über die Maßregel, welche dieselben genötigt hat, Göttingen zu verlassen; „ein solches Urteil über Akte einer fremden Regierung ist aber, wenn auch der einzelne sich frei darüber äußern mag, von einer Fakultät ausgehend und unter öffentlicher Autorität dokumentiert, ein ganz unberufenes und ungehöriges, welches die ernstlichste Rüge verdient". Es könne den Universitäten nur schaden, wenn man sich eines so taktlosen Benehmens derselben versehen müsse. Auch der Kronprinz gab den beiden Fakultäten sein großes Mißfallen zu erkennen. Er sei weit entfernt, Ansichten und Urteile einzelner meistern zu wollen. „Wenn aber Fakultäten einer Hochschule, deren Rektor zu sein ich die Ehre habe und in deren Diplomen mein Name obenan

zu stehen pflegt, sich öffentlichen Tadel (!) erlauben gegen die Regierung eines Fürsten, welcher Seiner Majestät dem König, unserm gnädigsten Herrn, durch Bundesverhältnis und nahe Verwandtschaft befreundet ist, so kann ich das nicht mit Gleichgültigkeit ansehen." Die beiden Fakultäten erwiderten, daß sie bei der Bezeigung ihrer Hochachtung für zwei verehrte Männer „bei der Wahl der Ausdrücke nur durch wissenschaftliche Rücksichten, bei der Wahl der Zeit, in welcher sie ihre Gesinnung aussprachen, von einer rein menschlichen Teilnahme an ihrem Mißgeschick" bestimmt worden seien, „ohne sich eines Tadels über Maßregeln einer auswärtigen Regierung vermessen zu wollen". Der Kronprinz antwortete hierauf sehr gnädig: in der Art, wie man seinen Tadel aufgenommen, erkenne er so ganz die ehrenwerte Gesinnung, welche die Albertina seit jeher ausgezeichnet habe[1]).

Als nun seit 1840 Königsberg je länger je mehr eine Art von führender Stellung in der liberalen Bewegung einnahm, war es auch für die dortigen Gelehrten nicht mehr möglich, neutral zu bleiben, namentlich bei den wiederholten Konflikten der Albertina mit Altensteins Nachfolger, Eichhorn, der „in die kleinen und kleinsten Angelegenheiten der Universitäten herrisch eingriff"[2]). Während er sie einerseits aufforderte, die Gegenwart ins Auge zu fassen und die Jugend in ihr Verständnis einzuführen, machte er ihnen, wenn sie Teilnahme am öffentlichen Leben zeigten, den Vorwurf, daß sie sich in Dinge mischten, die sie nichts angingen. „Die Freiheit der Universität", sagte Rosenkranz in einer 1846 gehaltenen Rede bei Nieder-

1) Prutz, S. 92—97.

2) Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. V, S. 232.

legung des Prorektorats, „soll mithin eine gewisse Grenze haben; welches aber diese Grenze sei, das ist eben zweifelhaft, und eine und dieselbe Handlung kann nach ganz verschiedenen Seiten ausgelegt werden." Ein Erlaß des Ministeriums des Innern verfügte (etwa 1845) entgegen der bisher geübten Praxis, daß Universitätslehrer, wenn sie vor einem gemischten Publikum Vorträge halten wollten, dazu die Genehmigung sowohl des Oberpräsidenten als auch des außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten einholen müßten. Bei den Parteiungen, die auch innerhalb der akademischen Körperschaft nicht ausbleiben konnten, erwies sich (nach einer Tagebuchsbemerkung von Rosenkranz) die juristische und theologische Fakultät als konservativ-retrograd, die medizinische und philosophische als liberal-progressiv[1]). Die Gegensätze schärften sich, je mehr die Regierung bei Auszeichnungen, Beförderungen und Gehaltszulagen auch die politische Gesinnung der Professoren in Betracht zog. Eine Aufzeichnung in Lehrs Tagebuch (1843) beginnt: „Ihr fragt nach den Gelehrten? Jedes absolute Regiment in gebildeten Zeiten festigt sich durch Demoralisation. Es übt diese zunächst auf Diejenigen, welche ihrem Einflusse zunächst unterworfen sind: Beamte. Sie wendet die drei großen Triebfedern an: Furcht, Eigennutz (Vorteil), Eitelkeit. Die letztere ist aber bei den Gelehrten stärker als bei einem anderen Beamtenstande. Der Mensch erkennt es aber nicht leicht an, von Motiven, die das allgemeine moralische Gefühl verwirft, geleitet zu werden! Deshalb suchen die Beamten und speziell die Gelehrten instinktmäßig einen Halt, durch den sie sich mit den Ten-

1) Lobecks und Lehrs Briefwechsel, S. 327—329.

denzen der Regierung in Übereinstimmung finden. Der Jurist greift zum historischen Recht, und darüber geht ihm das menschliche Recht, die Gerechtigkeit, verloren. „Der Theolog wirft sich in die Bibel, d. h. auf diejenigen Stellen und auf diejenigen Auslegungen, die ihm den prinzipiellen Boden für seine verführte Neigung gewähren: den leidenden Gehorsam, die von Gott eingesetzte Obrigkeit, die Gleichgültigkeit gegen die Güter dieser Welt, die ihm eben, wenn er nur auf die genannte Art nach dem Reiche Gottes trachtet, von selbst zufallen." Wie sehr es den Philosophen frei stehe, die Konsequenzen ihrer Prinzipien so oder anders zu ziehen, sehe man an der Spaltung der Hegelianer in Rechte, Linke und Zentrum. Die Geschichte müßte eine Lehrerin der Menschheit sein, wenn sie mit reinem Herzen getrieben würde: „Die Erfahrung zeigt, wie wenigen sie es ist, sie sind eben nicht reines Herzens." Endlich bei den Gelehrten, die bloß als Beamte handeln, wirke außer Furcht und Eigennutz besonders die Religion, die (nach dem Goetheschen Vers) zugleich Bequemlichkeit ist. Noch pessimistischer äußert sich Rosenkranz etwa um dieselbe Zeit in seinem Tagebuch: „Nur wenige Lehrer der Universität seien davon frei, durch Geld, Beförderung, Orden korrumpiert werden zu können, oder es schon zu sein" [1]).

Die Opposition gegen das 1840 zur Herrschaft gekommene System war auf dem kirchlichen Gebiete noch schärfer und entschiedener als auf dem politischen. In der Tat war ja Friedrich Wilhelm IV. von der Überzeugung durchdrungen, daß es sich jetzt um den entscheidenden Kampf zwischen Glauben und Unglauben handele [2]), und daß diese

1) Prutz, S. 158.

2) Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. V, S. 19.

Entscheidung unendlich wichtiger sei als alle anderen. Bis 1840 hatte der Rationalismus in Preußen bei Geistlichen wie bei Laien eine fast unbestrittene Herrschaft behauptet, selbst Supranaturalisten und spekulative Theologen hatten sich seinem Einfluß nicht völlig zu entziehen vermocht, und wie weit seine Macht über die Geister reichte, erkennt man am besten daraus, daß selbst Schleiermacher „niemals ganz über die rationalistische Wundererklärung und ihre Unsauberkeit hinaus kam“, ja die schlechtesten Künste der rationalistischen Exegese nicht verschmähte[1]). Auch wird ohne Zweifel der Rationalismus so lange ein integrierender Bestandteil des Protestantismus bleiben, als die große Mehrheit aller, für die eine Versöhnung zwischen Vernunft und Glauben ein unabweisbares Bedürfnis ist, nur einer Beseligung durch falsche Begriffe zugänglich sein wird. Jetzt aber galt er plötzlich als ein Zeichen geistiger und seelischer Inferiorität und war ein Gegenstand der Verdammung, des Spottes, des Mitleids und jener Seufzer, die es beseufzen, nur Seufzer zu sein. Allerdings fehlte es nun, wie zu erwarten war, nicht an Erweckungen im Militär- und Beamtenstande, und auch in der höheren Gesellschaft mehrte sich die Zahl der „Moderngläubigen“, wie Rosenkranz sie nannte, beträchtlich. Doch im allgemeinen waren die Ostpreußen am wenigsten imstande, heute das zu verbrennen, wovor sie gestern gekniet hatten. Der einzige Vertreter des alten Rationalismus auf der 1846 berufenen evangelischen Generalsynode, der Kanzler des Königreichs Preußen, v. Wegnern, sagte mit beschei-

1) Hausrath, D. F. Strauß und die Theologie seiner Zeit, Bd. I, S. 103—115.

denem Freimut: „Von einem alten Ostpreußen könne man doch keine andere Gesinnung erwarten“ [1]).

Friedrich Wilhelm IV. betrachtete es als die Aufgabe seines Lebens und seiner Regierung, sein Phantom des christlichen Staates zu verwirklichen [2]). Die vielfach aufgeworfene Frage, was eigentlich unter dieser früher selten vernommenen Benennung zu verstehen sei, beantwortete in unerwarteter Weise in einer am Geburtstage des Königs (15. Oktober 1842) abgehaltenen Festsitzung der Deutschen Gesellschaft in Königsberg [3]) der Garnisonsprediger Julius Rupp (1809—1884). Der christliche Staat des Mittelalters sei mit dem Beginne eines wirklichen Staatslebens für immer untergegangen. Der Staat Friedrichs II. und des tiers état gehört einer Übergangsperiode an und teilt alle Unvollkommenheiten einer solchen; „aber darin, daß er nicht nur die Idee des mittelalterlichen christlichen Staates verwirft, sondern auch über die Staatskirche hinausgeht, hat er sicher und bestimmt die Formen der Zukunft begriffen und dargestellt.“ Sein Vorzug vor dem christlichen Staate des Mittelalters be-

1) Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. V, S. 365.

2) Es war wohl kein Zufall, daß gerade damals (1844) der Revisor der Cottaschen Ausgabe von Schillers Werken, Professor Joachim Mayer in Nürnberg, in der Geschichte der Niederlande nach der Äußerung über Philipp II.: „Er war König und Christ, und war beides schlecht“, aus einer Einzelausgabe den in allen Gesamtausgaben weggelassenen Zusatz wieder herstellte: „weil er beides mit einander vereinigen wollte“. Lobecks und Lehrs Briefwechsel, S. 368.

3) In der auf Veranlassung Gottscheds 1745 gestifteten, noch bestehenden deutschen Gesellschaft werden Vorträge von allgemeinerem Interesse gehalten.

steht in der Erkenntnis, daß der Staat das Recht seiner Existenz in sich selbst hat, daß er ein Werk des ewigen Geistes und eine göttliche Ordnung ist; doch erst die kommenden Geschlechter werden sich dieser Erkenntnis des achtzehnten Jahrhunderts wahrhaft erfreuen. Der damalige Staat begriff noch nicht, daß er in Wahrheit ein christlicher sei: seine Hauptirrtümer bestanden in seiner Stellung zu der (als Polizeianstalt aufgefaßten) Kirche, in seiner Feindschaft gegen das Christentum und in der Beschränkung der Idee des Staates auf eine Minorität (den Bürgerstand). Die Erstreckung der Staatsidee auf das ganze Volk „eröffnet uns die Aussicht auf die Reihe der sozialen Reformen, welche der Zukunft angehören". Der Staat des neunzehnten Jahrhunderts „wird keine Glaubensvorschriften und keinen Symbolzwang kennen, er wird bei seinen Bürgern nicht nach der Taufe fragen, er wird mit der christlichen Kirche in keiner unmittelbaren Verbindung stehen — und doch wird er ein christlicher Staat sein." Das Christentum ist ebensowenig Religion, als es Staat, Kunst oder Wissenschaft ist; aber es ist das Prinzip und die Seele unseres politischen, künstlerischen, wissenschaftlichen und religiösen Lebens. Mosaismus und Hellenentum leben und sterben mit einer bestimmten Nation, das Christentum erhebt sich zur Humanität, darauf beruht seine Göttlichkeit. Dem christlichen Staate, welcher die durch das Christentum bewirkte Vollendung des bürgerlichen Lebens bildet, gehört die ganze Zukunft mit all ihren Hoffnungen, Taten und Opfern. Für eine ferne Zeit stellt er das Ideal des Völkerfriedens auf, in einer näheren unterscheidet er sich von allen untergegangenen und dem Untergange geweihten Staaten dadurch, daß er

„1. die Ungleichheit unter den Menschen aufhebt, soweit dieselbe die sittliche Bildung hindert, und für die der sittlichen Bildung günstige Ungleichheit ihr Recht fordert; 2. beugt er dem Verbrechen vor und hält kein Opfer für zu groß, wenn er dadurch den Verbrecher der sittlichen Gemeinschaft wiederzugeben hoffen darf; 3. er setzt Vertrauen auf den Geist." — „Wo reine Teilnahme die Gefahren des Pauperismus und die Hilfsmittel dagegen in den Vordergrund der Betrachtung und des Strebens stellt, da kündigt sich Leben des christlichen Staates an." Dem Verbrechen vorzubeugen, an dem die bürgerliche Gesellschaft mitschuldig ist, strebt der christliche Staat durch Aufhebung von Gesetzen, die das Verbrechen herausfordern (z. B. der Jagdgesetze), noch mehr durch Erziehung zur Sittlichkeit, die er als seine wichtigste Aufgabe betrachtet und bis zur Erklärung der Mündigkeit fortführt. Er setzt die Frage des Pauperismus und die Erziehungsfrage in Verbindung und „glaubt solange nichts getan zu haben, bis er es dem Armen möglich gemacht hat, Brot zu erwerben, ohne daß er die Kinder dazu braucht". Endlich das Vertrauen auf den Geist äußert sich in der Vermeidung nicht bloß jedes Versuches, ihn zu beschränken, sondern auch jedes Versuches, ihn zu erzeugen und unterstützen zu wollen. „Wer der religiösen Wahrheit mit Staatsmitteln helfen will, ist ihr gefährlicher als der wütendste Verfolger." Gerade dies aber wollte der König, der seinem Kultusminister die Mission erteilte, „eine widerstrebende Welt zum lebendigen Christentum zurückzuführen". Rupp erhielt für seine, in prophetischer Weise die soziale Reform als Hauptaufgabe des Staates ankündigende Rede vom Konsistorium einen Verweis. Doch er war nicht der

Mann, seine Überzeugungen zu verleugnen. Durch immer neue Konflikte mit der vorgesetzten Behörde sah sich dieser „sehr achtungswerte, im Grunde des Herzens christlich gesinnte“[1]) Geistliche aus der Kirche hinausgedrängt; er stiftete 1846 eine freie Gemeinde.

Selbstverständlich erfolgte die Besetzung der theologischen Professuren im Sinne der herrschenden Richtung. In Königsberg machte 1841 die Ernennung Hävernicks, eines eifrigen Vertreters der Hengstenbergschen Orthodoxie, auch deshalb einen übeln Eindruck, weil dadurch die Tätigkeit des bisherigen Lehrers der semitischen Sprachen, des liberalen und darum mißliebigen Professors v. Lengerke, paralysiert werden sollte; hauptsächlich aber, weil Hävernick als Student bei dem „heimtückischen Streiche“[2]) der Denunziation gegen die Hallenser Rationalisten Gesenius und Wegscheider (1830) durch Mitteilung der bei ihnen nachgeschriebenen Hefte beteiligt gewesen war. Er fand beim Beginn seiner Vorlesung ein gedrängt volles Auditorium; doch nachdem er einige Worte gesprochen hatte, verließen alle Studenten den Saal, und am Abend wurde Lengerke ein Vivat gebracht. Die Ausrede der Studenten bei der vom Senat angestellten Untersuchung war alles andere eher als eine Entschuldigung: sie hätten von Hävernick eine Rechtfertigung wegen seines Anteils an jener Denunziation gegen seine Lehrer erwartet, und sich enttäuscht entfernt, als sie ausblieb. Doch eine Verabredung war nicht nachzuweisen, und der Senat verhängte nur über die Veranstalter des Vivats Karzerstrafen. Wieder erfolgte von seiten des Ministers eine scharfe Rüge: durch

1) Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. V, S. 352.
2) Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. III, S. 405.

die teils unterlassene, teils viel zu gelinde Ahndung der strafbaren Handlungen der Studenten habe der Senat seiner Würde etwas vergeben. Eine Remonstration des Senats wies Eichhorn zurück, wobei ein mitunterzeichneter Theologe noch belehrt wurde, seine Beteiligung sei unvereinbar mit den Grundsätzen der Moral. Der Senat beschwerte sich beim Könige, doch dieser billigte das Verfahren des Ministers, erklärte, in der Handlungsweise des Senats einen Akt der Auflehnung und des Ungehorsams zu sehen, und sprach auch bei einer Anwesenheit in Königsberg 1842 einer Deputation der Universität seinen ernsten Tadel aus[1]).

Trotz der durch diese Vorfälle herbeigeführten Verstimmung zeichnete der König als Rektor auf die Bitte des Senats die Feier des dreihundertjährigen Jubiläums der Albertina im August 1844 durch sein persönliches Erscheinen aus. „Es war wieder ein Ehrentag und zugleich ein Verbindungsfest für unsere Nordostmark. In Scharen waren sie herbei geströmt, die alten Herren, die einst den Albertus auf der Mütze getragen, und auf allen Lippen schwebten die Namen der beiden Männer, welche der Geschichte dieses Landes den Stempel ihres Wirkens am tiefsten eingeprägt hatten, die Namen Herzog Albrechts und Kants"[2]). Am Vorabende des Festes ermahnte Eichhorn die versammelten Professoren, eingedenk zu sein, daß der Staat bestimmte Formen habe und sich auch in diesen entwickeln müsse, und beklagte, daß die Universität die Homogenität zwischen dem Könige und seinen Ratgebern verkannt und selbst zu trüben gesucht habe. Der

1) Prutz, S. 104 f.

2) Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. V, S. 236.

Prorektor Burdach betonte in seiner Erwiderung, daß der Flor der Albertina von der freien Entwicklung der Philosophie datiere; ein Rückschritt sei unmöglich, wenn man ihn auch befürchten müsse. Diese Befürchtung hätten die Professoren da angebracht, wo Pflicht und Gewissen es erheischten, und sie ständen mit dem Gefühl unverletzter Pflichttreue vor dem Minister. Mit Begeisterung gedachte er der edeln Richtung, die die deutsche Jugend zur Zeit der Burschenschaft eingeschlagen; ihr dürfe man, wenn auch einzelne Verirrungen vorgekommen seien, vertrauen[1].

Den tiefsten Eindruck machte die Rede, die Lobeck in Gegenwart des Königs im Dome hielt. Nach einem kurzen Rückblick auf die bisherige Geschichte der Albertina und einem warmen Danke für die ihr von Friedrich Wilhelm III. erwiesenen Wohltaten sprach er ernste Befürchtungen für ihre Zukunft, sowie für die Zukunft der Universitäten überhaupt aus. „Der jetzt mit altem Hasse erneute Kampf zwischen Klerus und Universität ist noch nicht über Deutschlands Grenze gedrungen. Aber auch hier entwickeln sich immer schroffere Gegensätze, und manche Erscheinungen in unserer Kirche erinnern an die Tendenzen jener alten Orthodoxen, die unter dem Namen der Adiaphora Dogmen und Ritus der verlassenen Konfession wieder einzuführen versuchten." Er berührte dann als eine Gefahr für die wahre Bildung den Andrang materieller Interessen, und als eine zweite den „Pharisäismus der Wissenschaft, die Heuchelei genialer Erleuchtung, welche den Resultaten ernster Forschung das Gaukelwerk spielender Kombination entgegenstellt[2]) und, statt des

1) Prutz, S. 106.

2) Lobeck dachte hier in erster Linie an Schellings Philo-

wissenschaftlich Erkennbaren, die ewigen Rätsel der Natur, die verblichenen Hieroglyphen der Vorwelt, die Tiefen des Geisterreiches zu ergründen strebt. Doch mitten unter diesen Vorzeichen annahender Geistesverdunkelung tröstet und erhebt uns der Glaube an die höhere Bestimmung unseres Geschlechtes, an die Kraft der Wahrheit und in nächster Beziehung auf uns das feste Vertrauen auf die Weisheit unseres allverehrten Beherrschers". Er schloß mit einem Hinweis auf die unendlich ferne Zukunft, in welcher die Scheidewand zwischen Schule und Leben fällt und alle Lehrvereine in der einen unsichtbaren, unvergänglichen Gemeinde aller edeln Geister aufgehen. „Denn die Kunst ist lang, aber das Leben ist ewig."

IV.

Der von Professor Ludwich in Königsberg vortrefflich herausgegebene, die Zeit von 1802—1878 umfassende Briefwechsel von Lobeck und Lehrs führt zunächst in einen Kreis, der in Gottfried Hermann den größten Philologen des Jahrhunderts verehrte. „Durch seinen Tod", schreibt Ritschl, „den ich gar nicht verwinden kann, ist mir die Hauptfreude an meinen Arbeiten zerstört. Diese unerschöpfliche Quelle wachsender Einsicht und Erkenntnis ist nun für immer versiegt". — Es war ein wunderbarer Mensch", schreibt Meineke, „seines Gleichen wird nicht leicht wiederkehren." Als sein Nachfolger wäre Lobeck

sophie der Mythologie in seiner Philosophie der Offenbarung. Vergl. seine scherzhafte Rede vom 18. Januar 1844 über die gegen die Philologen erhobene Anklage des Atheismus und des Heidentums. (Lehnerdt, Auswahl aus Lobecks akademischen Reden, S. 161.)

auserſehen worden, wenn man bei deſſen Alter auf eine Annahme der Berufung hätte rechnen können. So wurde denn Lehrs von der philoſophiſchen Fakultät in Leipzig einſtimmig vorgeſchlagen, den, wie Haupt ſchreibt, Hermann ſelbſt ſich zum Nachfolger gewünſcht hatte. Alle Freunde redeten zu. „Mut! Nehmen Sie das Kaiſertum an", ſchrieb Lachmann. „Ich bitte Sie von allen Kräften, laſſen Sie neben Ihren Bedenken unſere Gründe gelten, und geben Sie etwas auf unſer Urteil, die wir Sie kennen und eben keine übertriebenen Faſeler und Fanatiker ſind." Doch Lehrs antwortete auf Haupts dringenden Brief: „Und nun ich? Nach Hermann und Lobeck? Nein! Dieſes Nein hat mir keinen Augenblick Bedenkzeit gekoſtet, wie mangelhaft auch hier der Ort und die Verhältniſſe ſind. Ich aber ſollte mich auf Hermanns Katheder ſetzen?" Übrigens hat Lehrs, deſſen Einkommen in Königsberg bei einem ſehr knappen Gehalte und einer gänzlichen Verzichtleiſtung auf Kollegienhonorare ein ſehr beſcheidenes war, von dieſem ſo ehrenvollen Rufe und den großen ihm gebotenen Vorteilen dem preußiſchen Kultusminiſterium nie eine Anzeige gemacht.

Der Gegenſatz der beiden Schulen von Hermann und Böckh beruhte allerdings zunächſt auf dem Gegenſatze zwiſchen Philologie und Altertumswiſſenſchaft; das Gebiet jener war ein engeres, doch vollkommener beherrſchtes. Damit hing es aber zuſammen, daß die Männer beider Schulen dem griechiſchen Altertum ganz verſchieden gegenüber ſtanden: die einen mit der kühlen Objektivität des Forſchers, die anderen mit einem andachtsvollen Entzücken, das dem Enthuſiasmus der Renaiſſancezeit verwandt war. Dieſe ſahen die Welt der Griechen in einer Verklärung,

die alle Schatten verschwinden ließ; für jene war es eine interessante und bedeutende, aber fremde und durch ihre Gebrechen dem Untergange geweihte Welt. Für Lehrs, der die Menschen in Griechen und Barbaren teilte, war Böckh, der die Menge der Griechen für der Liebe und des Trostes bar erklärt und von dem tiefen sittlichen Verderben der Hellenen gesprochen hatte, bei all seinen großen Verdiensten „doch nur ein Hellenenphilister“.

Auch Gottfried Hermann gehörte zu den großartigen Naturen, die mehr durch das wirken, was sie sind, als durch das, was sie leisten, und noch im hohen Alter hatte er etwas Hinreißendes. Er begeisterte, weil er selbst begeistert war. Wenn er als junger Mann den Äschylus las, war ihm zumute, als wenn er Trompeten schmettern hörte, und als Siebziger erschien er dem jungen Friedrich Zarncke, der ihn seinen Abgott nennt, wie ein höheres Wesen, wenn er griechische Chorgesänge rezitierte. Ein „mattherziger Mann“ (Dissen) hätte nach ihm sich nicht an die Herausgabe des Pindar wagen dürfen. Er und alle Gleichgesinnten forderten Enthusiasmus als Grundbedingung für das Verständnis des griechischen Altertums. Mit Recht erinnert Lehrs an Goethes bis an sein Ende gewahrte, ja gesteigerte Begeisterung für dasselbe und erklärt es für undenkbar, daß ein Gymnasiallehrer, der von Platos Phädros oder Symposion, von der Antigone, von den Persern anders zurückkomme als begeistert, die wahren Gymnasialfrüchte zeugen könne.

Lobeck ist unter den Philologen ersten Ranges wol derjenige, dessen Werke jetzt am wenigsten gelesen werden. Allerdings erfordert ihr Studium eine nicht gewöhnliche Kraft und Ausdauer, und die sprachwissenschaftlichen sind

überdies durch die Ergebnisse der Sprachvergleichung zum Teil antiquiert. Sein Hauptwerk „Aglaophamus" (1829), das für die Erkenntnis der griechischen Mysterien, eine der wichtigsten Erscheinungen der griechischen Religionsgeschichte, für immer den Grund gelegt hat, gehört einem Gebiete an, auf dem seltsamer Weise die große Mehrzahl der Philologen und Altertumsforscher unheimisch ist. Außerdem ist jedes auf das religiöse Leben bezügliche Werk, das aus irgend einem Grunde des Rationalismus geziehen werden kann, für weite Kreise von vornherein mit einem gewissen Makel behaftet und der Geistlosigkeit und Nüchternheit, wo nicht der Plattheit verdächtig. Lobecks Rationalismus besteht in einer unbedingten Fernhaltung der Phantastik, die gerade auf diesem Gebiete in wahrhaft ungeheuerlicher Weise ihr Wesen getrieben hatte. Es war ein Protest gegen die unerhörte Anmaßung Schellings und Creuzers, kraft einer selbsterklärten Genialität ihre Visionen und Phantasiespiele den Resultaten gewissenhafter Forschung entgegensetzen zu dürfen. Bei Schellings Philosophie der Mythologie zweifelt man, ob man mehr über den Aberwitz seiner Ausführungen staunen soll oder über die Feierlichkeit und Selbstgewißheit, mit der sie vorgetragen werden. Am unheilvollsten hat Schelling durch seinen Einfluß auf Creuzer gewirkt, dessen „Symbolik und Mythologie" (1810—1812) in der Tat unermeßlichen Schaden gestiftet hat, besonders auch dadurch, daß die Brüder Grimm sich von ihm bis auf einen gewissen Grad in ihren mythologischen Anschauungen bestimmen ließen. Obwohl nun die Forschung allmählich die Irrwege, auf die Creuzer sie führte, verlassen hat, gilt er manchen immer noch als derjenige, der ihr zuerst ihre wahren Ziele

zeigte[1]). Wer so denkt, kann nicht in W. v. Humboldts Urteil über Lobecks „Aglaophamus" einstimmen: Es sei unmöglich, in einem höheren Grade Tiefe der Forschung und Vollendung der Darstellung zu verbinden. Die Wege derer, die Creuzer, und derer, die Lobeck verehren, sind für immer geschieden.

Von den beiden Tätigkeiten des Lehrens und Forschens, in denen Lobecks Leben aufging, war ihm die letztere die liebere. Als 1831 der erste Ausbruch der Cholera Königsberg mit Schrecken und Angst erfüllte, schrieb Lobeck in ein Tagebuch, in das er zuweilen scherzhafte Bemerkungen in griechischer Sprache eintrug: „Die herrliche Cholera hat den Vorlesungen ein Ende gemacht"[2]). Die seltene Gabe des Witzes besaß er in hohem Maße, und sein Witz wirkte am unwiderstehlichsten unter der Maske des würdevollen Ernstes; auch in den Festreden, die er als sogenannter Professor der Eloquenz zweimal jährlich zu halten hatte. Er pflegte hier in geistvoller Weise „die Gegenwart im Lichte des Altertums und das Altertum im Lichte der Gegenwart" zu beleuchten, oft mit feiner Ironie. Er selbst wollte an diesen Reden (von denen erst nach seinem Tode eine Auswahl gedruckt ist) nur anerkannt wissen, daß sie nie viel über eine Viertelstunde dauerten.

Lobecks Natur war eine durchaus milde und friedliche, in seinem Wesen eine unbeschreibliche Mischung von Anmut und Würde; einzig war er in der völligen Unbe-

1) So Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. II, S. 73 ff., dessen Überschätzung Creuzers ebenso groß ist als seine Unterschätzung G. Hermanns.

2) Διέλυσε τὰς ἀκροάσεις ἡ καλλίστη χολέρα.

wußtheit seines eigenen Wertes, die jede Art von Exklusivität ausschloß. Welchen Eindruck er auf die Mitlebenden machte, zeigen unter anderen August Naucks Äußerungen (in Briefen an Lehrs), der ihn die großartigste und erhabenste Persönlichkeit nannte, die er je gesehen; noch nie habe jemand auf ihn einen so überwältigenden Eindruck gemacht, ihn zu einer so unbegrenzten Verehrung fortgerissen, so gehoben und so vernichtet. Für einen Tag in Königsberg wollte er mit Freuden ein Jahr seines Lebens hingeben.

Lehrs (1802—1878) war längst als einer der ersten Philologen anerkannt, als er endlich 1845 eine ordentliche Professur erhielt: vielleicht im letzten Moment, wo seine durch den doppelten Druck eines allzu belasteten Gymnasiallehramts und eines Übermaßes wissenschaftlicher Arbeit völlig zerrüttete Gesundheit noch hergestellt werden konnte. „Es ist eine eingestandene Tatsache", schrieb Lachmann nach seiner Ernennung, „daß Sie schändlich mißhandelt sind." Sein 1833 erschienenes Werk über Aristarch (einen der größten Philologen aller Zeiten) als Erklärer und Kritiker Homers, war in mehr als einer Hinsicht ein bahnbrechendes und epochemachendes gewesen, und gehört (wie Lobecks „Aglaophamus") nach Form und Inhalt zu den nicht zahlreichen klassischen Werken der philologischen Literatur. Man bewundert hier wie auch sonst bei Lehrs die imponierende Energie im Bewältigen von Massen, die Schärfe und Strenge der stets gerade auf ihr Ziel losgehenden Untersuchung, die Ruhe, Sicherheit und Reife und zugleich die Knappheit der Darstellung, man versteht es, daß der Edinburgher Professor J. Stuart Blackie, der Lehrs auch in Königsberg aufsuchte, ihn „one

of the most masculine of German scholars" nannte. Doch wie sein Buch über Aristarch nur eine Vorarbeit für eine (nie zustande gekommene) Ausgabe des Homer und dessen volleres Verständnis war, so war überhaupt für Lehrs Sprachforschung, Kritik und Exegese niemals Zweck, sondern stets nur Mittel zum Eindringen in die geistige Welt des griechischen Altertums. Hier war für ihn, noch mehr als für alle anderen geistesverwandten Forscher, die wahre Heimat, nach der er, wie ein an eine ferne Küste Verschlagener, das Land der Griechen mit der Seele suchend[1]), sein Leben lang hinstrebte, und alles, was außerhalb dieser Welt lag, war ihm Fremde und Barbarentum. Das leidenschaftliche Verlangen nach dem Anschauen idealer Schönheit, das ihn ganz erfüllte, fand seine vollste Befriedigung durch die Schöpfungen des griechischen Geistes. Seine Manifestationen in Kunst und

1) In einem von Dahn verfaßten scherzhaften Personalverzeichnis der Albertina hieß es:

Und voll hellenischen Begehrs
Im Land der Skythen lebet Lehrs.

Gegen Dahns Wahl zum Prorektor (immerwährender Rektor war seit dem Tode Friedrich Wilhelms IV 1861 der Kronprinz, spätere Kaiser Friedrich) erhob sich eine Opposition, da mehrere Kollegen die Bekleidung dieses Amts durch einen Theaterdichter mit der Würde der Universität unvereinbar fanden. Als die Wahl dennoch erfolgte, schrieb Lehrs, der Dahn sehr zugetan war, an ihn:

So ist es wirklich dir gelungen,
Daß die Philister du bezwungen,
Prorektoratswahlsieg errungen,
Trotz freier Kunst und Nibelungen.
So bin ich tief davon durchdrungen
Und hab dies Loblied dir gesungen.

Poesie, in Religion und Philosophie, sowie im Staatsleben in ihrem wahren Wesen zu erkennen, sich immer aufs neue in sie zu vertiefen, durch die Kraft der hier gewonnenen Anschauungen sich über alle einengenden und ausschließenden Schranken in die Welt der Ideen zu erheben — das war das Streben, das bis zu seinem letzten Atemzuge auch seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen Ziele und Richtung gab. In die griechische Poesie und Kunst hatte er sich so eingelebt, daß die dort angeschlagenen Töne am reinsten in seiner Seele widerhallten, ihm ihre Gestalten ebenso nahe, ja näher standen als die der modernen Dichtung: er stand den griechischen Dichtern wie ein antiker Mensch gegenüber. Nächst ihnen zog ihn am unwiderstehlichsten Plato an; denn „diejenige Weltanschauung, welche das ganze Leben unter die Begriffe des Schönen und der Liebe stellt, welche in dem sehnenden und liebenden Aufstreben nach der Schönheit der Idee die Verklärung des Lebens findet", war auch die seine. Am wichtigsten für den Altertumsforscher erschien ihm die Erkenntnis der griechischen Religion und ihres Verhältnisses zur Ethik, wovon seine „Populären Aufsätze aus dem Altertum"[1]) handeln. In die Anschauungen, aus denen heraus „die Götter Griechenlands" gedichtet sind, hatte er sich in einem Grade eingelebt wie selten ein moderner Mensch.

Wie seine wissenschaftliche Bildung eine allseitige war, so strebte er auch außerhalb seines Faches unablässig, seinen Horizont zu erweitern, neue Begriffe, neue Anschauungen zu gewinnen; bis zu seinem Lebensende blieb

1) Vergl. meine Anzeige in der „Deutschen Rundschau", 1876, Bd. IX, S. 138 ff.

es ihm Bedürfnis, „überall hin seine Fühlhörner auszustrecken". Seine Lektüre war von einer seltenen Vielseitigkeit und einem erstaunlichen Umfang; aus dem vorzüglichen Register seines Briefwechsels könnte man ein Verzeichnis aller hervorragenden oder auch vielbesprochenen Erscheinungen einiger Jahrzehnte zusammenstellen, in dem sogar die „Goldelse" der Marlitt nicht fehlt. Für seinen Schönheitsdurst suchte er in der Poesie aller Zeiten und Völker Befriedigung, aber er bemühte sich auch aufs ernsteste, die ihm unsympathischen Erscheinungen zu verstehen, z. B. die französische Tragödie. Eine Tagebuchsnotiz aus dem Jahre 1830 lautet: „Ich habe wieder einen Versuch mit J. Paul gemacht. Hesperus. Es ist ein beireisisches Kabinet: kostbar, witzig, verschiedenartig; aber toll, maschinenhaft, unheimlich. Manches Einzelne wird ansprechender bei abgezogener und gesammelter Betrachtung: bei Vielem offenbart sich auch dann Pallagonische Mißgestalt. — An diesem Schriftsteller wird sich zeigen, wie viel die Form gelte — auch unbewußt. Er wird einer der ersten Vergessenen sein." Im wesentlichen war Lehrs' Kunstgefühl durch die in der Zeit unserer klassischen Literatur, in welcher seine ganze Bildung wurzelte, herrschenden Richtungen bestimmt. Inniger und wärmer als seine Verehrung für Goethe kann kaum die eines Mitgliedes der stillen Gemeinde gewesen sein. Noch auf dem Sterbebette erfreute ihn das von du Bois-Reymond mitgeteilte Gedicht Goethes „Die Eblis"[1]), und er wiederholte mehrmals für sich: „Es können die Eblis, die uns hassen, Vollkommenes nicht vollkommen lassen." Daß

1) „Deutsche Rundschau", 1878, Bd. XV, S. 1 und 2.

Goethe in der Farbenlehre geirrt habe, wollte er ebensowenig glauben als Rosenkranz, für den auch hier die Autorität Hegels maßgebend war. Die Probleme der antiken Tragödie führten ihn immer von neuem zum Studium der modernen und der darauf bezüglichen Literatur. Die „Schuldtheorien, die moralisierenden Auffassungen eines Gervinus und anderer" waren ihm ein Greuel, und er wunderte sich, daß sie nach Schillers Aufsätzen sich noch immer fort erhalten dürfen. Von dem Glauben an „die Unantastbarkeit Shakespearescher Kunstgebilde" war Lehrs weit entfernt. „Shakespeare", schreibt er einmal, „der ein Publikum hatte, das den Titus Andronikus gern sah, das ist der Verfasser von Romeo, Hamlet, Lear usw. Ein größeres Lob für ihn als Menschen und Genie gibt es nicht! Aber eine natürlichere Erklärung für etwaige Kunstlosigkeiten, Geschmacklosigkeiten gibt es auch nicht." Lehrs' Briefe an Dr. W. Tobias sind voll von Zeugnissen für die Gründlichkeit und den Umfang seiner Shakespeare-Studien: seinen Tadel der ersten Szene im Lear begründet er in Erörterungen, die zehn Seiten füllen. Seine Bewunderung Byrons war eine leidenschaftliche; sogar seine Rede bei der Kant-Feier 1849 leitete er mit einer Huldigung für ihn ein. Der hundertjährige Geburtstag Kants sei zugleich der Tag der Bestattung Byrons in Missolunghi gewesen, „dieses ebenso tiefen als erhabenen Geistes: als Mensch zu groß und zum Genossen des großen Dämons nur ein Mensch." Für seine innerste und unermüdliche Liebe zur Menschheit habe Byron das Objekt in dem geplagten, unterdrückten und, wie ihm schien, zur Erhebung erschlafften Geschlecht nirgends gefunden. Dem Schmerz dieser unbefriedigten

Liebe habe er, dem ein Gott gewährt zu sagen, was er leide, alle Töne gegeben von der stillen Trauer durch die düstere Schwermut bis zum herben Sarkasmus, nicht über die Menschheit, aber über die Menschen. Dort, wo er einen großen, würdigen Aufschwung zu sehen glaubte, um die ersten Bedingungen der Wiedergeburt zu einem menschenwürdigen Dasein zu gewinnen, erschien er und starb[1]).

Für die englische Literatur hatte Lehrs überhaupt eine große Vorliebe. Auch hierbei, schreibt er 1852, habe sich für ihn der Spruch: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle," recht als Wahrheit erwiesen; Julian Schmidts Schrift über Boz tat ihm „äußerst wohl", und gleichzeitig erfreute ihn, daß J. Grimm die englische Sprache für die vollkommenste erklärt hatte. Grotes Geschichte Griechenlands war für ihn ein Ereignis; sie gab ihm die hochwillkommene Überzeugung, daß die Aufgaben des Staates von der athenischen Demokratie in relativ vollkommener Weise gelöst seien. Doch zugleich empfand er es schmerzlich, daß die erste mit wahrem politischem Verständnis geschriebene Geschichte Griechenlands keine deutsche, sondern eine englische war. Wie hier, so fühlte er sich auch bei Macaulay aus dem Dunstkreis deutscher Fachgelehrsamkeit in eine freiere Atmosphäre gehoben; seine Essays las er ebenso gern wie die Geschichte Englands[2]). In der letzteren gewährte die

1) Die Philosophie und Kant gegenüber dem Jahre 1848. Tischrede, gehalten an Kants Geburtstage, 24. April 1849. „Altpreußische Monatsschrift", Bd. XXIII, Heft 1—2.

2) Seine bekannte Methode, was ihm an seinen Lieblingsdichtern und -Autoren mißfiel, aus der Welt zu schaffen, wandte

Jacob II. ereilende Nemesis seinem demokratischen Herzen eine solche Befriedigung, daß er sich nicht enthalten konnte, in dem betreffenden Bande zuerst zu lesen „wie er weggejagt wird". Am meisten war ihm Macaulay dadurch sympathisch, daß für ihn die Geschichte Kulturgeschichte und als solche ein Kontinuum war, und daß er dies nicht bloß wußte, sondern erlebt und empfunden hatte; noch mehr durch sein tiefes, auf innerster Empfindung beruhendes Verständnis des griechischen Geistes und seines Fortwirkens auf alle Zeiten und alle Länder, sowie seines Anteils an allen Triumphen der Wahrheit und des Genius über Vorurteil und Gewalt. Daß Macaulay, der gründliche Kenner fast aller Literaturen, sich glücklich pries, im Alter der Reife des Urteils und Geschmacks zur griechischen zurückkehren zu können, und ihm nun zu Mute war, als habe er nie zuvor gewußt, was geistiger Genuß sei: dadurch stand er Lehrs unendlich näher als viele seiner Fachgenossen. Und wie hätte er den Mann nicht lieben sollen, der beim Anblick der Orangenbäume und Statuen im Hofe seines Gasthauses in Florenz immer an die arme Mignon dachte, und keine zwei Zeilen in der Welt wußte, die er lieber geschrieben haben würde als:

„Und Marmorbilder stehn und sehn dich an,
Was hat man dir, du armes Kind, getan?"

Eine unerschöpfliche Quelle des Genusses war für Lehrs die Musik der großen deutschen Meister, vor Allen Beethovens. „In ihren Schöpfungen", schreibt er einmal, „kommt die einfache (naturgemäße, unversetzte) Schönheit

---

Lehrs auch hier an. Macaulays Essay über Friedrich den Großen erklärte er für untergeschoben, und hielt diese Behauptung einige Zeit aufrecht.

aus der Wahrheit zur Erscheinung, der Gehalt in ihrem Busen und die Form in ihrem Geist." Mit Luthers ihn sehr erfreuender Äußerung, „der Teufel haßt die Musik", stellte er den Ausspruch Pindars zusammen, daß die Feinde der Götter vor dem Gesange der Musen erschrecken. Er wurde nie müde, dieselben großen Werke von neuem zu hören. „Sie fragen mich", schreibt er (ein Jahr vor seinem Tode) an eine Freundin, „ob ich seit ‚Freischütz' und ‚Manfred' gar nichts Erhebendes gehört habe. Ja wohl! Ich habe gestern die neunte Symphonie gehört — und die Herrlichkeit, Originalität, Mannigfaltigkeit, dem Text angeschmiegte Musikempfindung und deren Ausdruck bis auf die Silbe — ist mir noch nie so aufgegangen. Der Eindruck von der Kolossalität eines solchen Werkes und der Kolossalität eines Genies und eines Menschen, der solch ein Werk schaffen konnte — ist an und für sich überwältigend und erhebend." Besonders seine Briefe an Dr. Wilhelm Tobias sind voll von Schilderungen der Eindrücke bedeutender Kompositionen, Analysen, eingehender Beurteilungen der Aufführungen, Vergleichungen verschiedener Arten des Vortrages (z. B. Joachims und Sarasates), und überall spricht der Siebziger mit einem Feuer der Begeisterung, einer Innigkeit der Empfindung, daß man einen Jüngling zu hören glaubt. „Ich habe", schreibt er 1875, „von den beiden Carrion, der nicht jungen und häßlichen Artot und ihrem nicht mehr ganz jungen und in der Stimme auch nicht mehr ganz frischen Mann Padilla den ‚Barbier' und ‚Othello' gehört — und bin entzückt — oder was mehr ist: erheitert, erhoben aus der Misère des Alltags in eine geläuterte Sphäre der Kunst in Scherz wie in Ernst gehoben, zu wahrhafter Reinigung der Leidenschaften.

Ich weiß das Obige von dem Alter, der Häßlichkeit usw. Alles — und es ist doch wahr, was ich gesagt. — Bei diesem Ensemble, diesem Fluß — man schwimmt förmlich in Musik — diesem Ernst, womit sie bloß das Kunstwerk zur Erscheinung bringen wollen, diesem Gegensatz gegen jeden Schatten von Pfuscherei — es ist herrlich." Überhaupt war Lehrs für die verschiedensten musikalischen Gattungen und Stile empfänglich, nur die Wagnersche Musik blieb ihm ungenießbar, und über die Absurdität der Texte äußert er sich in starken Ausdrücken. Auch das Theater behielt für ihn einen Teil der Bedeutung, die es im Anfange des Jahrhunderts für alle Gebildeten gehabt hatte. Der von Rachel als Athalie empfangene Eindruck blieb ihm unvergeßlich wie jedem, der die unvergleichliche Tragödin in dieser Rolle gesehen hat.

Anschauungen der bildenden Kunst zu gewinnen, hatte Lehrs auf seinen wenigen Reisen und in Königsberg nicht viel Gelegenheit gehabt; er fand sie in Ostpreußen selbst (das er seit 1854 nicht mehr verließ) auf dem Gute Beynuhnen seines Freundes und Schülers Friedrich von Fahrenheid, dessen gleichnamiger Vater „der volksbeliebteste Mann vom liberalen preußischen Adel gewesen war, ein transszendentaler Pferdezüchter, wie Schön ihn nannte, vielseitig gebildet, menschenfreundlich, hoch verdient um Wiesenbau und Wettrennen"[1]). Der Sohn (1816—1888) hat in Beynuhnen eine ganze Kunstwelt erschaffen, die Imhoof-Blumer das Interessanteste nannte, was er zwischen Berlin und Petersburg gesehen habe. Die dortigen, im Privatbesitz in ihrer Art vielleicht einzigen Sammlungen

1) Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. V, S. 106.

sind außerordentlich reich an Gypsabgüssen und andern Nachbildungen (auch Marmorkopien) von Antiken, die mit künstlerischem Geschmack in Haus, Garten und Park aufgestellt sind, aber auch an guten Kopien von Meisterwerken der Malerei, Kupferstichen, Photographien usw. Die Freundschaft, die Lehrs mit Fahrenheid verband, entsprang aus der gleichen Begeisterung beider Männer für das Griechentum, seine Kunst und Poesie. Lehrs pflegte im Sommer in Beynuhnen einige Wochen zu verbringen; ein Teil seiner Briefe ist von dort datiert. Auch sein sehr lebhaftes Naturgefühl fand dort reiche Befriedigung. „Die jährliche Wiederkehr des Lebens hier", schreibt er 1871, „hat etwas eignes. Da sind wieder dieselben Gartenpartien, dieselben Asternbeete, teils fertig, teils während meiner Anwesenheit eingepflanzt, dieselben Gruppen und Figuren — Niobe, Amor, Apollo usw. bis zur Knöchelspielerin und dem Knaben mit der Gans — und in der Tat mit dem Eindruck, daß dies immer so gleichmäßig wiederkehren und bleiben muß, weil es vollkommen und in vollendeter Art abgeschlossen ist. Der Park ist wirklich ganz herrlich angelegt: man weiß nicht, ob man mehr an der Wiederkehr der bekannten Blicke und Formationen oder daran, daß man immer wieder noch neue erblickt, mehr Vergnügen findet. — Wirklich habe ich manchmal den Gedanken so beim Herumgehn, daß soweit dem Menschen die Zufriedenheit von außen geschaffen werden kann — dies hier eigentlich ereicht ist." Aber neben den bekannten Eindrücken empfing Lehrs bei jedem neuen Besuch auch neue. Den Belvederischen Apoll, schreibt er einmal, könne man nur hier sehn, wo er (wie sonst nirgend) auf eine sechs Fuß hohe Basis gestellt sei: „der ganze Körper in seiner Schönheit und kräftig elastischen

Bewegung ist mir erst jetzt recht aufgegangen.“ Ein anderes Mal: „Heute großen Genuß im Kupferstichzimmer gehabt. Meinen Murillo mit dem vielen Wasser, das die Verschmachtenden tränkt, wieder recht genossen. — Die Disputa gesehen wie nie. In gutem Licht und rechter Form. — Guido Reni weiter kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, auch in seiner Vielseitigkeit.“ — Bei dem Anblick einer Kopie von Tizians Petrus Martyr in der Größe des Originals hatte er „wieder den Eindruck von der Poesie gehabt, welche in jenen Malern steckte, eine Art von undogmatischer reiner Poesie selbst bei heiligen Gegenständen, wie sie in dieser Art wol auch Cornelius nicht zeigt.“

Lehrs fand in Beynuhnen auch stets einen mit allen Neuheiten aufs reichste ausgestatteten Büchertisch. Er und Fahrenheid lasen viel zusammen, so auch im Anschluß an neue Erscheinungen der theologischen Literatur, die Evangelien. Lehrs, als Jude geboren, war 1822 zum Christentum übergetreten, auf seine religiöse Richtung hatte Joh. Ebel[1]) (sein Lehrer am Friedrichskollegium), wohl auch Lachmann Einfluß geübt. Eine Betrachtung in seinem Tagebuch von 1843 über das Wesen des Christentums beginnt: „Und das schmerzt mich, denn sie waren gut, fällt mir jetzt ein, wenn ich höre, wie treffliche und einsichtsvolle Männer, durch das jetzige Christentum der Theologen verleitet oder verstimmt, seine spezifischen Vorzüge verkennen und vergessen.“ Doch auch er mußte sich bald zu denen zählen, die damals aus der Kirche hinausgepredigt wurden. Obwohl er nun aber dem dogmatischen

1) Oben S. 47

Christentum sich je länger je mehr entfremdete, blieb ihm die Bergpredigt eine der wertvollsten ethischen Offenbarungen, zu denen er immer wieder zurückkehrte; man könne sie, schreibt er 1872, als ein stets wahres und herrliches Spruchbuch immer bei sich tragen — wie Marcus Antoninus. Und daß Strauß für den „unvergänglichen Wert und die unvergängliche Hoheit" dieser Lehren gar keinen Sinn und kein Verständnis hat, daß er ihnen nicht anfühlt, sie hätten von keinem Apostel ersonnen oder gestaltet werden können, sondern seien „sichere Zeugnisse eines Überragenden, eines in seiner Art einzigen Genies", das möge wol an einem natürlichen Gemütsmangel bei Strauß liegen. Obgleich er von dessen Begabung nach dem „Leben Jesu" (namentlich in der ersten Ausgabe) viel hielt, rechnete er den „alten und neuen Glauben" zu den unerquicklichen Trivialitäten.

Das starke Heimatsgefühl der Ostpreußen hatte auch Lehrs. Obwohl er sich selbst gelegentlich unumwunden über die Schattenseiten des Lebens in Königsberg äußerte, hörte er ungern andere davon sprechen, am wenigsten wollte er Berlin auf Kosten von Königsberg loben hören. Die Rauheit des ostpreußischen Klimas war ihm bei seinem großen Wärmebedürfnis doppelt empfindlich; doch als ihm eine nach Berlin übergesiedelte Freundin berichtete, das Halsleiden ihres Mannes habe sich dort gebessert, sagte er verdrießlich: „ich weiß, ganz Berlin ist geheizt".

Für jeden alternden Mann kommt die Zeit, wo er sagen muß: es lebt ein anders denkendes Geschlecht. Für Lehrs kam sie um so früher, je teurer ihm die Traditionen waren, die seine Grundanschauungen, seine ganze geistige Richtung bestimmt hatten, und je weniger er etwas davon

opfern wollte und konnte. Je kleiner allmählich die Zahl der Gleichgesinnten wurde, desto lebhafter empfand er das Bedürfnis, ihnen gegenüber seine Überzeugungen auszusprechen und sich ihrer Zustimmung zu versichern. So wird sein Briefwechsel, von dessen Reichtum und Inhalt diese Mitteilungen kaum eine auch nur annähernde Vorstellung geben können, nicht bloß für eine künftige Geschichte der Philologie, sondern auch für eine Geschichte unsres geistigen Lebens in diesem Jahrhundert eine nicht unwichtige Quelle sein.

III.

Drei ostpreußische Lehrer.

1. Karl Witt, ein Lehrer und Freund der Jugend. Geschildert von S. Hensel. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock) 1894.
2. Geologische Wanderungen durch Altpreußen. Gesammelte Aufsätze von Julius Schumann. Nach des Verfassers Tode herausgegeben und mit einer (von K. Witt verfaßten) Lebensskizze eingeleitet von seinen Freunden. Königsberg, Hübner und Matz 1869.
3. Gesammelte Abhandlungen von Dr. Alexander Schmidt. Mit einer (von K. Witt verfaßten) Lebensskizze herausgegeben von Freunden des Verstorbenen. Mit Alexander Schmidts Bildnis. Berlin, Georg Reimer 1889.

Der Name Karl Witts wird den meisten Lesern dieser Blätter unbekannt sein, obwohl seine Jugendschriften nicht bloß in Deutschland, sondern durch eine englische Übersetzung auch in England und Nordamerika eine große, wohlverdiente Verbreitung gefunden haben.

1) Deutsche Rundschau LXXXIII (1895) S. 465 ff.

In Ostpreußen bewahren ihm, der mehr als vierzig Jahre mit seltener Begabung und kaum zu überbietender Liebe und Hingebung als Lehrer und Erzieher gewirkt hat, zahlreiche Generationen von Schülern ein dankbares Andenken. Doch er gehörte zu den edeln Naturen, die mehr mit dem zahlen, was sie sind, als mit dem, was sie tun, und der Adel und die Lauterkeit seiner Seele sollte sich in nicht gewöhnlichen Prüfungen bewähren. Herrn Hensel (dem Verfasser der „Familie Mendelssohn") gebührt der wärmste Dank aller, für die der wichtigste Gegenstand des Studiums der Mensch ist, daß er uns von diesem herrlichen Menschen — größtenteils auf Grund von dessen eigenen Aufzeichnungen und Briefen — ein überaus anziehendes Lebensbild entworfen hat.

Karl Witt (geb. 1815, † 1891) war der Sohn eines Stadtmusikus in Königsberg, der zwölf Kinder hatte und es bei einem sehr kärglichen Einkommen möglich machte, drei Söhne die Universität beziehen zu lassen. Einer von diesen, Oberlehrer am Kneiphöfischen Gymnasium in Königsberg, geriet am Anfang der Regierung Friedrich Wilhelms IV. mit der vorgesetzten Behörde in Konflikt, weil er zu der Redaktion der scharf oppositionellen „Königsberger Zeitung" gehörte[1]). Ein anderer Bruder, Julius Witt (geb. 1819, † 1890), ist als Komponist von Männerquartetten („Nur im Herzen wohnt die Liebe", „Wenn du im Traum wirst fragen") bekannt. Karl Witt, der klassische Philologie studiert hatte, erhielt seine erste feste Anstellung 1845 am Gymnasium zu Hohenstein, einem dürftigen Städtchen in dem südlichsten polnischen Teil

1) Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. V, S. 243 f.

Ostpreußens. Hier bildete sich zwischen ihm und dem in der Nähe angesessenen, später als Führer der Opposition im preußischen Abgeordnetenhause und im Reichstage vielgenannten Freiherrn von Hoverbeck (geb. 1821, † 1875) ein Freundschaftsverhältnis, das trotz mancher, besonders seit 1866 mehr und mehr hervortretender politischen Differenzen bis zu Hoverbecks Tode in unverminderter Innigkeit fortbestand. Im Jahre 1848 zum Abgeordneten für die Berliner Nationalversammlung gewählt, schloß sich Witt dem linken Zentrum (Rodbertus, Bucher u. a.) an. Nach der Auflösung dieses Parlaments kehrte er zu seiner Lehrtätigkeit in Hohenstein zurück und gab zugleich die für die Aufklärung des Landvolks bestimmte „Osteroder Zeitung" heraus, die er ganz selbst geschrieben zu haben scheint. Sie war auf einem Quartblatt groben Papiers gedruckt, links deutsch, rechts polnisch, erschien einmal wöchentlich (Sonnabends) und kostete vierteljährlich einen Silbergroschen (10 Pfg.). Ihre Tendenz war eine maßvoll freisinnige; in den deutschen Angelegenheiten vertrat sie die Einigung Deutschlands unter dem Könige von Preußen als deutschem Kaiser; während des dänischen Krieges war sie voll Begeisterung für die Erfolge der deutschen Waffen. Daß die Reaktion, die Ostpreußen sich als ein Versuchsfeld ausersehen hatte, eine solche publizistische Tätigkeit eines Gymnasiallehrers nicht zu dulden entschlossen war, versteht sich von selbst; in ihren Mitteln war sie nicht wählerisch. Einem Erlaß des Kultusministers vom 26. Juli 1849, nach welchem die außeramtliche Tätigkeit der Lehrer als Dienstvergehen aufgefaßt werden konnte, wurde rückwirkende Kraft auf die vor dem 26. Juli erschienenen ersten zwanzig Nummern der „Osteroder Zeitung"

gegeben und Witt 1850 vom Amte suspendiert. Als er sich darauf nach Königsberg begab, um dort durch Erteilung von Privatunterricht seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, wurde er vom Provinzialschulkollegium genötigt, nach Hohenstein zurückzukehren und dort das Ende der Voruntersuchung abzuwarten: eine Maßregel, die keinen andern Zweck haben konnte, als ihm die Quelle seines kärglichen Verdienstes abzuschneiden. Der Disziplinarhof verurteilte ihn nur zur Versetzung in ein Amt von gleichem Range, aber geringerem Gehalt; doch das in zweiter Instanz von dem gesamten Staatsministerium im September 1851 gefällte Urteil sprach die Amtsentsetzung aus, und Witt mußte zehn Jahre lang auf die über alles geliebte Wirksamkeit an einer öffentlichen Schule verzichten. Als sich beim Beginn der neuen Aera (im Herbst 1858) Aussichten auf eine Wiederanstellung zu zeigen schienen, stellte ihn die demokratische Partei in Königsberg, ohne ihn zu befragen, als Kandidaten für die Wahl zum Landtage auf, obwohl diese Kandidatur völlig aussichtslos war, und obwohl sie wußte, wie sehr dadurch für Witt die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches, der Wiedereintritt in ein Schulamt, erschwert, vielleicht für immer unmöglich gemacht wurde — und er war selbstlos genug, keinen Einspruch zu erheben; denn es schien ihm „unanständig und nur aus persönlicher Besorgnis erklärbar, wenn er sich geweigert hätte, seinen Namen der Partei, deren Gesinnung er teilte, zur Disposition zu stellen". Endlich durfte er 1860 als Hülfslehrer beim altstädtischen Gymnasium eintreten, doch diese Anstellung war und blieb eine provisorische, kündbare. Im Jahre 1864 machte das Provinzialschulkollegium sein Verbleiben in derselben von

seinem Austritt aus dem Handwerkerverein abhängig. Witt, dem seine dortige, auf ganz unpolitische Vorträge (über Schiller, Fichte u. a.) beschränkte Tätigkeit lieb geworden war, hätte sich zu diesem Schritte kaum entschlossen, wenn ihm nicht seine Wirksamkeit als Lehrer über alles gegangen wäre. Als er nun aus dem Handwerkerverein austrat, zürnten ihm die Katonen der Königsberger Demokratie, weil er lieber seinem innersten Beruf gefolgt war, als der verhaßten Regierung Trotz geboten hatte, und bezeigten ihm eine auffallende Kälte. Übrigens erlangte er eine definitive Anstellung doch erst 1870, nachdem der Königsberger Magistrat ihn schon vorher aus eigener Initiative als pensionsberechtigt anerkannt hatte.

Auf Witts politische Ansichten übten seine persönlichen Erfahrungen nicht den mindesten Einfluß. In einem Briefe an Hoverbeck mißbilligt er (1865) entschieden die unbedingt ablehnende Haltung der Fortschrittspartei gegenüber dem „verhaßten Ministerium" und erklärt sich der Politik des Hasses überhaupt abgeneigt; im Jahre 1867 wollte er selbst eine Despotie in Kauf nehmen, wenn dadurch die Einheit Deutschlands hergestellt werde. Aber nicht bloß der Wärme seines Staatsgefühls und seiner Vaterlandsliebe taten jene Ereignisse, die viele tief verbittert haben würden, keinen Eintrag: sie vermochten auch seine sonnige Heiterkeit, „diesen lieblichsten Gast des Menschenherzens", immer nur auf kurze Zeit zu verscheuchen: ihn hob über alle Widrigkeiten wie über die Enge und Kleinlichkeit des Alltagslebens der Glaube an die Macht ewiger Ideale, die zuversichtliche Hoffnung auf ihre Verwirklichung hinaus. Auch durch die Musik fühlte

er sich „schon früh in höhere Regionen gehoben"; er nennt sie den schützenden Genius seines Lebens, der ihn in der Jugend vor Verirrungen behütete. Er gehörte zu den Beglückten, denen auch im engsten Raum, aus dem steinigsten Boden immer neue Quellen der Freude fließen. Er verglich sich selbst mit dem Jean Paulschen Schulmeister Wuz, aber er hatte mehr Ähnlichkeit mit einer der liebenswürdigsten Dickensschen Gestalten, mit Tom Pinch: er war wie dieser selbstlos und zu bescheiden, unendlich liebevoll gegen andere, hart gegen sich selbst, stolz und tapfer und von früh auf ein Entsagender. Auch insofern war er glücklich beanlagt, als er für die Natur und die Grenzen seiner Begabung die klarste Erkenntnis besaß. Das Streben nach Gelehrsamkeit gab er früh auf. „Wenn man ein Kant, ein Bessel, ein Lehrs ist, so kann man sein Leben gewiß nicht besser anwenden, als indem man seine ganze Kraft auf strenge Studien richtet." Die kleinen Geister, die an dem von genialen Händen entworfenen und aufgerichteten Bau einzelne Teile sorgfältig ausführen, seien eine sehr nützliche Klasse von Gelehrten, doch ihr Name etwas zu teuer erkauft durch die Beschränkung auf ein kleines Gebiet. Mit Recht schätzte er die Arbeit des Lehrers und Erziehers, wie er selbst sie übte, höher. „Und die Nachwirkungen solcher Arbeit pflanzen sich ohne Zweifel ebenso auf die Zukunft fort, wie die von wissenschaftlichen Leistungen. Ein edler Sinn und ein reiner Eifer für die Wissenschaft in etlichen jungen Leuten entzündet, machen diese in der Folgezeit zu Mittelpunkten ähnlicher Anregungen, wenn auch die Quelle, aus der solche Ströme flossen, bald namenlos ist." Auch sein Streben nach möglichst vielseitiger Bildung war durch

die Rücksicht auf das Wohl der ihm anvertrauten Jugend mit bestimmt, für die ihm das Beste gerade gut genug erschien. „Ich scheine mir“, schreibt er 1868, „für meinen nächsten Beruf, die Schule, nicht etwa schon zu gelehrt, sondern noch ziemlich unwissend. Bis ich für die Jungens genug habe, wird sich die Welt vergebens darauf freuen, von mir belehrt zu werden.“ Seine philosophische Bildung war eine gründliche, besonders hatte er Spinoza und Kant studiert, doch gehörten auch Lukrez und Montaigne zu seinen Lieblingsschriftstellern, und ab und zu beschäftigte er sich auch mit der Differentialrechnung. Witt unterrichtete in Prima und Sexta, das letztere auf seinen besonderen Wunsch; er nannte sich die Kinderfrau seines Gymnasiums. Die Ansprüche an Liebe, Schonung und Geduld des Lehrers, zu denen die Kinder berechtigt sind, hielt er für so hohe, daß er kaum glaubte, ihnen genügen zu können. Zu Anfang seiner pädagogischen Laufbahn schreibt er (1847) aus Hohenstein an Hoverbeck: er bemühe sich, seinen Sextanern das mensa und amo leicht zu machen, das Unzähligen in der schönsten Zeit ihres Lebens schon so viel Kummer gemacht habe. „Es ist mir klarer als je, obwohl ich allenfalls zu den gewissenhaften Lehrern gehöre, so hätte ich doch alle Tage Grund genug, die Jungen um Verzeihung zu bitten für das Unrecht, das ich ihnen antue. Je mehr mir die Menschennatur deutlich wird, desto mehr wächst die Lehrerdemut in mir, die übrigens ganz gut ist, wenn man nur die Jungen darüber nicht aus Rand und Band kommen läßt. Von jeher hat man, mit mehr oder weniger Heuchelei, das, was einem bequem ist, unter den Schutz der Moral und Religion gestellt. So führen denn die Lehrer als

höchste Menschentugend immer den Gehorsam im Munde, denn wie unbequem wäre es, wenn sie die freie Zustimmung der Kinder brauchten! Das Verhältnis des Lehrers zu dem Schüler ist wesentlich durch das Faustrecht konstituiert, mag dieses noch so unkenntlich im Hintergrunde stehen. Vielleicht können wir dessen nicht ganz entraten — aber gut bleibts immer, wenn man darüber mit sich im Reinen ist." Und sechzehn Jahre später schreibt er aus Königsberg an seine Schwägerin: „Meine Kinderstube ist unsere Sexta. Nicht nur, daß ich acht Stunden wöchentlich in der Klasse habe, mir ist auch die ganze Haltung und das Gedeihen der kleinen Knirpse übertragen: ich muß sagen, daß dies ganz nach meinem Geschmack und der Gedanke für mich etwas Erquickendes ist, daß ich durch umsichtige Milde das Lebenslos dieser Kleinen vor schwarzen Wolken einigermaßen bewahren kann. Ich besinne mich, daß ich selbst als Quintaner mich auf einer Spazierfahrt im Haff ertränken wollte, weil einer meiner Kameraden sein Schulgeld, teilweise mit mir, aber ohne daß ich davon wußte, in Kuchen durchgebracht hatte, und meine Teilnahme an der Unterschlagung herausgekommen war. Schließlich konnte ich doch den richtigen Moment für den Selbstmord nicht finden. Nun, diese Erfahrungen kommen jetzt den kleinen Sextanern zugute. — Mit einer Art von Stolz sage ich mir jetzt am Ende des Vierteljahrs, daß ich im ganzen Verlauf desselben keinen einzigen habe nachbleiben lassen, und nur ein paar ganz beiläufige Mutzköpfchen (man kann sie wirklich so gemütlich bezeichnen) ausgeteilt, und nur in einem Falle, wo ein paar rohe Jungen eine wirkliche Brutalität begangen hatten, ganz kräftig und nachdrücklich

die Peitsche geführt habe. Dieses negative Verdienst sehe ich wirklich als nichts geringes an, es hat wesentlich dazu beigetragen, daß die Jungen sehr gern bei mir Stunde haben und am Ende auch mehr lernen, als wenn ich sie nicht so vorsichtig behandelt hätte. Als eine beträchtliche Unterstützung für mein Vernehmen mit den Jungen sehe ich eine Stunde an, die ich alle Sonnabende von 5 bis 6 abends gebe. Dann dürfen die Kinder, welche Lust dazu haben — es sind immer starke dreiviertel der ganzen Klasse — in die Schule kommen, und ich erzähle ihnen Reinecke Fuchs, Robinson u. dergl., was bei dem Lampenlicht viel größeren Eindruck macht, als wenn ich es ihnen am Tage erzählte. So sind wir denn so weit miteinander gekommen, daß wir uns gegenseitig Freude machen und die Jungen mir recht freundlich anhängen." In der Tat konnte, wer so wie Witt Liebe säete, nur Liebe ernten. In einem Nachrufe eines seiner ehemaligen Schüler heißt es: „Es muß ein notorisch schlechter Schüler, ein ganz verdorbener Junge gewesen sein, der nicht voll schwärmerischer Liebe zu diesem Lehrer aufgesehen hat. Die Stunden im Latein, die wir auf Sexta bei ihm hatten, vergingen fast zu schnell; seine leichte, gemütlich humoristische Art, beinah spielend den vorliegenden Gegenstand zu beherrschen, mußte in Fleisch und Blut übergehen, und wurde es dem einen oder dem andern schwer, so half seine Milde und Nachsicht, seine joviale Aufmunterung, sein ewig gütiges Wesen bedeutend nach; er verlangte nur eins: guten Willen und anständiges Betragen. Witt strafte selten oder gar nicht und verstand es zuweilen, schweigend mehr auszurichten, als mancher Lehrer durch viele Worte."

Die Erinnerungen an jene Erzählstunden an den Sonnabend-Abenden rechnen noch heute viele zu ihren liebsten: „Wer ihn nicht gehört hat", heißt es in demselben Nachruf, „möchte man sagen, hat nie einen Erzähler gehört." Witt wurde nicht müde, diese Kunst zu üben und auszubilden. Als er nach seiner Amtsentsetzung 1852 Hauslehrer auf einem Gute war, ging er zweimal wöchentlich in die dortige Elementarschule und erzählte den Kindern Robinson. „Bevor ich anfing", schreibt er an Hoverbeck, „hielt ich es für unmöglich, die Worte zu finden, welche sich in dem vertrauten Kreise der Kinder bewegen. — Es scheint aber über Erwarten gut gegangen zu sein; ein kleines Mädchen von acht Jahren, das im Sommer die Enten hütet, hat gleich, was ich in der ersten Stunde erzählte, einem Dienstmädchen hier im Hause weitläufig wiedergesagt und — die beste Probe, daß ich nicht unverständlich gewesen bin — erzählt, alle Kinder freuten sich darauf, wenn ich wiederkommen würde. Mir war es eine höchst schmeichelhafte Kritik, und die Freude der Kinder auf die Stunden kann schwerlich größer gewesen sein als die meinige. Und welche prächtige Gelegenheit, hier einmal die Kinder des dummen Landvolks kennen zu lernen. Ich verspreche mir eine Ausbeute vortrefflich orientierender Beobachtungen, aber dennoch glaube ich versichern zu können: mein Hauptbemühen wird sein, den Kindern ein paar angenehme Stunden zu bereiten." Aus diesen Erzählungen sind Witts Jugendschriften[1])

1) Griechische Götter- und Heldengeschichten. Sechste durchgesehene Auflage. 1890. Der trojanische Krieg und die Heimkehr Odysseus. Zweite Auflage. Die tapferen Zehntausend. Eine Kriegsgeschichte aus dem Altertum.

hervorgegangen, die gewiß zu dem besten gehören, was diese unermeßliche Literatur aufzuweisen hat. Sie konnten so nur einem Kinderfreunde gelingen, der in lebenslänglichem Verkehr mit Kindern unablässig bestrebt war, sein Verständnis der Kinderseele zu erweitern und zu vertiefen, und darum auch alle poetischen Momente der Sage und Dichtung, die dem kindlichen Auffassungsvermögen zugänglich sind und die kindliche Phantasie anregen, in unübertrefflicher Weise zu verwerten vermochte.

Auch die beiden Freunde, deren gesammelte Schriften Witt mit einer Lebensskizze eingeleitet hat, gehörten zu den Zierden des ostpreußischen Lehrerstandes. Julius Schumann (geboren 1810, Lehrer der Mathematik und Physik am altstädtischen Gymnasium seit 1844, † 1868) war ein in mehr als einer Beziehung ungewöhnlicher Mann[1]). Den Keim der Krankheit, der er nach langen Leiden erliegen sollte, trug er von Jugend auf in sich: er mußte sich „sein Dasein ertrotzen". Mit eiserner Willenskraft härtete er seinen schwachen Körper aufs äußerste ab und zwang ihn zu fast unglaublichen Leistungen; er war ein tüchtiger Schwimmer und Schlittschuhläufer, ein ausgezeichneter Billardspieler und Pistolenschütze. Die größte Virtuosität erreichte er im Wandern, und durch sie eine Art provinzieller Berühmtheit; er hatte einmal zwischen Sonnenaufgang und Mitternacht zwölf Meilen zurückgelegt, wobei er die Erfahrnng gemacht zu haben meinte, daß man auch im Wandern schlafen könne. Diese Virtuosität kam ihm bei seinen zu wissenschaftlichen Zwecken (besonders in seiner heimatlichen Provinz, 1865 auch in der hohen

1) Das über ihn hier Mitgeteilte ist der Lebensskizze von Witt entnommen, größtenteils wörtlich.

Tatra) unternommenen Reisen sehr zu statten. Eine hohe Begeisterung für Naturerkenntnis im weitesten Sinne des Worts erfüllte ihn ganz: die großen Züge der physischen Weltordnung in eine innere Verbindung zu bringen und so eine ideale Einheit zwischen ihnen herzustellen, war ihm nicht blos ein geistiges, sondern auch ein Herzensbedürfnis. Seine Studien führten ihn zu streng materialistischen Anschauungen. Er lebte im festen Glauben an eine Zukunft, in der von dem mechanischen Prinzip aus über immer höhere und höhere Gebiete der Natur und des Menschenlebens ein helles Licht aufgehen werde. Für ihn gab es nur eine Wissenschaft, die auf Mathematik begründete Naturwissenschaft, und er versuchte selbst die Sicherheit und Schärfe mathematischer Formeln in die Gebiete der organischen Natur und Geschichte hineinzutragen. In der Natur verehrte er je länger je mehr nicht nur die allweise, sondern auch die allgütige Macht, welcher der Mensch sich selbst und sein Schicksal mit unbedingter Zuversicht anheimstellen könne. So wurde die Naturwissenschaft seine Theologie. Bei aller Schroffheit und Einseitigkeit seines Materialismus war er in seinen sittlichen Anschauungen durch einen ebenso hohen und reinen wie unerbittlich strengen Idealismus bestimmt.

Schumann hatte (1834/35) zu den ersten Schülern des von Jacobi und Neumann begründeten Seminars gehört[1]. In der Schule, in den empfänglichen Gemütern der Jugend fand er das beste Feld, den Samen der Naturerkenntnis und der Liebe zur Natur auszustreuen. Aber so hoch ihm seine Wissenschaft stand, ebenso hoch oder

1) L. Neumann, Franz Neumann S. 368.

noch höher stand ihm die andere Seite der Verpflichtung, die ihm sein Schulamt auferlegte: der erziehende charakterbildende Einfluß auf die Jugend. Wie er selbst durch einen festen Willen, Selbstüberwindung und Ausdauer seine Kraft gesteigert hatte, hielt er auch seine Schüler mit Strenge zur Pflichterfüllung an. Bemerkte er, daß ein Teil der Klasse seinem Vortrage nicht folgte, dann brauste er auf, das Auge sprühte Feuer, die Stimme, die gern sanft und leise sprach, wurde laut und hart, und man vernahm gewaltige Worte: „Ich fordere Aufmerksamkeit; wir treiben hier Dinge, an denen Himmel und Erde hängt!" Doch die Schüler fühlten stets, daß sie an ihm den liebevollsten väterlichsten Freund besaßen, und hingen mit schwärmerischer Verehrung an ihm. In wenigen Gymnasien wurde eine so große Zahl von Talenten für die Mathematik gewonnen als dort. Auch er beschränkte sich nicht auf den Verkehr mit der Jugend in der Schule, er versammelte an den Sonnabend-Abenden einen Kreis bald Älterer, bald Jüngerer, zeigte und erklärte ihnen seine Sammlungen und knüpfte Erzählungen daran, die er mit so leiser Stimme vortrug, daß sie nur bei lautloser Stille verstanden werden konnten. So erzählte er einmal eine Reise um die Erde wie eine von ihm selbst gemachte: „Dadurch gewann die Darstellung gewaltig an Lebendigkeit, und es kam sicherlich ein so richtiges und anschauliches Bild von dem Wesen fremder Länder heraus, wie es nur die Erinnerung eines wirklichen Weltumseglers bieten konnte." Von seiner Meisterschaft im Vortrage kann man sich nach seinen „geologischen Wanderungen" eine Vorstellung machen. Besonders seine Schilderungen der kurischen Nehrung wird niemand ohne Interesse lesen. In der Tat

ist diese Landzunge mit ihren ungeheuren (stellenweise bis fast 63 Meter hohen) wandernden, Wälder und Dörfer verschüttenden Dünen in ihrer Art einzig, und wohl in wenigen Gegenden Europas fühlt man sich so von den Schauern der Einsamkeit erfaßt als dort[1]).

Aufs anschaulichste beschreibt Schumann die verschiedenen Formen des unaufhörlichen ungleichen Kampfes, der dort zwischen Vegetation und Dünensand stattfindet. Teils reibt der fliegende Sand die Rinde der Bäume ab, bis ihre Lebensschicht zu Tage gelegt ist und sie absterben und beim ersten Sturm den Wipfel verlieren oder nahe an der Wurzel abbrechen; beim Vorrücken der Düne wird der Stumpf allmählich verschüttet; eine neue Reihe von Bäumen wird auf dieselbe Weise angegriffen, getötet, vergraben. Teils beginnt der Prozeß mit der Verschüttung und endet mit dem langsamen Tode. Bäume, die fünf bis zehn Fuß bereits verschüttet sind, vegetieren scheinbar ungestört weiter; hat man die Düne erstiegen, so gelangt man in ihre Kronenäste und schreitet über die Wipfel fort. Dann folgt nach langer Zeit eine schreckhafte, man möchte sagen, gespenstische Auferstehung. Wie der Baum auf der einen Seite in die wandernde Düne eintritt, so tritt er nach etwa zehn Jahren auf der anderen wieder heraus. Doch nur festere Stämme erheben sich fünf bis fünfzehn Fuß über die Sandfläche, ohne Äste, da diese nach der Verdorrung, wenn der Sand von ihnen abgeweht ist, zerbrochen, zerrieben und atomen-

1) H. Delbrück (Erinnerungen, Aufsätze und Reden, S. 530) erzählt, daß ein Bayer, ein Alpinist, der über die Düne der kurischen Nehrung gewandert war, die Einsamkeit dieser wunderbaren Sandhügel zwischen zwei Meeren so erhaben gefunden hatte, wie nur je die Schneegipfel seiner Berge.

weise fortgeführt werden, und ohne Rinde. Diese ist aber unter der Oberfläche der Düne stets vorhanden, ja manchmal bleibt sie fast allein übrig, eine äußerst lockere Holzmasse, wenigen herabgefallenen Sand umschließend. Diese Bäume markieren sich nur durch einen kaum bemerkbaren Rindenring, und der sorglose Wanderer ist in Gefahr, in einen solchen Baumstamm hineinzufallen, ja man möchte sagen, in dem Baumstamm zu ertrinken. Der Dünenaufseher in Nidden erzählte Schumann, daß er bereits zwei Menschen gerettet habe, die in solche Stämme gefallen waren und sich allein nicht helfen konnten, und er selbst wurde erst vorsichtig, nachdem er sich einer solchen Situation noch rechtzeitig entzogen hatte.

Auch Schumann hatte in der auf das Jahr 1848 folgenden Reaktionsperiode wegen seiner politischen Überzeugungen zu leiden. Obwohl er seiner Begeisterung für das Freiheitsideal, das damals der Verwirklichung nahe schien, nie in gesetzwidriger Weise Ausdruck gegeben hatte, strafte ihn die Regierung um seiner offenkundigen Gesinnung willen, indem sie ihn von der kümmerlichen Stelle, welche er an dem Gymnasium einnahm, nicht aufrücken ließ. Als in kurzen Zwischenräumen drei Vakanzen in dem Kollegium eintraten, wurde er jedesmal von dem Direktor zur Aszension vorgeschlagen, von dem Magistrat, dem Patron der Anstalt, dazu bestimmt, aber jedesmal von der Regierung die Bestätigung versagt. Erst 1858 wurde er über vier Lehrerstellen hinweg in diejenige versetzt, die seinem Dienstalter entsprach. Nun erst konnte er seine wissenschaftlichen Bedürfnisse vollauf bestreiten und brauchte seiner Großmut gegen arme Schüler und andere nicht mehr zu enge Schranken zu setzen.

Alexander Schmidt (geb. 1816, † 1887), ein Schüler von Lobeck und Lehrs, war Senior einer Verbindung gewesen, der Witt auf der Universität angehört hatte. Dreißig Jahre lang leitete er ein städtisches Realgymnasium in Königsberg mit ebenso großer Humanität als Pflichttreue, er „regierte die Schule mit den Augen"; auch er hatte ein hohes Maß von Achtung vor der Jugend und ließ ihr soviel Freiheit, als er irgend verantworten konnte. Seine freie Zeit (namentlich im Winter wie im Sommer die Frühstunden von 4—8 Uhr) war wissenschaftlicher Arbeit gewidmet. Seine mehr als vierzig Jahre fortgesetzten Shakespeare-Studien haben die reichsten Früchte getragen. Dazu gehört die Bearbeitung von zweiundzwanzig Dramen in der neuen, von der deutschen Shakespeare-Gesellschaft veranstalteten Ausgabe der Schlegel-Tieckschen Übersetzung; vortreffliche Ausgaben von Coriolan, Lear und Julius Cäsar im Original mit erklärenden Anmerkungen; fünf der „gesammelten Abhandlungen" (vier textkritische, namentlich über das Verhältnis der Folio und der Quartos) und der überaus lehrreiche Essay „Voltaires Verdienste um die Einführung Shakespeares in Frankreich"; vor allem das Shakespeare-Lexikon, das er in der verhältnismäßig kurzen Zeit von etwa zehn Jahren ausarbeitete (erste Ausgabe 1874—75, zweite 1886). Dies unvergängliche Werk bildet, wie einer der angesehensten englischen Shakespeare-Forscher sagt, den Markstein einer neuen Aera in der Shakespeare-Literatur. Daß diese, allerdings ein sehr hohes Maß von Kraft und Ausdauer erfordernde, doch für das volle Verständnis des Dichters völlig unentbehrliche Arbeit von einem Deutschen ausgeführt werden mußte, ist für England beschämend,

doch keineswegs unbegreiflich; haben doch sogar englische Beurteiler mehrmals ausgesprochen, daß sich in der Heimat des Dichters dafür schwerlich ein Verleger gefunden haben würde. Wenn jedoch das Shakespeare-Lexikon ein Denkmal jenes Fleißes genannt worden ist, „dem man das ehrende Beiwort des deutschen zu geben pflegt", so erscheint die Erinnerung nicht überflüssig, daß gerade die größten lexikographischen Arbeiten (von Robert und Heinrich Stephanus, Ducange, Littré, Forcellini) Denkmäler französischen und italienischen Fleißes sind: eines Fleißes, der gar nicht überboten, ja kaum erreicht werden kann. Mit größerem Recht als ihres Fleißes darf sich die deutsche Wissenschaft der Auffindung richtiger, sicher zum Ziel führender und dilettantische Fehlgänge ausschließender Methoden und ihrer konsequenten Anwendung rühmen. Schmidt hat zum ersten Male die Worterklärung bei Shakespeare auf dieselbe Basis gestellt, wie Aristarch bei Homer. Hier wie dort beruht sie auf zwei Grundsätzen: erstens, die Frage nach der Bedeutung eines Wortes darf nur auf Grund einer absolut vollständigen Sammlung aller bei dem Dichter vorkommenden Belegstellen beantwortet, und zweitens, jeder Gebrauch eines anderen Autors muß dabei aufs strengste ausgeschlossen werden. So einfach und einleuchtend diese Grundsätze zu sein scheinen, so sind doch nicht viel weniger als dreihundert Jahre vergangen, ehe sie für Shakespeare durch Schmidt zur Anwendung gekommen, und zweitausend, ehe sie für Homer von Lehrs aufs neue ans Licht gezogen und zur allgemeinen Geltung gebracht worden sind. Schmidt war auch ein Meister der Übersetzungskunst und fand Freude daran, sie an englischen Dichtungen zu üben. Interessante

Proben, in denen sich ein ebenso gebildeter Geschmack als lebhafte poetische Empfindung offenbart, bieten in den „Gesammelten Abhandlungen" die Essays über Miltons dramatische Dichtungen und über Walter Scott, besonders aber die Reproduktion der „Lieder der schottischen Kavaliere" von W. E. Aytoun († 1854). Schmidts Übersetzung von Th. Moores „Lalla Rookh" ist 1876 in zweiter Auflage erschienen.

Die drei ausgezeichneten Schulmänner, deren Andenken diese Zeilen gewidmet sind, dachten in religiöser wie in politischer Beziehung sehr verschieden. Schumann, der sich nach dem Scheitern der Bewegung von 1848 ganz von der Politik abwendete und kaum noch jemals eine Zeitung las, war ein Radikaler. Witt ging von der Demokratie zum Nationalliberalismus über. Schmidt konnte man etwa einen Freikonservativen nennen; sein letzter, von seinem Arzt sehr ungern gestatteter Gang über die Straße war der zum Lokale der Reichstagswahl, um seine Stimme für das umstrittene Septennat abzugeben. In religiöser Beziehung stand Witt auf dem Boden der „Weltauffassung, welche mit dem Namen Christi sich verbindet"; „seit es ihm vollkommen klar war, daß der Kern der christlichen Lehre bestehen bliebe, auch wenn man den Auswüchsen der Überlieferung allen Glauben versage, hatte er sich mit der edelsten Erscheinung der Menschengeschichte wieder inniger befreundet". Um die unlösbaren Fragen nach Vorsehung, Unsterblichkeit u. s. w. kümmerte er sich wenig. Von Schmidt erfahren wir nur, daß er fest an ein jenseitiges Leben glaubte. Schumann stand der Religion ganz fern; wollte er Christ werden, schreibt er einmal aus Reichenhall, so würde er den Katholizismus als

die „heiterste und schmuckvollste Religion" wählen. Seine materialistischen Anschauungen hielt er bis zu seiner Todesstunde, in die er mit großartiger Ruhe und Heiterkeit eintrat, fest. Sicherlich hat aber keiner von den dreien seinen politischen oder religiösen Überzeugungen auch nur den geringsten Einfluß auf seine Tätigkeit als Lehrer und Erzieher eingeräumt.

IV.

Rachel.

Ich sah Rachel (geb. 1820) in Brüssel im Sommer 1851 im Polyeucte von Corneille und im zweiten Akt von Racines Athalie. Ich war gespannt, ob es ihr gelingen würde, die Widersprüche in dem Charakter der Pauline im ersteren Stück zu vermitteln, das Unmögliche als möglich erscheinen zu lassen. Pauline hat ihre Neigung zu einem armen römischen Ritter dem Ehrgeiz ihres Vaters geopfert und ist vor vierzehn Tagen die Gattin eines angesehenen armenischen Edeln Polyeucte geworden; ja ihr Pflichtgefühl ist so stark, daß es sogar eine lebhafte Zuneigung zu Polyeucte in ihrer Seele hervorgebracht hat. Nun erscheint ihr früherer Liebhaber Sever, der sich unterdeß zum Günstling des Kaisers aufgeschwungen hat, um sie zu heiraten; der egoistische Vater zwingt die arme Pauline ihn zu sehn, und nun wird sie zwischen ihren Grundsätzen und ihrer Neigung hin und her gezerrt, wie eine Marionette, abwechselnd an dem einen und dem andern Draht. Mir schien es nicht, daß es der Künstlerin gelang, die Kluft zwischen diesen grellen Kontrasten auszufüllen, dem widersinnigen Abwechseln der Empfindungen einen Sinn zu geben: aber es dürfte überhaupt nicht möglich sein. Erst vom dritten Akt an, wo ihre Neigung zu Sever in ihrer Sorge und Angst

1) Grenzboten 1852, 3. S. 278—80.

um Polyeucte untergeht, der als Christ den Tod erleiden soll; wo ihr Spiel nicht mehr durch die Absurditäten ihrer Rolle beeinträchtigt wird, vermochte es seine volle Wirkung zu tun. Ebenso maßvoll als ausdrucksvoll steigerte es sich bis zur vorletzten Szene, wo sie ihrem Gatten zum Schaffot folgt. Als sie dann wieder auf der Bühne erschien, todtenblaß, im bloßen Unterkleide, ohne Haarschmuck, da war sie eine völlig andre; man sah, ehe sie den Mund öffnete, sie war nicht blos im Innersten erschüttert worden, sondern völlig umgewandelt. Der Anblick von Polyeucts Märtyrertum hat sie zur Christin gemacht, mit den heftigsten Worten fordert sie von ihrem Vater ihren Tod, und wie sie mit einem schwärmerischen, fast visionären Ausdruck, die Arme ausgebreitet, den Blick gen Himmel gerichtet, mit einem unbeschreiblichen Ton die Worte aussprach: je vois, je sais, je crois — da verbreitete sich eine überirdische Seligkeit über ihr Gesicht, und zugleich mischte sich ein Staunen über das nie empfundene Gefühl, das sie durchdrang, hinein. Noch einmal fällt sie in ihren heftigen Ton zurück, aber jenes Entzücken kehrt immer wieder und ruht endlich bleibend auf ihrem Gesicht, und mit einem wahrhaft himmlischen Lächeln reicht sie dem nun auch bekehrten Vater die Hand, mit der Freude einer Verklärten hört sie Sever sein Wohlwollen gegen die Christen aussprechen.

Nach einer sehr langen Pause folgte der zweite Akt von Athalie. Nach der ersten vorbereitenden Szene erschien Rachel als Königin von Juda. Welche Verwandlung! Die Züge, die eben noch so zart und sanft gerundet waren, hatten nun die ganze Schärfe und Eckigkeit des höheren Alters, obwohl mit unverkennbaren Spuren einer einstigen

großartigen Schönheit. Von langen grauen Locken umwallt zeigte sich das Gesicht länger als zuvor, wozu auch die hohe Zackenkrone beitrug: es war ein Gesicht, in das Verbrechen und Leidenschaft tiefe Furchen gepflügt hatten, aber aus den großen schwarzen Augen blitzte ein ungebeugter, gewaltiger Geist. Ihre Bewegungen waren fast männlich, aber keinen Augenblick hörten sie auf, imposant und königlich zu sein; ihr Kostüm war reich und weit, ein dunkelviolettes Unterkleid, ein roter Mantel mit Goldstickerei darüber[1]). Am wunderbarsten war die Veränderung ihrer Stimme, die nun eine Tiefe, Fülle und Macht des Klanges hatte, von der in der ersten Rolle, auch in den äußersten Momenten der Leidenschaft, keine Spur gewesen war; noch mehr als die Bewegungen war die Stimme männlich. Mit der Herablassung der auf dem Thron geborenen Frau, die gewohnt ist, die Anerkennung die sie spendet, als Gnade empfangen zu sehn, spricht sie dem Feldherrn Abner ihr Zutrauen aus; eine unsägliche Verachtung legte sie in die Worte: Je ne prends point pour juge un peuple téméraire, sie blies den Mund auf und stieß das Wort peuple gewaltsam heraus, als sei sie unwillig es auch nur nennen zu müssen; ihre Taten rühmt sie mit dem vollen Bewußtsein eines großen Geistes, und bei der Stelle: Jéhu, le fier Jéhu tremble dans Samarie! schwoll ihre Stimme zu einem donnernden Ton an. Dann erzählt sie ihren Traum: ihre Mutter Jesabel sei ihr erschienen, geschmückt und geschminkt, wie sie im Leben zu sein pflegte — pour réparer des ans

1) Fontanes Briefe an seine Familie (1905) I 23: Gleich der erste Moment ihres Auftretens, eh sie noch ein Wort gesprochen hat, ist sechs deutsche Theaterabende wert.

l'irréparable outrage. An dieser einzigen Stelle zeigte sie sich als Weib, sie sprach die letzten Worte lächelnd mit einem Ausdruck, in dem etwas Spott, aber weit mehr Bedauern lag, und bei der Erzählung, wie die Gestalt ihrer Mutter sich in einen blutigen, im Kot geschleiften, von Hunden zerfleischten Leichnam verwandelt habe, überwältigen sie Entsetzen und Ekel, und sie verhüllt sich am Schluß. Den Traum, der mit ihrer eignen Ermordung endet, hat sie sich vergebens aus dem Sinn schlagen wollen: mais de ce souvenir mon âme possédée A deux fois en dormant revu la même idée; Deux fois mes tristes yeux ont vu se retracer usw.

Das zweimalige deux fois stieß sie mit einer erschütternden Gewalt heraus, die den Hörer im Innersten empfinden ließ, welch furchtbare Erscheinung es gewesen sein mußte, die diesen hohen Geist so aus seinen Fugen gebracht hatte. Nun erzählt sie hastig in kurzen Sätzen, wie sie im Tempel das Kind gesehn, das ihr im Traum den Dolch ins Herz stieß, und während des folgenden Gesprächs zwischen Abner und Mathan, von denen dieser zum raschen Handeln, jener zur Nachforschung rät, starrt sie unbeweglich in düsterer Unruhe vor sich hin, nur hin und wieder haftet ihr Blick auf Augenblicke an einem der Redenden. Mit einen leichten Ton, dem man die gewaltsame Anstrengung anhört, gibt sie endlich die Möglichkeit zu, der Traum könne bedeutungslos sein, aber das Kind will sie wiedersehn. Abner zeigt sich bedenklich, sie sagt ihm mit einem durchbohrenden Blick und langsamem Nachdruck, daß dies ihren Verdacht steigern müsse, daß sie befehlen könne, und mit der furchtbaren Sicherheit dessen, der nur einmal droht, erinnert sie ihn an ihre bisherige

Schonung für die widerspenstigen Priester, und entläßt ihn mit einem kurzen Allez! und einer leichten Handbewegung. Josabet stellt ihr zugleich mit dem jungen Prinzen ihren eignen Sohn vor: — sie erkennt jenen wieder — ein kurzes Entsetzen, und dann fragt sie, auf ihn weisend, langsam und inquisitorisch: épouse de Joad, est-ce là votre fils? und da Josabet, absichtlich mißverstehend ihren eignen Sohn bezeichnend fragt: qui? lui, madame? biegt sie sich langsam in ihrem Sessel vor und ganz allmählich den Arm nach dem Knaben ausstreckend, sagt sie ohne die Stimme zu erheben, mit einen sanft zurechtweisenden, unendlich höhnischen Ton: lui. Nun inquiriert sie den Knaben, immer in gemessenem, nicht scharfem Ton; seine Unschuld und Anmut steigern allmählich ihr Interesse: je serais sensible à la pitié! ruft sie endlich in höchster Befremdung über sich selbst lachend aus. Sie fordert ihn auf, in ihren Palast zu kommen, er werde dort ungestört seinen Gott verehren können, wie sie den ihrigen: ce sont deux puissants dieux, und dabei faltet sie die Hände, neigt den Kopf und senkt die Augen, wie bei dem Gedanken an fremde gefährliche Mächte, deren Zorn zu reizen nicht ratsam ist. Er weigert sich: le bonheur des méchants comme un torrent s'écoule, Josabet will entschuldigend dazwischen treten, Athalie unterbricht sie: j'aime à voir comme vous l'instruisez, ohne alle Bitterkeit, mit feinem Hohn, sie hat nichts Unerwartetes vernommen. Ihre ganze Sicherheit ist wieder zurückgekehrt, noch einmal rühmt sie sich ihrer Taten, und scheidet mit den Worten: adieu, je suis contente. J'ai voulu voir, j'ai vu.

V.

Aus Rom.

1. Die Adventszeit.

Schon im Anfange des Dezember (1853) war der Winter in Rom vollständig eingezogen. Es reifte manchmal in der Nacht, ja der Reif blieb stundenlang im Schatten liegen. Der Monte Velino und seine Nebenberge schauten an einem schönen Morgen mit weißen Gipfeln über das Sabinergebirge herüber, auch die Lionessa ist beschneit: aber alle niedrigern Berge sind schneefrei, namentlich der Soracte, auf dem nur in harten Wintern Schnee fällt, wie im vorigen. Die Römer hüllen sich in ihre großen Mäntel, die sie vortrefflich um sich zu schlagen wissen; es hat sich ein Rest von dieser Kunst aus dem Altertum erhalten, wo man den Gentleman an der Art erkannte, mit der er sein Gewand trug. Die Frauen haben kleine Henkeltöpfe mit Kohlen am Arme, die Mönche ziehen die Kapuzen ihrer Kutten über den Kopf. Die Fremden, besonders „ingresi“ rücken zahlreich ein, und das Giornale di Roma enthält täglich

1) Grenzboten 1854 I, S. 34. 139. 222. 263. 431. II. S. 81.

eine lange Liste von Angekommenen, deren Namen oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt und mit sehr willkürlichen Angaben der Herkunft versehen sind: wie ich z. B. aus eigener Erfahrung weiß, daß die Geographen des Postbureaus Hamburg in die paesi bassi und Hanau nach Austria setzen. In den Museen, deren weite, mit Marmor und Backsteinen geslasterte Räume nach allen Seiten dem Zuge ausgesetzt sind, herrscht eine unheimliche Kälte. Die Kustoden wärmen sich die Hände über Kohlenbecken, und englische Familien stehen, trotz Muffs und Plaids, zähneklappend und mit bläulichen Nasen vor dem Apoll von Belvedere. Die Läden im Korso putzen ihre Schaufenster auf alle Weise heraus und beleuchten sie so glänzend als möglich. Zwar mit Gas noch nicht, denn dazu werden noch immer die Röhren gelegt, und erst mit Weihnachtsabend, wenn der Papst aus dem Vatikan nach St. Maria Maggiore fährt, um das Hochamt zu halten, soll, wie ich höre, dieser Weg in seiner ganzen Ausdehnung mit Gas beleuchtet sein. Die Anstrengungen der Verkäufer gelten natürlich weit mehr den zehn- bis zwanzigtausend Fremden, auf die man in jedem Winter in Rom rechnet, als den Römern. Diese begnügen sich größtenteils mit dem Anblick der ausgestellten Herrlichkeiten, die sie auf eine wahrhaft provinzielle Weise bestaunen. An Schaufenstern, vor denen jeder Pariser, ja selbst jeder Berliner Straßenjunge naserümpfend vorübergehen würde, stehn hier oft ganze Gruppen römischer Philister in andächtiger Betrachtung. Von jenen Damen aus Wachs, die an den Fenstern von Putzläden in feinster Toilette mit rosigen Wangen und lächelnden Mienen sich langsam herumdrehen, und die in Paris höchstens ganz grüne

Fremde ihrer Betrachtung würdigen, besitzt Rom nur ein einziges Exemplar im Korso, welches ungeteilte Bewunderung erregt. Ich bin selten abends an dieser Wachsfigur vorbeigegangen, ohne das Fenster mit Neugierigen besetzt zu finden, die ihre Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgten. Oggi non gira, sagte man enttäuscht, wenn sie sich nicht drehte.

Übrigens hat der römische Winter mit dem deutschen gar keine Ähnlichkeit. Wohl weht die Tramontana oft schneidend kalt, und der Scirocco treibt Wolken zusammen, die den Himmel überziehen und sich in stunden- ja tagelangen Regengüssen entladen. Aber für die trüben und rauhen Tage entschädigen dann auch wieder heitere, und diese sind von einer im Norden nicht gekannten Klarheit und Pracht. Wenn die Sonne über dem Albanergebirge aufsteigend oder hinter dem Janiculus versinkend den Horizont mit Gold übergießt, in das grüne Streifen spielen, die über ihr schwebenden Wolken mit Purpur und die Gipfel der Berge mit reinem Violet färbt — das ist ein Schauspiel von magischer Wirkung, namentlich in der weiten Einsamkeit der Campagna; man glaubt sich dann aus der Wirklichkeit in die Traumwelt entrückt. Auch der Sternenhimmel strahlt in einem ungleich reinern und stärkern Glanz als jenseits der Berge. Was aber den Hauptunterschied des südlichen Winters von dem nördlichen ausmacht, ist, daß der Charakter der Vegetation sich hier nicht so wesentlich ändert. Ohne Zweifel ist richtig bemerkt worden, daß hauptsächlich auch hierauf ein Unterschied in dem Naturgefühl der südlichen und nördlichen Völker begründet ist, insofern bei diesen, die die Schönheit der Natur einen großen Teil des Jahres ganz

entbehren, die Sehnsucht vorherrscht, also eine sentimentale Empfindung; bei jenen das Behagen an einem sichern ungestörten Besitze. Sie kennen nicht das Erstarren der Gewässer, das völlige Absterben der Vegetation, den Winterschlaf der ganzen Natur. Wohl färben sich die Blätter der Laubbäume gelb und fallen später auch ganz ab, aber die immergrünen Bäume sind es, die der südlichen Landschaft eigentlich ihren Charakter geben. Wie in warmen Tagen breitet die Pinie ihre schöne Schirmkrone auf dem hohen, schlanken Stamme aus, ragen die Cypressen gleich schwarzen Pyramiden, bieten die Massen der immergrünen Eichen ein undurchdringliches Schutzdach vor Regen, wölbt sich der Lorbeer mit seinem straffen, glänzenden Laub zu hohen Schattengängen; jetzt färben die Beeren des weidenähnlichen Ölbaums sich schwarz und schimmern die Orangen golden aus dem dunkeln Grün. Diese mit Früchten bis zum Brechen der Äste belasteten Bäume und die Rosen, die in der größten Fülle und Pracht den ganzen Winter hindurch blühn, sind der schönste Schmuck der Gärten, denen es übrigens auch an andern Blumen nicht fehlt. Die Wiesen der Campagna, die von der Sonnenhitze verbraunt waren, werden wieder grün; die Mauern sind mit Epheu überzogen, die Ruinen von Akanthus überwuchert; und selbst die exotischen Gewächse, wie Kaktus, Aloen und Palmen, die hier nichts von dem unangenehmen Treibhausanstrich haben, gedeihen fröhlich weiter.

Die Adventszeit wird schon vor ihrem Beginn angekündigt, erstens durch große Herden von Truthühnern, die durch die Straßen getrieben werden und große Abnahme finden, sodann durch die Pifferari. Diese kommen

aus der Umgegend von Rom und spielen vor den Madonnenbildern, deren eines sich fast in jeder Straße befindet: sie sind auf die Mauer gemalt, meistens mit einem Schutzdach versehn und mit Glas gedeckt, haben auch gewöhnlich eine Unterschrift, z. B. Viva Gesù, viva Maria! Die Pifferari sollen an die Hirten von Bethlehem erinnern, die das Kind und die Jungfrau anzubeten kamen. Die Bewohner der Häuser in der Nachbarschaft eines Madonnenbildes vereinigen sich, sie zu bezahlen, und dann kommen sie während der zwei Novenen in der Adventszeit täglich, um der Madonna mit ihrer Musik zu huldigen. Es sind oft schöne Menschen mit stark gebräunten Zügen und üppig schwarzem Haar, häufig Knaben, in dem malerischen und tausendmal gemalten Kostüm der Campagnabewohner. Sie sind immer zu zweien, einer bläst auf dem Dudelsack eine einförmige, aber angenehme Begleitung, zu der der andere auf einer kleinen Flöte von etwas schrillem Tone einzelne kurze Gänge macht, mit Pausen, in denen er auch wohl Worte eines Gebetes singt. Aus einiger Entfernung hört sich diese Musik, die sich durch Tradition vermutlich aus alter Zeit fortgeerbt und einen entschieden pastoralen Charakter hat, sehr gut an. Jetzt kann man nicht lange auf der Straße gehn, ohne sie von der einen oder der andern Seite erschallen zu hören.

Der erste Adventssonntag wird in der Sixtinischen Kapelle durch eine glänzende und interessante Feierlichkeit begangen. Der Zudrang von Fremden war schon ziemlich stark; Römer bemerkt man außer den Geistlichen fast gar nicht, eher Römerinnen. Die Schaulustigen, die sich eingefunden hatten, bildeten ein buntes Gemisch verschiedener Nationalitäten. Da steht neben dem flotten

französischen Kavallerieoffizier, den ein preußischer Leutnant um den „Sitz" seiner Pumphosen beneiden könnte, der englische Tourist mit gepflegtem Backenbart, der mit halbgeöffnetem Munde nach allen Seiten erstaunte Blicke wirft; der Berliner Domkandidat mit obligater weißer Binde, der mit unermeßlicher Verachtung auf dies götzendienerische Treiben herabsieht, neben dem Propagandisten, der aus seinem kleinen Buch Gebete murmelt, der Diplomat in makelloser Toilette neben dem blondlockigen und -bärtigen Künstler im verschossenen Frack. Der Frack ist für die Herren unerläßlich, sowie das schwarze Kleid und der schwarze Schleier für die Damen. Daneben nehmen sich die Uniformen der Schweizer sonderbar aus: der Schnitt ihrer Tracht und die Hellebarden würden ihnen das Aussehn mittelalterlicher Landsknechte geben, wenn sie nicht durch die Farben des Kantons Luzern: gelb, rot und dunkelblau, etwas Harlekinartiges bekämen; und dazu haben sie seit einiger Zeit noch die preußische Pickelhaube erhalten, vielleicht um dem Zeitgeist Rechnung zu tragen. Die päpstlichen Kämmerer sind dagegen geschmackvoll in schwarze, spanische Tracht gekleidet, den Degen an der Seite. Dazu denke man sich nun noch Geistliche der verschiedenen Orden, Kapuziner und Franziskaner mit brauner Kutte, Dominikaner in schwarz und weiß, Karmeliter in weiß, graubärtige Armenier, Abbaten mit seidenen Mäntelchen, Ministranten in violetten Meßgewändern u. s. w. Allmählich treten die Kardinäle ein, in roter Kappe, weißem Hermelinkragen und violettem Talar, dessen lange Schleppe ein jüngerer Geistlicher (der sogenannte caudatario) trägt. Jeder kniet bei seinem Eintreten in die eigentliche Kapelle, die von dem Zuschauerraum durch eine Balustrade ge-

trennt ist, gegen den Altar nieder und verrichtet ein kurzes Gebet; dann begrüßt er die bereits Anwesenden, die sich von ihren Sitzen erheben, meist ohne aus ihren Gebetbüchern aufzusehn. Nur der Kapuzinerkardinal, der gegenwärtige Beichtvater des Papstes, ein ehrwürdig ausschauender alter Mann mit langem Barte, hat einen braunen Talar mit dunkelm Pelz besetzt. Die meiste Aufmerksamkeit erregt unter den Fremden Kardinal Wiseman, ein großer vierschrötiger Mann mit schon grauem Haar, rotem Gesicht und groben Zügen, eine silberne Brille auf der großen Nase, also von nichts weniger als einnehmendem Äußern, das sich aber beim Sprechen vorteilhaft belebt.

Bevor der Papst erscheint, besetzen sechs Nobelgardisten mit gezogenen Pallaschen den Eingang der Kapelle. Er tritt durch eine demselben entgegengesetzte Tür in der Hinterwand neben dem Altar ein, umgeben von sechs Geistlichen, die seine Schleppe tragen. Die Tiara wird ihm abgenommen, er kniet vor dem Altar nieder und mit ihm alle in der innern Kapelle Anwesenden. Sodann nimmt er unter einem Baldachin rechts vom Altar Platz, und die Messe beginnt. Für den mit dem katholischen Ritus Unbekannten bleibt sie fast ganz, und für viele Katholiken wenigstens teilweise unverständlich, desgleichen wegen zu weiter Entfernung die Predigt, von der uns einzelne Sätze in italienisch ausgesprochenem Latein herüberschallen. Die vielen Zeremonien nehmen sich für den, der sie nicht versteht, wunderlich aus: dem Papst wird die Tiara abgenommen und wieder aufgesetzt, er wird mit den Enden seines Obergewandes zu- und wieder aufgedeckt, er steht auf, ein großes Meßbuch wird ihm

vorgehalten, aus dem er einige Worte rezitiert, ein Kardinal schwenkt knieend vor ihm das Rauchfaß, dann wird es vor den Kardinälen geschwenkt u. s. w. Doch wenn irgendwo, so begreift man hier, wie wohl im katholischen Kultus alle Mittel benutzt sind, um empfängliche Seelen in jenen Rausch der Ekstase zu versetzen, auf den seine Einrichtung so wohl berechnet ist. Weihrauchwolken verbreiten ihren süßen, betäubenden Duft und uralte Melodien, von dem unsichtbaren Chor der päpstlichen Sänger gesungen, füllen das Ohr. Es ist nicht die verständliche Sprache der Töne, die wir zu vernehmen gewohnt sind, die Empfindungen in uns weckt, deren wir uns deutlich bewußt zu werden vermögen; und doch zieht dieser Strom von Wohllaut die Seele mit sich fort, trennt sie von Zeit und Raum und wiegt sie in unnennbare Gefühle, gleich dem Rauschen des Waldes oder dem Laut des Abendwindes auf dem Meer. Der umherschweifende Blick verliert sich in der Fülle der Bilder, mit denen der ganze Raum bedeckt ist. Die Wände sind von den zierlichen Gestalten jener heitern Welt erfüllt, die der lebensfrohe Realismus der florentinischen Meister vor Rafael erschuf: an der Decke thronen Michelangelos Sibyllen und Propheten, und von der hintern Wand über dem Altar schleudert sein furchtbarer Weltrichter das Urteil den Verdammten zu, die in wüste Knäuel geballt in den Abgrund stürzen. In dieser Umgebung, die auf der Welt nicht ihresgleichen hat, die höchsten Repräsentanten jener gewaltigen, so oft erschütterten und doch nie gebrochenen Macht in ihrem ganzen Pomp zu sehn — dies Schauspiel kann auf niemand seinen Eindruck verfehlen, der nicht ganz ohne historischen Sinn ist.

Nach Beendigung der Messe trägt der Papst in großer Prozession die Monstranz in die paolinische Kapelle, die von der sixtinischen nur durch einen Korridor getrennt ist. Ein Sonnenschirm wird über ihm gehalten, bis er die Tür des Kapellenraums erreicht, dort empfängt ihn ein Baldachin; die Kardinäle folgen mit Wachskerzen. Die Sänger gehn von ihrem Balkon durch einen in der Dicke der Mauer angebrachten Korridor singend voraus, und wie der Zug fortschreitet, erschallen ihre Gesänge ferner und ferner. Der Papst ging dicht an mir vorüber, er sah leidend und gedrückt aus. In seinem Gesicht ist ein Gemisch von Herzensgüte und Kummer, man glaubt etwas von der Geschichte der letzten Jahre darin zu lesen. Die Monstranz macht nun die Runde durch etwa neunzig Kirchen von Rom, in jeder bleibt sie vierzig Stunden. Während dieser Zeit der quarant'ore ist die Kapelle, in der sie steht, erleuchtet, und wird viel von Gläubigen besucht, denn es wird dafür ein nicht geringer Ablaß gewährt. Aus der Paolina kommt die Monstranz zuerst nach dem Lateran, als der eigentlich bischöflichen Kirche von Rom, von da nach St. Peter, dann nach St. Maria Maggiore u. s. w. Die Peterskirche bietet dann am Abend einen höchst merkwürdigen Anblick. Die Monstranz, von goldenen Sonnenstrahlen eingefaßt, steht auf dem Altar der Sakramentskapelle; wohl hundert Kerzen auf Leuchtern von vergoldeter Bronze brennen dort und viele Andächtige liegen in stillem Gebet auf den Knien. Aber in die Kirche dringt dieser Lichtstrom nur sehr gebrochen, denn in der ganzen Breite der Kapellentür ist ein Vorhang vor die Mündung des Seitenschiffs in das Hauptschiff gezogen. Die Kirche ist nur von einzelnen auf dem

Boden stehenden, über drei Fuß hohen Kerzen beleuchtet, die einen bleichen Schein auf den Marmor werfen, und von den achtzig ewigen Lampen, die vor dem Hauptaltar rings um den Eingang in die Konfession brennen. Eine feierliche Stille herrscht umher, nur durch gedämpfte Schritte, geflüsterte Worte unterbrochen, und in dem Dämmerlicht, das durch die unermeßlichen Räume verbreitet ist, erscheinen sie ganz neu. Im Halbdunkel tuen die ungeheuren Dimensionen des gigantischen Baues eine größere Wirkung als bei hellem Tage. Die zahllosen Geburten des Ungeschmacks, mit dem er erfüllt ist, deckt teils die Finsternis zu, teils leiht die Dämmerung den riesenhaften Marmorbildern einen unheimlichen Schein von Leben, und sie erscheinen als phantastische, geisterhafte Gestalten, nicht ungeeignet, diese weiten Hallen zu bevölkern.

2. Die Adventspredigten des Kardinal Wiseman.

An den vier Adventssonntagen hat Kardinal Wiseman in Andrea della Fratte gepredigt, einer kleinen Kirche, die nichts merkwündiges enthält als die Denkmäler von Georg Zonga und Angelika Kaufmann. Seine Predigten[1]) begannen um vier Uhr und dauerten etwa eine Stunde. Die Kirche war immer schon eine Viertelstunde vor dem Anfang gefüllt; zur einen Hälfte bestand die Zuhörerschaft aus den Alumnen der englischen, schottischen, irischen Kollegien und der Propaganda (in der auch die Ameri-

1) Diese sowie die später mitgeteilten Predigten habe ich unmittelbar nach dem Anhören aufgezeichnet, und mein Gedächtnis war ein ungewöhnlich treues. Ich glaube daher die Richtigkeit nicht bloß des Inhalts, sondern im wesentlichen auch des Wortlauts verbürgen zu können.

kaner sind); die andern aus englischen und irischen, ohne Zweifel meist katholischen Familien. Diese bildeten ein glänzendes und elegantes, zum großen Teil aus Frauen bestehendes Auditorium. Das Aussehen des Kardinals habe ich bereits beschrieben, man könnte ihn für einen in die Kardinalstracht gesteckten irischen oder englischen Bauern halten, wenn sein Gesicht nicht beim Sprechen einen geistvollen Ausdruck gewänne. Das Englische spricht er erstaunlich breit. Seine Predigten fielen nicht nur gegen, sondern auch über meine Erwartung aus: jenes, insofern sie im sanftesten Ton der Versöhnung gehalten waren; wenn hin und wieder ein Wort gegen den Protestantismus fiel, ward es mit dem Ausdruck der Trauer, nie mit dem der Feindseligkeit oder des Hasses gesprochen, und bei weitem das stärkste, was er sagte, war, daß in den letzten Jahren Tausende von Protestanten sich in den Schoß der Kirche hinüber gerettet hätten, wie man sich von einem Wrack (a scattered vessel) rettet. Überhaupt war der Takt anzuerkennen, mit dem er alles vermied, was Andersdenkende verletzen konnte: seine Angriffe des Protestantismus waren nie direkt, sondern ergaben sich immer nur aus den preisenden Schilderungen der entgegengesetzten Zustände und Einrichtungen im Katholizismus. Nie unterließ er, dem britischen Nationalgefühl durch ein geschickt angebrachtes und lebhaft ausgesprochenes Lob Englands zu schmeicheln. Übertroffen fand ich meine Erwartung, insofern er, obwohl oft breit, doch nie in Trivialität und Salbaderei verfiel. Die Sprache war blühend und bilderreich, doch im ganzen wohl nicht zu sehr. Er verweilte besonders gern bei Schilderungen und Gleichnissen und wählte sie aus Gebieten, die für Engländer

besonderes Interesse haben. In ihrer Ausführung zeigte er Lebendigkeit und Farbenreichtum, überschritt zwar oft das Maß, wurde aber sehr selten geschmacklos.

Die beiden interessantesten dieser Predigten waren die dritte und vierte. Die dritte führte aus, daß Einheit in der Kirche der Wunsch Christi gewesen sei. Er, der Himmel und Erde mit einem Wort vernichten konnte, flehte mit Inbrunst: Vater, laß sie eins sein, wie du und ich eins sind. In der katholischen Kirche herrsche die Einigkeit, um die er betete, und sie sei ebensowohl ein Beweis für die Wahrheit der katholischen, wie die Spaltung ein Beweis für den Irrtum der protestantischen Lehre. Der ungenähte Rock Christi, den nicht einmal die Kriegsknechte zerrissen, sei ein Symbol der einigen und ungeteilten Kirche.

An diesen Schluß knüpfte die letzte Predigt unmitttelbar an. Wie Christus den Juden sagte: Ihr irrt, weil ihr die Schrift nicht kennt, und weil ihr die Macht Gottes nicht kennt —, so sage ich zu denen, die mir erwidern: Einheit war nicht Christi Wunsch —: Ihr irrt, weil ihr die Schrift nicht kennt; und zu denen, die mir erwidern: sie ist unmöglich —: Ihr irrt, weil ihr die Macht Gottes nicht kennt. In der physischen Welt herrscht die höchste Einheit, denselben Gesetzen gehorcht die Natur in ihren größten und kleinsten Erscheinungen. Der Pfeil, der von dem Bogen eines Kindes fliegt, beschreibt dieselbe Bahn wie die Planeten. Das Hochgebirge, das in den Tiefen der Erde wurzelt und bis in die Wolken dringt, wird von einer Kohäsion zusammengehalten, die keine irdische Macht zu zerstören vermag; und Gottes Hand, die die Elemente verbunden hat, kann sie lösen,

an jenem Tage, wo die Berge schmelzen. Denselben unlösbaren Zusammenhang der Elemente zeigen die durch die antediluvianische Revolution von der Hauptmasse abgespaltenen Felsen, die Jahrtausende stehn, ohne zu wanken; denselben der herabgestürzte Block, denselben das Stück, das der Geolog oder Mechaniker abschlägt, nicht größer als seine Hand — und ist es zu Pulver verrieben, so erscheinen noch unter dem Mikroskop dieselben Teile in derselben Verbindung. Auch in der geistlichen Ordnung hat eine solche die ganze Christenheit durchdringende Einheit bestanden. Gehen wir zu ihrer Betrachtung in unserem Vaterlande vor die Zeit Heinrichs des Achten zurück. Wir blicken in die Hütte des Landmanns. Dort kniete nach der Tagesarbeit die Familie nieder und alle beteten Abend für Abend dasselbe Gebet, wie es ihre Voreltern bis zu unvordenklichen Zeiten gebetet hatten, nicht ein Wort war geändert. Wuchsen die Kinder heran und suchten Aufschluß über die göttlichen Dinge bei Vater oder Mutter, bei Verwandten oder Freunden: sie empfingen immer dieselbe Belehrung. Wenn dann der Sonntag kam, die Familie nach der Kirche ging, die älteren an der Hand des Vaters, die kleinen in der Obhut der Mutter — sie gingen alle denselben Weg, sie trennten sich nicht an der Kirchentür, sie knieten vor demselben Altar. Es war Einheit in der Familie — das ist der Zusammenhang der Elemente im Sandkorn. Zur Kirche kamen auf allen Pfaden, von allen Hügeln, von der die Umgegend beherrschenden Höhe des Herrenhauses die Scharen der Gläubigen gezogen, und vereinigten sich wie Bäche zum Strom. Aus dem friedlichen Schatten alter Bäume blickte ihnen der reichverzierte Bogen des Portals entgegen und von dem hoch auf-

steigenden Turm tönten die Glocken harmonisch zusammen, nicht in dissonierenden Tönen — in der immer gleichen, allen verständlichen Sprache. Wenn dann der Priester die Kanzel bestieg, sie fragten nicht, wer er sei. War er jung, er war um so tatkräftiger (the more energetic); alt, um so erfahrener; einer aus ihrer Mitte — sie liebten ihn um so mehr; fremd, sie vertrauten ihm um so mehr. Sie hörten das Wort Gottes immer in gleicher Form. Ihnen kam nie der Gedanke: Wird er uns dasselbe lehren, was wir am vorigen Sonntag gehört haben? Wird er derselben Ansicht über das Abendmahl sein wie der letzte Prediger? Wird er ebenso weit gehen in bezug auf die wirkliche Gegenwart? (Er zählte noch eine Anzahl dogmatischer Streitpunkte auf.) Wenn das Fest des Schutzheiligen der Diözese kam, strömten die Gemeinden zusammen zu der Kathedralkirche von allen Seiten, ihre Banner voran, pilgerten Nächte durch, die Kinder auf den Schultern der Erwachsenen, — alle mußten dabei sein. Darum bauten unsere Vorfahren solche Kirchen, deren gewaltige Räume jetzt nur bei einem musikalischen Fest oder dem Besuch eines Richters gefüllt werden können. Wenn der Bischof in prachtvollem Ornat, umgeben von hundert Chorherren, vor den Altar trat, vernahmen sie etwas anderes, als was der arme Pfarrer des Dorfes sie gelehrt? Und wenn der Bischof der Metropolis die Geistlichen des ganzen Landes zusammen berief, Männer, die in der Hauptstadt lebten und in täglichem Verkehr mit ihm waren, und solche, die in tiefer Abgeschiedenheit eines Felsenklosters wohnten; einfache ländliche Priester und solche, die Tag und Nacht in den alten Pergamenten der Bibliotheken forschten — sie waren einträchtig wie Brüder,

der höhere sah nicht auf den geringeren, der gelehrte nicht auf den ungelehrten herab. Und wenn der Papst alle Bischöfe der Christenheit versammelte — Männer, die nicht blos durch Flüsse und Berge, nein, durch Meere und Ozean getrennt waren, Männer, die einander nie im Leben gesehen hatten: sie vereinten sich zu gemeinsamer Beratung und kehrten mit segensreichen Ergebnissen, neuen heilsamen Einrichtungen, Abschaffung von Mißbräuchen in ihre Heimat zurück. So ist das Sandkorn zum Gebirge geworden, das die ganze Erde erfüllt.

Wie wurde diese Einheit verloren? Es ist irdische Klugheit, wenn man einer Gemeinschaft einen Zweck annehmbar machen will, ihn möglichst auf das Interesse dieser Gemeinschaft zu beschränken. Woran die Familie sich gemeinsam beteiligen soll, das muß eben nur ein Familieninteresse haben; woran die Stadt, ein munizipales; die Provinz, ein provinzielles; das Land, ein nationales, kein kosmopolitisches, kein utopisches. Wer dies im Auge behält, ist seines Erfolgs gewiß. Wir mögen manchmal über Mängel unsrer Zustände murren (grumble), wir mögen sie bekritteln (criticise) — aber laßt den Fremden sie angreifen, die Armee, die Flotte, die Verfassung, die Jury — dann werden wir uns um unsre Institutionen scharen und sie verteidigen. Durch Appellation an das englische Nationalgefühl wurde zustande gebracht, what is called the reformation. Der sie machte und die ihm folgten, sagten: wir wollen die Einheit, die Christus wollte; wir wollen alle kirchlichen Einrichtungen festhalten: aber soll ein Fremder, ein italienischer Priester (a stranger, a foreigner, an italian priest) uns Gesetze vorschreiben? Sie fanden beim Volk ein geneigtes Ohr. So ward

scheinbar nur das eine Glied in der großen Kette zerrissen, das England mit Rom verband — und so war die ganze innere Einheit Englands zerstört. Von nun an teilten Meinungsverschiedenheiten, Spaltungen, Sekten das Land, Zwietracht war in jeder Provinz, jeder Stadt, jeder Gemeinde, ja in der Familie selbst, Mann, Frau und Kinder waren auseindergerissen. — Wir wollen ein anderes Bild dagegen betrachten. Die Katholiken waren aufs heftigste verfolgt; bedrückt, sie konnten nicht ohne Lebensgefahr das Land betreten; noch ist in jedem katholischen Herrenhause der Raum zu sehen, mehr ein Kerker als ein Gemach, der damals zum Schlupfloch für den Priester diente; wollten Katholiken von einem Bezirk zum andern reisen, so mußten ihre Pässe von zahlreichen Magistraten unterschrieben werden. Hätte man nicht erwarten müssen, daß durch diese Zerstörung jeder Verbindung auch die konfessionelle Einheit zerstört worden wäre? Und doch, kaum löste sich der Druck, kaum durften sie ihre Altäre wieder aufrichten — so war die alte Einheit aufs völligste hergestellt. Dies Wunder hätten menschliche Einrichtungen nicht zu bewirken vermocht. Die Erfahrung lehrt uns, daß Stämme der Wilden, die ursprünglich eine Sprache hatten, wenn sie verschiedene Jagdgründe wählen, nach kurzer Zeit einander nicht mehr verstehen; im Innern von Afrika spricht jedes Dorf eine andere Sprache als das nächste, fünf Meilen entfernte.

Was für Mittel gibt es die Einheit herzustellen? Nur eines: Rückkehr zur Kirche von Rom. Ihr werdet mir antworten: es ist nicht möglich. There are unsurmountable obstacles. There is the freedom of human mind, there is the liberty of discussion usw.

Ich sage euch, ihr kennt Gottes Macht nicht. Worum Christus gebetet hat und was ihm gewährt ist, das müssen wir mit der äußersten Anstrengung erstreben. Er, dessen Geburt wir in kurzem feiern werden, wird seinen Segen dazu geben. Laßt euch nicht durch Stolz und nationales Vorurteil zurückhalten. Ihr sagt, die Katholiken sind unzivilisiert, können nicht lesen, nicht reden, leben gleich Tieren in Höhlen u. s. w. Wir erwidern euch wie der alte Philosoph (— er meinte offenbar Themistokles —): Schlage, aber höre! Wir sind arm und ihr seid reich, wir sind niedrig und ihr vornehm, wir ungelehrt und ihr gelehrt — aber doch vermögen wir euch der Wahrheit teilhaft zu machen. Wenn ein teures Mitglied einer Familie in schwere Krankheit verfallen dem Tode nahe wäre, alle Mittel wären vergebens versucht, die Ärzte verzweifelten — und ihr wüßtet, daß ein armes Weib ihr Kind durch eine einfache Arznei von derselben Krankheit geheilt hätte: würdet ihr euch scheuen, sie darum zu bitten? Würde Stolz und Vorurteil euch da zurückhalten? — Wo Einheit ist, muß Wahrheit sein. Wie lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen.

3. Aus der Weihnachtszeit.

Am 26. Dezember (der als Tag des hl. Johannes ein großer Festtag ist) war in der Kirche von Araceli das Presepio zu sehn. Es ist zwar noch in andern Kirchen aufgestellt, aber am kunstreichsten in dieser, die ein wundertätiges Bild des Christuskindes besitzt. Der S. Bambino di Araceli ist ein Windelkind in Lebensgröße aus Holz geschnitzt, Gesicht und Hände natürlich bemalt, eine goldene Krone auf dem Kopfe, die Windeln

mit goldenen Verzierungen und Edelsteinen besetzt. Er wird häufig zu Kranken geholt, die sich in Gefahr befinden, besonders zu Wöchnerinnen. Die Angehörigen schicken ihm dann eine schöne Kutsche, nach Vermögen ausgerüstet, mit Bedienten, und viele, die ihm auf der Straße begegnen, werfen sich auf die Knie. In der Revolution schenkte man ihm den Krönungswagen des Papstes, um ihn so vor dem Vandalismus der Republikaner zu retten; indessen hat, wie ich höre, der hl. Bambino vor dem hl. Vater zu viel Respekt gehabt, um sich dieser Kutsche zu bedienen. Für das Presepio ist eine sehr große und geräumige Kapelle eingerichtet. Pfosten und Wände sind mit Kork bekleidet, um ihr das Ansehn einer Hütte zu geben, die nach hinten offen ist, die Kulissen im Hintergrunde stellen Bethlehem und seine Umgegend mit vielen kleinen Figuren von Menschen und Tieren vor. Vorn liegt das Kind auf Stroh, von Marie und Joseph umgeben, zur Seite knien die Hirten; alles dies sind lebensgroße, aus Holz geschnitzte, bemalte und mit wirklichen Stoffen bekleidete Figuren. Oben schwebt Gott Vater in einer Glorie von Engeln aus Pappe. Das Ganze ist geschickt beleuchtet. Außerhalb der Kapelle kniet links der Kaiser Augustus im Lorbeerkranz und Purpurmantel und rechts steht die Kumanische Sibylle, ein hübsches, junges Frauenzimmer in weißem Kleide und blauem Überwurf. Einer alten Sage nach soll nämlich die Kirche auf der Stelle gebaut sein, auf der die Sibylle den römischen Imperator die Jungfrau mit dem Kinde sehen ließ.

Leider geriet ich bei dem Besuch der Kirche in die Predigt eines Franziskaners hinein. Dieser, ein gemein aussehender Mensch, donnerte gegen die heidnischen Lügen-

philosophen, welche zu behaupten wagen, daß die Menschheit durch eigene Anstrengung, ohne göttliche Gnade Fortschritte machen könne. Um sie zu widerlegen, entwarf er eine Schilderung des Heidentums, wie es wirklich war, nämlich ein Pfuhl aller Laster, Greuel und Verbrechen. Als er das Register sämtlicher Todsünden erschöpft hatte (die seiner Meinung nach im Altertum fortwährend begangen wurden, ohne daß es jemandem besonders auffiel) und beim Vatermord angelangt war, rief er aus: turatevi gli orecchi, signori miei, narro cose orribili! Nun wendete er sich gegen die Tür der Kirche und schrie leidenschaftlich: accorrete o filosofi! Kommt mit euern Ratschlägen, die Welt aus dieser Tiefe des Elends zu retten! und so ging es eine Zeitlang mit den heftigsten Gestikulationen fort, bis er endlich erschöpft innehielt, sich wieder zu den Zuhörern kehrte und sich vor die Stirn schlagend sprach: ma che stolto mi son io! Sie können die Welt wohl verderben, aber nicht erlösen! Er setzte dann die Grundsätze der einzelnen Philosophen auseinander: Epikur hielt um der körperlichen Wollust willen jedes Verbrechen für erlaubt, Zeno wollte, daß der Mensch ein ungesitteter, ungeselliger Misanthrop sei, sollten auch die Bande der Gesellschaft zerrissen werden, Zoroaster erlaubte den Betrug, Plato wollte die Ehe aufheben usw. — Die Gesetze — wenn es deren gab — waren nur Autorisationen von Verbrechen: in Asien war Blutschande, in Sparta Diebstahl erlaubt, in Korinth wurden altersschwache Greise ermordet (?). Die Religion — wenn sie Verbrechen verbot — stellte den Übertretern so unbedeutende Strafen in Aussicht, daß sie niemand abschreckten, und den Gehorsamen so unbedeutende Belohnungen, daß sie niemand

verlocken konnten. Die Götter beschützten jeder ein anderes Laster, Merkur den Diebstahl, Bacchus den Trunk usw. Die antiken Städte waren Schauplätze fortwährender Schandtaten. In Tyrus ward die Keuschheit der Jungfrauen geopfert, in Karthago Menschen in glühendem Ofen verbrannt, und Rom — la vostra gentilissima Roma! — labte sich an dem Blut der Gladiatoren usw.

Auf diese Predigt folgten mehrere Kinderpredigten. Gegenüber der Krippe war an einer Säule ein kleines Brettergerüst aufgeschlagen, und dies bestiegen Kinder von vier bis zwölf Jahren, meistens Mädchen, eine nach der andern, und sagten gegen den heiligen Bambino gewendet ihre auswendig gelernten Predigten, immer vor zahlreichen Zuhörern besonders aus den unteren Ständen her. Dies geschah zu verschiedenen Tageszeiten, besonders aber gegen Ave Maria, und dauerte die ganze Woche hindurch, ich glaube sogar bis Epiphanias. Diese Predigten sind nicht so abgefaßt, wie man sie allenfalls aus dem Munde von Kindern zu hören erwarten könnte, sondern ganz gewöhnliche Weihnachtspredigten, wie sie von allen Kanzeln gehalten werden. Es ist lächerlich und widerwärtig zugleich, wenn solch ein kleines Wesen drittehalb Schuh hoch, herausgeputzt wie ein Äffchen mit Pelzchen, kurzem Kleidchen und Höschen auftritt, die gelbbehandschuhten Hände faltet, sich lächelnd bekreuzt und anfängt: Et verbum caro factum est. S. Giovanni nel secondo. Oder wenn ein anderes die Zuhörer ermahnt, Buße zu tun: O dilettissimi miei, i giorni del vostro pellegrinaggio passeranno tosto! Und wenn ihr nicht tut, was ich euch sage — disingannatevi pure, o signori miei — non intrabitis regnum coelorum. Oder ein drittes weitläufig erzählt,

auf welche Veranlassung Maria col castissimo marito nach Bethlehem kam, und dann die Bewohner dieser Stadt abkanzelt, daß sie einer Mitbürgerin kein Obdach gegeben haben. Ma che dico, concittadina! Una signora, una padrona! — Die Geburt Christi ist das Thema all dieser Predigten, und dies wurde immer von neuem, mit denselben Phrasen, Figuren und Floskeln variiert, die sich auch in der heutigen profanen italienischen Prosa so breit machen und oft den Inhalt ersticken. Die Demut des Himmelskönigs, der in einer Krippe habe geboren sein wollen, wurde ohne Unterlaß angestaunt und erörtert; und die misera capanna, die misera paglia, die vili giumenti usw. kamen unzähligemal vor. Ein kleines Mädchen sagte ein Gedicht auf, woraus ich mich folgender Verse erinnere:

Con vili giumenti,
il rè delle genti,
l'amabile Gesù!

Ein anderes erklärte: Ich bekenne zur Erde, auf der ich stehe, zum Himmel, der über mir ist, zur Luft, die mich umgibt, ch'io son inamorata del divino pargoletto. — Die kleinen Geschöpfe zeigten übrigens durch die allerverkehrteste Betonung, daß sie nicht im entferntesten verstanden, was sie herplapperten, dabei gestikulierten sie unaufhörlich und immer an unrechten Stellen und verdrehten die Augen. Bei den Zuhörern war auch nicht die Spur eines Mitgefühls über die klägliche Komödie einer so gemißbrauchten Kindheit zu bemerken; höchstens als ein kleines, kaum vierjähriges Ding von seiner Wärterin auf die Kanzel gesetzt ward und mit lallender Zunge und altklugen Handbewegungen zu perorieren anfing, da

hieß es: o misericordia, poverella! Übrigens aber fanden Gebärden, Ausputz, Haltung und Deklamation lauten Beifall, auf den Inhalt achtete kein Mensch. Molto bene, come è carina, come e graziosa, hörte ich einmal über das andere, und als ein kleiner Balg in einer Art Balletkostüm am Schluß niederkniete und mit aller Koketterie, deren Mädchen schon in diesem Alter fähig sind, das Köpfchen auf eine Seite geneigt, ihr Gebet an den caro bambinello sprach, sagte eine Frau neben mir: O quanto è bella! Come al teatro!

4. Die Academia di lingue.

Am 8. und 9. Januar wurde von der Propaganda herkömmlicherweise zu Ehren der heiligen drei Könige und zur Erinnerung an das den Heiden verkündete Heil, die berühmte academia di lingue gehalten. Es wird an beiden Tagen durchaus dasselbe vorgetragen. Der von Bernini gebaute Palast der Propaganda kann sich rühmen, eine der abscheulichsten Façaden in ganz Rom zu besitzen, und das will viel sagen. Die bei solchen Gelegenheiten unvermeidlichen Schweizer bewachten die Eingänge, und das Publikum, natürlich nur aus Fremden bestehend, versammelte sich so zahlreich, als der nicht große Saal es zu fassen vermochte, auch einige Damen waren in den Logen. Bald erschienen die Zöglinge und nahmen auf einer den Zuhörern gegenüber aufgeschlagenen Tribüne Platz. Es mochten etwa hundert sein, die meisten im Alter zwischen 10 und 30 Jahren, alle in derselben Uniform, einem schwarzen Unterkleide mit breitem, roten Gürtel und einem schwarzen Überrock, der am Halse zusammengehalten, von da offen bis auf die Füße reicht, mit einem roten Streif

am Rande und einigen an dem stehenden Kragen besetzt ist. Angelsächsische Gesichter sieht man unter ihnen am meisten, denn es gibt deren nicht nur aus den drei Reichen Britanniens, sondern auch aus Amerika und Asien. Von Farbigen waren zwei Mohren da, einer aus Rio Janeiro (für das Portugiesische) und einer aus dem innern Afrika, dann zwei Nubier, mehrere Ägypter und verschiedene natives aus Asien. Die Zuhörer erhielten ein Programm, in dem für jeden Vortrag Name, Vaterland und Sprache des Vortragenden angegeben, auch ob es Prosa oder Verse waren, endlich mit einer Stelle aus der Bibel oder einem Kirchenvater der Inhalt angedeutet war, der sich immer irgendwie auf die heiligen drei Könige bezog. Der Sprachen, in denen vorgetragen wurde, waren 44, wobei jedoch die Schrift- und Vulgärsprache ein- und desselben Landes z. B. Chaldäisch, als zwei gerechnet wurden. Unter den europäischen fehlten Spanisch und Polnisch, dagegen befand sich darunter nicht nur Irländisch, sondern auch Keltisch, nicht nur Deutsch, sondern auch Schweizerdeutsch, nicht nur Neu- sondern auch Altgriechisch. Von dem letztern sagt Goethe in seiner Beschreibung dieser Feierlichkeit im Jahre 1787: es habe geleuchtet wie ein Stern aus der Nacht. Wer wie ich an die Erasmische Aussprache gewöhnt ist, konnte den Klang des vollkommen neugriechisch ausgesprochenen Gedichts nicht schön finden; aus demselben Grunde habe ich auch nur einzelne Worte verstanden. Auch löste der Vortragende (ein Grieche aus Zante) den Hexameterrhythmus völlig auf und trug ganz nach dem Wortaccent vor. Ebenso machte es ein kleiner New-Yorker mit seinem höchst eleganten lateinischen Gedicht in Hexametern, worin er die Flucht nach Ägypten und den

bethlehemitischen Kindermord als Traumgesicht der Jungfrau beschrieb. Bei weitem den schönsten Klang unter allen hatte die italienische Ode, in der mit begeistertem Bombast die Hoffnungen der katholischen Kirche ausgedrückt waren. Es versteht sich, daß diese nie auf etwas geringeres als uneingeschränkte Weltherrschaft gerichtet sind. Ein junger Trientiner trug sie mit höchst theatralischer Deklamation und Gestikulation vor und ward mit einem Bravo belohnt. Sie enthielt dem anwesenden Kardinal Wiseman zu Ehren eine lange Apostrophe an England, worin die Hoffnung geäußert war, dies glorreiche Land zum wahren Glauben zurückgeführt zu sehn. Auf ähnliche Weise ward England von einem Bostoner in einer englischen Ode angeredet, der seine Wünsche zugleich auf „Columbia" ausdehnte. Das Deutsche war durch einen Jüngling aus Hermannstadt sehr unglücklich vertreten, der in sehr vielen und sehr sentimentalen vierzeiligen Stanzen seinem Vaterlande Lebewohl sagte und seine Sehnsucht schilderte, den Brüdern in Hochasien den wahren Glauben mitzuteilen. Doch mußte man anerkennen, daß lange Vorträge zu den Ausnahmen gehörten, das Ganze dauerte etwa zwei Stunden. Einiges war auch, wie man aus den Mienen der Vortragenden entnehmen konnte, launigen Inhalts, besonders ein türkisches Sonett und ein Dialog in Schweizerdeutsch, doch konnte ich von dem letzteren nicht viel mehr verstehen, als von dem ersteren, den anwesenden Schweizern gereichte es offenbar zu großer Befriedigung. Chinesen waren leider nicht da, und der chinesische Vortrag wurde von einem gelben Individuum aus dem Birmanenreiche gehalten und schien auch sehr scherzhaft zu sein. Das ganze schloß damit, daß sieben sehr junge Zöglinge, jeder in einer

andern Sprache dem Auditorium den Dank des Kollegiums abstatteten, und sich wegen der verursachten Langenweile entschuldigten. Hierauf rief der Chorführer, ein hübscher Griechenknabe: Grazie, signori! und die sechs andern, jeder in seiner Sprache, stimmten unisono mit denselben Worten ein. Dies gewährte ihnen großes Vergnügen, und man trennte sich sehr erheitert.

5. Die Kapuzinerpredigten im Kolosseum.

An jedem Freitag und Sonntag Nachmittag kommt, wenn das Wetter es erlaubt, zwei Stunden vor Ave Maria, wenn die Sonne sich schon zum Janiculus hinabneigt, aus einem kleinen Oratorium in der Nähe des Titusbogens singend ein seltsamer Zug heraus. Eine Brüderschaft, in graue Sackleinwand vermummt, führt ihn an, einer trägt ein großes Kruzifix, andere Laternen, dann folgen drei Kapuziner, hinter ihnen ein Haufe von Andächtigen, fast lauter Frauen und Mädchen, einen Lobgesang auf die Madonna singend. Ave Maria, gratia plena, benedetta in mulieribus! tönt es immer von neuem. Der Zug geht durch den Titusbogen hinab, und wendet sich dann links dem Kolosseum zu. Auf beiden Seiten des Bogens, durch den man in das Amphitheater eintritt, sind Tafeln mit Kreuzen eingelassen; wenn man sie küßt, bekommt man, ich weiß nicht wieviel Tage, Ablaß. Einige Frauen wischen sie mit dem Tuch ab, ehe sie die Lippen darauf drücken. Dann geht der Zug auf das Kreuz zu, das in der Mitte der Arena mit Lanze und Schwamm aufgerichtet ist, hier wirft sich alles auf die Knie. Nach verrichteter Andacht steigt ein Kapuziner auf die Kanzel, die auf der untersten Umfassungsmauer

der Arena errichtet ist. Zwei Schranken halten den Raum in der Mitte frei, zur Rechten des Predigers stellen sich die Männer, zur Linken die Frauen.

Das Kolosseum ist, seit es Byron sah und so schön in Childe Harold beschrieb, sehr zum Nachteil verändert. Es hat seinen schönsten Schmuck verloren:

The garland-forest, which the grey walls wear,
Like laurels on the bald first Caesar's head.

Man hat die üppige Vegetation der alten Mauern zerstört, als die nötig gewordenen Restaurationen gemacht wurden. Diese sind nun mesquin und unschön, der Backstein sticht sehr unangenehm von den alten Travertinquadern ab. Die Arena wird durch 14 abscheuliche kleine Kapellen entstellt, die im Kreise umher angebracht sind. Sie sind für die Via Crucis bestimmt, welche jedesmal nach der Predigt stattfindet. Mit allen diesen Verunstaltungen ist die großartige Ruine jetzt noch viel weniger als früher geeignet, bei Tageslicht einen großen Eindruck zu machen, man muß sie bei Mondschein sehn.

So oft ich dort war, predigte immer derselbe Mönch: ein noch junger, wohlgebildeter, beinah schöner Mann, mit blassem Gesicht und etwas tiefliegenden feurigen Augen. Seine Stimme war wohltönend und kräftig; wenn er sie erhob, hallten die Bogen wider, seine Gestikulation angemessen, seine Aussprache edel. Von der Art und Weise seiner Predigten kann ich keinen bessern Begriff geben, als wenn ich die Skizze von einer aus der Erinnerung herschreibe.

Manifestari oportet ante tribunal — wir müssen uns vor dem Richterstuhl offenbaren — so der Apostel Paulus. Als das göttliche Wort sich zum ersten Mal mit diesem

elenden Fleisch bekleidete, als es Drangsale, Leiden und den Kreuzestod über sich ergehen ließ, um von der Welt zu nehmen die Ketten der ewigen Verdammnis: das war göttliche Liebe, höchste Zärtlichkeit. Aber wird es ebenso sein, wenn Gott zum zweiten Male erscheinen wird? Nein, meine lieben Christen! Dann wird er kommen als unerbittlicher Richter, ganz Strenge, ganz Majestät. Et videbunt filium hominis tectum nube. Sie werden des Menschen Sohn in eine Wolke gehüllt sehen! Ich will von jenem furchtbaren Tage des jüngsten Gerichts, jenem unendlichen, nie zu erschöpfenden Gegenstande der Betrachtung nicht ausführlich reden. Nur allein die Angst, das Erröten, die Scham, die Pein der verworfenen Seele will ich Euch vorstellen, wenn sie sich offenbaren muß vor dem Richterstuhl Gottes, vor Himmel und Erde — manifestari oportet ante tribunal! Wenn alle menschlichen Generationen vergangen sein werden; wann ein tiefes gräßliches Schweigen über dem Weltall ruhen wird, dann wird der Ruf an uns alle erschallen, vor dem schrecklichen Gerichte Jesu zu erscheinen. Ich will nicht schildern, wie eine selige Seele, herabgestiegen vom Himmel, entzückt den Körper umfassen wird (abbraccierà il corpo), mit dem sie sich wieder vereinigen soll. Aber wie, wenn die verdammte Seele, heraufgestiegen aus der Hölle, ihren Körper erblicken wird, häßlich und ungestalt wie die Teufel sind! Alles möchte sie lieber erdulden, als sich mit ihm vereinen! Mit Hiobs Worten wird sie ausrufen: Et in carne mea videbo deum meum? — und in meinem Fleische soll ich den Herrn sehn? Mit diesen üppigen Augen (ocelli lascivi), mit denen ich so viele, viele Male (tante volte et tante) jene Dinge sah, an

die man züchtiger Weise auch nicht einmal denken darf? Et in carne mea videbo deum meum? Mit diesen Händen, mit denen ich so viele, viele Male jene leichtfertigen Scherze trieb, mit denen ich fremdes Eigentum nahm, in unheiligen Büchern blätterte, das Gut der Witwe und der Waise erpreßte — Et in carne mea videbo deum meum? Mit diesen Füßen, mit denen ich zu jenem verdammten Hause ging, so viele, viele Male, zu jenen Gesellschaften (conversazioni), jenen Festen, die Veranlassung zu so vielen Sünden waren? Et u. s. w. Mit dieser Zunge, mit der ich so viele, viele Male übles redete vom Priestertum, von der Religion, vom Glauben; den Namen Gottes und der Heiligen mißbrauchte; mit der ich Böses sagte von dieser Jungfrau, von jener Witwe; mit der ich das Recht verdrehte, Meineide schwur — Et in carne mea videbo deum meum? — O meine lieben Zuhörer, welches Grauen erweckt der bloße Gedanke an den jüngsten Tag! Der heilige Bernhard hat gesagt, daß er nicht ohne Grauen an den Augenblick zu denken vermöge, wann eine Stimme rufen werde: Dies ist Bernhard und seine Taten! Ein wieviel größerer Schrecken muß mich, muß Euch bei diesem Gedanken ergreifen! Wie werden wir empfinden, wann ich Eure Schuld (colpe) erblicken werde und Ihr die meinige? Wie wird uns sein, wenn geöffnet sein werden die Bücher der Herzen (i libri delle coscienze) — et aperti sunt libri? Wie wird uns sein, wenn wir unser Innerstes offenbaren müssen vor allen Völkern der Erde, vor Türken, Heiden, Protestanten, Juden, katholischen Christen? — Ich habe die Geschichte eines Mädchens gelesen, das aus Furcht vor bloßer irdischer Schande sich ums Leben brachte. Ihre Seelsorger

(direttori) hatten sie oft gewarnt, Orte zu besuchen, die der Tugend gefährlich sind, vergebens, sie wollte nichts hören. Sie beging einen schweren Fehltritt. Umsonst waren ihre Bitten an ihren Liebhaber, ihre Ehre zu retten; die Ärmste fühlte sich nicht fähig, ihre Schande zu ertragen, so bat sie denn den, der sie ins Unglück gestürzt hatte, um Gift, und der Grausame gab es ihr. So starb sie, um ihre Schande der Welt zu verbergen. Aber wird am jüngsten Tage ihre Schande verborgen sein? — Denkt Euch, meine Lieben, daß ich, jetzt plötzlich von Gott erleuchtet, sagen könnte: diese Person, die an dieser Stelle steht, von diesem Alter, diesem Namen, hat an dem und dem vergangenen Tage den und den schweren Fehltritt begangen — welche Schande würde das sein, schon vor so wenigen, in diesem Amphitheater! Aber denkt Euch nun, ich könnte ganz Rom vereinigen, und dann den Sünder entlarven! Denkt Euch, ich könnte die ganze gegenwärtige Welt vereinigen — wie ungeheuer wächst die Schande, und doch wie unermeßlich klein ist auch diese verglichen mit der Schande der sündigen Seele am jüngsten Tage! — Wenn wir im Bewußtsein unserer Verdammnis stehen müßten vor Himmel und Erde, vor Gott, Engeln und Teufeln, vor allen menschlichen Generationen seit der Erschaffung — dann würden wir wünschen, daß die Berge auf uns stürzten und uns begrüben, die Erde zu unsern Füßen sich öffnete. Darum laßt uns streben, durch Buße und Gebet unsere Seelen zu reinigen, von dem Makel der Schuld zu befreien, laßt uns unaufhörlich mit bittern Tränen unsere Sünden beweinen!

Nun wendet er sich mit einem leidenschaftlichen Gebet an das neben ihm aufgepflanzte Kruzifix, dann spricht

er ein Buß- und Reuegebet und Gelübde, fortan nicht zu sündigen den Zuhören vor, die es auf den Knien Wort für Wort nachsprechen, je nach dem Eindruck, den die Predigt gemacht hat, mit größerer oder geringerer Zerknirschung. Bei der, die ich hier ziemlich ausführlich mitgeteilt habe (denn sie dauern selten über eine Viertelstunde) war die Zerknirschung ziemlich groß. Nach dem Gebet gibt der Mönch noch den Segen, entfernt sich durch die Bogengänge des Kolosseums, und die Verehrung der Stationen erfolgt nun, worauf die Prozession wieder über die Via Sacra nach dem Oratorium zurückgeht. Hierbei wird ein ziemlich munteres Lied gesungen, dessen Refrain lautet: Evviva la croce, la croce viva!

Man sieht, von welcher Art diese Beredtsamkeit ist. Sie will nicht belehren, nicht zum Nachdenken anregen, sondern einen augenblicklichen, lebhaften Eindruck hervorrufen. Dieser Zweck möchte bei Südländern und zwar bei Menschen von geringer Bildung gerechtfertigt sein, wenn diese Eindrücke sich nur nicht durch ihre fortwährende Wiederholung abstumpften. Auf Leute niedern Standes sind die Kapuzinerpredigten fast ausschließlich berechnet, die Gebildeten erbauen sich bei den Jesuiten. Ich hörte in der Kirche al Gesù eine vorzügliche Predigt über die läuternde Kraft des Leidens. Der Prediger sprach ernst, eindringlich, tröstend, erhebend, ohne Trivialität sowie ohne Sentimentalität und Pathos. Durchaus wendete er sich an die Vernunft, nicht an das Gemüt seiner Zuhörer. So ist in diesem bewunderungswürdig organisierten System für jedes geistliche Bedürfnis, jedes Alters, Standes, Geschlechts und Bildungsgrades besonders gesorgt. Die Geistlichkeit ist unermüdlich und unerschöpflich in

Mitteln, die Aufmerksamkeit des Volkes auf sein Seelenheil — oder was sie darunter versteht — zu lenken und festzuhalten, alle Sinne nimmt sie für diese Wirkungen in Anspruch, kein Mittel läßt sie unbenutzt, ihre Lehren einzuprägen. So z. B. findet man oft kurze Sprüche in Versen, die sich leicht behalten, an die Mauern geschrieben oder auf gedruckten Zetteln an Kirchtüren angeschlagen. Am häufigsten liest man gegenwärtig folgendes:

Iddio mi udisce, Iddio mi giudicherà:
O inferno o paradiso mi toccherà.
Finisce tutto fuorche l'eternità!

Die doppelte Perspektive auf Himmel oder Hölle ist das am häufigsten angewendete und ohne Zweifel wirksamste Mittel, die sündigen Gemüter zu zerknirschen. Mitunter klingen diese Erinnerungen komisch genug, z. B.

Un' anima soltanto si ha:
Se si perde, ahi che sarà?

Aus einer ganzen Reihe von guten Vorsätzen, die nach einem Zyklus von Missionspredigten den Gläubigen in einem gedruckten Anschlag ans Herz gelegt wurden, erinnere ich mich folgender Stellen:

Peccati mai più!
Peccando trafiggi il cuor di Gesù.
Mode mai più!
Chi siegue le mode, non siegue Gesù.
Balli mai più!
Ballando calpesti l'amabil Gesù.
u. s. w.

Um wieder auf den Kapuziner im Kolosseum zurückzukommen, so hatte auch er gewöhnlich die Absicht, seinen Hörern bange zu machen, die Gefahr einer ewigen Verdammnis hielt er ihnen immer von neuem vor, schilderte immer von neuem die Qualen der Hölle. In einer Predigt

über den Text: et ignis accensus est in furore meo beschrieb er ihnen das höllische Feuer in der Tat sehr eindringlich. Er vergegenwärtigte ihnen den Zustand der Verdammten, die von diesem Feuer ganz durchdrungen sind, sie haben es in Augen und Ohren, in Mund und Nase, auf Kopf, Brust und Leib, in allen Gliedern. Und was für ein Feuer! Der h. Augustin sagt, daß es sich zu irdischem Feuer verhalte, wie dies zu gemaltem. Wenn nun schon die Qualen der schwachen irdischen Flamme so unerträglich sind, welche Qualen können die jenes überirdischen im Zorn Gottes entzündeten Feuers dann sein. Und diese dauern ewig, ewig! Er wandte sich dann an den männlichen und weiblichen Teil seiner Zuhörer besonders. O fratello peccatore, du hast nicht den Mut, die Hand an eine glühende Kohle zu legen, und wagst es doch durch schwere Sünden dich den Qualen des höllischen Feuers auszusetzen? O sorella peccatrice, du vermagst nicht die Finger nur eine Sekunde in der Flamme einer Kerze zu halten, und ergibst dich doch den Schmeicheleien, den Moden, den Galanterien dieser betrügerischen Welt, die der Hölle zuführen? Könnt ihr wirklich für die vergänglichen Freuden dieses elenden Lebens die ewige Verdammnis eintauschen wollen? Ich glaube nicht! Ich für mein Teil habe gewählt, habe beschlossen Buße zu tun, aufrichtige unaufhörliche Buße, um der Verdammnis zu entgehn. Zum Schluß erzählte er folgende Geschichte: Als Königin Elisabeth von England, die vom Katholizismus zum Protestantismus überging, zur Regierung kam, trat sie vor ein Bild des gekreuzigten Heilands und sprach zu ihm: Herr! wenn du mir vierzig Jahre Regierung schenkst, so verzichte ich auf dein Para-

dies! Ihr Wunsch wurde gewährt, sie regierte nicht vierzig, sondern vierundvierzig Jahre. Wenige Tage nach ihrem Tode ereignete sich, wie ein Geschichtschreiber jener Zeit schreibt, folgendes. Durch die Hauptstadt von England, London, fließt ein großer Fluß, die Themse genannt. An den Ufern dieses Flusses sah man bei Nacht den Schatten dieser elenden Königin mit Ketten belastet, von Flammen umgeben, dahinschweben. Sie rief so laut sie konnte: Für vierzig Jahre Regierung habe ich die Hölle für die Ewigkeit erkauft!

Solche historische Beispiele aus der profanen und heiligen Geschichte brachte der Mönch öfter vor. In einer Predigt, in der er das immer wiederkehrende Thema behandelte, daß es auf dieser niedern Erde, dieser schlechten, trügerischen Welt (quel pessimo ingannator mondo), in diesem aus so vielen Gründen elenden Leben kein wahres Glück gebe — wir seien nicht gemacht wie Polypen am Felsen, an den irdischen Dingen zu hängen: führte er zum Beweise David und Salomo an, die in all ihrer Herrlichkeit empfanden, daß alles eitel sei. Auch August sollte dieses geäußert haben. Er, der die Zügel der ganzen damals bekannten Welt in Händen hielt, er, der selbst bekannte, daß ihm nichts zu wünschen übrig sei, gestand zugleich, daß er dennoch fortwährend eine geheime Sehnsucht empfinde, wonach, könne er nicht sagen. „Dies sagte Cäsar Augustus, römischer Kaiser, meine lieben Zuhörer!" — In einer andern Predigt führte er aus, daß man den Glauben auch durch die Werke betätigen müsse. Zum Beispiele diente Moses, der den ägyptischen Thron nicht mit der Verleugnung seines Glaubens erkaufen wollte, seine ganze Geschichte wurde ausführlich

erzählt. Aber nicht der Glaube allein genügt, um in das Paradies zu kommen, wenn wir nicht Gottes heiliges Gesetz beobachten, wenn wir nicht seine Gnade erwerben. Christus legt uns auf demütig zu sein. Nicht bloß den Geistlichen befiehlt er es, sondern allen, allen, groß und klein, hoch und niedrig. Er, der Mund der Wahrheit spricht: Nisi (dies sind Worte von Jesus Christus selbst, m. l. Chr.), Nisi efficiamini sicut parvoli, non intrabitis regnum coelorum! (Bei solchen Anführungen lüftete er sein Käppchen und deutete nach oben). Wer aber einer von den Auserwählten sein will, der muß sich das Kreuz auflegen. Dies ist nicht von einem hölzernen Kreuz zu verstehn, meine Lieben, das ist nicht notwendig: dies ist zu verstehn von Bußen, Kasteiungen (mortificazioni) und Mühen. Wenn wir aber den Vergnügungen, den Moden, dem guten Ton nachlaufen (se corriamo al buon ton del secolo), wenn wir den Schmeicheleien der Sinne, des Herzens, des Fleisches nachgeben, dann können wir uns wohl bis zum Tode mit dem Wahn schmeicheln, ins Himmelreich zu gelangen; aber werden wir wirklich hineinkommen? Ich sage nein! Und so schloß er auch diese Predigt, wie alle, mit der Aufforderung zur Reue und Buße.

6. Der Dialog des Dotto und Ignorante.

Unter den mannigfachen, sinnreichen Mitteln, welche die katholische Kirche als gute Mutter anwendet, ihren Kindern ihre Lehren auf faßliche und eindringliche Weise beizubringen, ist eins der merkwürdigsten der Dialog des Dotto und Ignorante. So nennt man freie Gespräche, die von Zeit zu Zeit in römischen Kirchen zur Belehrung

der Gläubigen von zwei Geistlichen gehalten werden. Der eine stellt das in irdischen Neigungen und Ansichten befangene Weltkind vor, und wird von dem andern, der wie sein Seelsorger auftritt, ermahnt und zurechtgewiesen. Jener, der Ignorante, spricht über die kirchlichen Dinge, wie ein Mann aus den untern Ständen, mit hausbackenem Humor, ja mit einem ziemlich starken Anflug von Buffonerie, selbst im Dialekt nähert er sich der Sprache der niedern Klassen; und seine Reden bringen durch Inhalt, Fassung und Vortrag meistens große Heiterkeit bei den Hörern hervor. Er ist nicht in Opposition gegen die Kirche, aber er hängt an weltlichen Interessen, er möchte sich gern so billig abfinden wie möglich. Der Dotto belehrt ihn mit großer Gelassenheit, läßt sich sogar wol herab, auf seine Scherze einzugehn, und überzeugt ihn natürlich zuletzt von der Heilsamkeit seiner Vorschriften. Die Zuhörer folgen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, sie hören ihre eignen Ansichten vortragen und zwar in derselben Weise, wie sie sie selbst aussprechen würden: die Argumente, die dagegen vorgebracht werden, sind völlig auf ihre Denkweise, auf ihren Bildungsgrad berechnet.

Der erste Dialog, den ich hörte, fand am zweiten Sonntag des Karneval in St. Maria della consolazione, einer kleinen, abgelegenen Kirche zwischen Palatin und Tiber statt. Das Auditorium gehörte fast ganz den untern und untersten Ständen an, zu Dreivierteln bestand es aus Frauen. Die beiden Geistlichen bestiegen ein Gerüst, worauf ein Kruzifix errichtet war, und nahmen nach einem auf den Knien verrichteten Gebet auf zwei hölzernen Feldstühlen Platz. Der Ignorante war ein Sechziger mit einem behaglichen, heitern, etwas geröteten Gesicht und

weißem Haar, der Dotto ein junger Mann mit feinen, klugen Zügen und freundlichem Benehmen.

D. Ich fürchtete, Ihr würdet den Sonntag im Karneval lieber draußen verbringen. Ich freue mich, daß Ihr nach unserer Verabredung gekommen seid. Laßt uns einmal über die Art sprechen, den Sonntag würdig zu begehen. J. Nun, man muß nicht arbeiten. D. Aber man muß ihn auch durch heilige Werke feiern, und vor allem hat die Kirche das Hören der Messe vorgeschrieben. Wie haltet Ihr es damit? Hört Ihr sie immer? Hört Ihr sie ganz? Hört Ihr sie gut? J. Quanta roba! Volete sapere tutti i miei fatti? (Gelächter.) Ob ich sie immer höre? Nun, wenn ich kann, höre ich sie, wo nicht, nicht. D. Wie ist es möglich, daß Ihr jemals nicht könnt? Da Ihr nicht arbeitet, habt Ihr doch keine Abhaltung. J. Aber ich gehe dann Sonntags auf die Jagd, und so versäume ich die Messe. D. Ihr versäumt das Notwendige über dem Unnützen. Gott befiehlt, die Messe zu hören, wo befiehlt er aber, auf die Jagd zu gehen? J. Man sagt doch, daß ein zu hart gespannter Bogen bricht. Und dann jagt man auch nur bei schönem Wetter. Ist es schlecht, so macht man Geschäftsgänge, man hat hie und da Geld einzutreiben, geht nach Maria de' Monti, dann nach Trastevere — unterdessen geht die Zeit hin, der Schuß fällt vom Kastell und es ist Mittag. D. Welches Interesse ist in Euern Augen das erste, quello del Bajocco o quello dell' anima? J. Eh quello del mangiare (Gelächter). D. Vertraut auf Gott und es wird Euch und den Eurigen nie fehlen. Ihr werdet wol auch nicht so arm sein, als Ihr Euch anstellt. Und durch die halbe Stunde, die Ihr in der Messe zubringt, könnt Ihr schwer-

lich einen Verlust erleiden. J. Man sagt doch, daß die Kirche selbst erlaubt, die Messe zu versäumen, wenn man Gründe hat. D. Ja, aber es müssen triftige sein. Wenn Ihr z. B. krank seid oder gewesen seid, und könntet Euch durch Ausgehen einen Rückfall in das Fieber zuziehen; oder wenn Ihr eine Person zu bewachen habt, die Ihr weder verlassen noch in die Kirche mitnehmen könnt; oder Ihr seid augenblicklich nicht imstande, Euch anständig zu kleiden, Eure Schuhe sind zerrissen, dann legt Euch die Kirche nicht die Schande (disonore) auf, so vor den Leuten zu erscheinen. — Hört Ihr die Messe denn auch ganz? J. Manchmal ja, aber manchmal höre ich nur das Wesentliche, die mittleren Teile. D. Auch das ist nur durch triftige Gründe zu entschuldigen, daß man Anfang und Ende versäumt. Es ist grade keine Todsünde, aber es ist doch immer eine Sünde. J. Ich muß Euch sagen, es will mir nicht in den Kopf, daß ich den Priester soll lateinisch sprechen hören, das ich nicht verstehe, während ich doch italienisch rede. D. Quanto siete materiale! Nicht auf das äußerliche Verständnis der Worte, sondern auf den innerlichen Anteil, den Ihr an der Messe nehmen sollt, kommt es an. Auch ein Tauber soll die Messe mit anhören. Ihr müßt während der ganzen Zeit für Euch im Stillen mitbeten. J. Ich kann aber die Gebetbücher nicht lesen und auswendig weiß ich nur das Paternoster, das dauert nicht lange. D. So benutzt diese kostbare halbe Stunde, um Gott alle Bitten vorzutragen, die Euch am Herzen liegen. J. Aber man könnte doch in zwanzig Minuten mit der Messe fertig werden! Die Priester machen es manchmal so lange. D. Also mit der Uhr in der Hand wohnt Ihr der heiligen Messe bei? J. Ich will

Euch sagen, wie ich es zu halten pflege. Ich rechne auf ein halbes Stündchen ungefähr. So lange bleibe ich, dauert es länger, so gehe ich davon. D. Ihr kümmert Euch nicht sehr um das Heil Eurer Seele. Wißt Ihr, daß die Messe das Opfer bedeutet, das Christus am Kreuze vollbrachte? Und Ihr wollt nicht einmal in aller Bequemlichkeit zu Ende ausharren? — Kniet Ihr denn auch? J. Ich habe nicht gewußt, daß es nötig ist. D. Es ist immer besser; jedenfalls bei den wichtigsten Augenblicken, der Erhebung der Hostie, der Kommunion. — Ist aber mit der Messe allein zur Heiligung des Sonntags genug getan? J. Die Kirche befiehlt ja nur dieses. D. Würdet Ihr wol glauben, Euch einen Tag im Karneval gut unterhalten zu haben, wenn Ihr nur eine halbe Stunde dabei gewesen wäret? J. Das wäre eine magere Unterhaltung! Aber das steht ja auf einem ganz andern Blatt (quest' è un' altro conto). Die Messe ist etwas Befohlenes, und der Karneval ist ein Vergnügen. Ihr macht eben das Gesetz nach eurem Belieben. Gott hat weiter nichts befohlen, als den Tag heilig zu halten, und die Kirche hat erst die Vorschrift gemacht, die Messe zu hören. D. Das hat sie getan, um eine Vorschrift zu machen, die von allen Menschen ohne Unterschied befolgt werden kann, wenn auch ihr Stand, ihre Fähigkeiten, ihre Erziehung noch so verschieden sind. Es ist aber daran nicht genug, man muß auch eine Predigt hören. J. Das mag ich nicht, alle Predigten sind für mich Seccaturen. D. Es ist aber für das Heil Eurer Seele unerläßlich. In Rom gibt es ja Predigten von jeder Art, zu jeder Stunde. Ihr könnt Euch die wählen, die für Euch am besten paßt. J. Wißt Ihr, was ich manchmal am Sonntag tue? Ich kann selbst

nicht lesen, aber gehe zu einem Freunde, wo gute Bücher gelesen werden. Dagegen ist doch nichts zu sagen! T. Was für Bücher werden das sein? Beispiele von tugendhaften Handlungen, Leben der Heiligen und Märtyrer, geistliche Geschichten? Wol schwerlich! Es werden wol Romane, Gedichte und dergleichen sein. J. O nein! Es war ein schönes Buch von geistlichem Inhalt, gut gebunden, mit einem Titelkupfer, das die Hoffnung vorstellte. T. Solchen Büchern ist oft nicht zu trauen. Sie sehen manchmal schön aus, und haben den Teufel innerlich. Ich warne Euch davor, es gibt eine Propaganda, die sie unter die Leute verbreitet und Unheil damit stiftet. J. Am spanischen Platz? T. O nein, viel weiter von hier! Aber dagegen ist freilich nichts zu sagen, daß man mit einem wirklich guten Buch, wie die sind, die ich genannt habe, Sonntags eine halbe Stunde oder eine Stunde zubringe. — Wie haltet Ihr es denn mit der Kommunion? J. Man kann sie ja nicht nehmen, ohne vorher gebeichtet zu haben, und so oft kann man doch nicht beichten. T. Warum nicht? J. Nun, man beichtet etwa, wenn man geraubt oder gemordet hat oder dergleichen. T. Wie übel denkt Ihr! Da beichtet Ihr wol selten genug. J. Öfter als einmal im Jahre geschieht es wol kaum. T. Es soll aber viel öfter geschehn! Ihr müßt beichten, so oft ihr in Sünde verfallen seid, mindestens doch in jedem Monat einmal. Am besten ist es, einer Kongregation beizutreten, da hat man Predigt, Beichte, Abendmahl, alles beisammen. J. Aber sind denn all Eure Vorschriften nur für Männer? Gehen die Frauen ganz leer aus? T. O die Frauen sind frömmer als die Männer. J. Dümmer (più pazze), wollt Ihr sagen (allgemeine Heiterkeit). T. Sagt doch von niemandem

Übles. Es gilt ebenso auch für die Frauen. — Fortan versäumt also nie, am Sonntag der Messe ganz und mit Andacht beizuwohnen, eine Predigt zu hören oder die Erklärung des Evangeliums, geht häufig zur Beichte und empfangt das heilige Abendmahl. Ihr werdet bald die Besserung Eurer Seele spüren. Und wenn Ihr einige Zeit diese Vorschriften befolgt habt, wird es Euch bald unentbehrlich werden, sie zu befolgen, und Ihr werdet es bedauern, wenn Ihr einmal zu einer Versäumnis gezwungen seid. J. Ich werde nach Eurem Rate tun. Und so bitte ich Euch denn, mich Gott zu empfehlen; denn die Wahrheit zu sagen, ist mir etwas unheimlich zu Mute (mi sento un po' freddo). D. Ich will es tun, aber Ihr müßt Euch nicht allein auf fremdes Gebet verlassen. Ajutati e dio ti ajuterà.

Der Dialog, der am nächsten Sonntag von denselben Geistlichen in der Jesuitenkirche St. Ignazio gehalten wurde, hatte die Beobachtung der Fastengesetze zum Gegenstande. Das hierüber erlassene Edikt ist überall an den Straßenecken angeschlagen. Es beginnt mit der Aufzählung der zahlreichen und schweren Züchtigungen, die Gott gegenwärtig über die Christenheit verhängt habe, nämlich ein drohender Krieg, große Teuerung, Befürchtungen für ansteckende Krankheit, und die fortwährenden Attentate der Feinde der Ordnung auf die Sicherheit der Zustände. Alles dieses sind Folgen unserer Sünden, durch welche Gott uns in seiner Gnade zur Buße auffordert. Zu dieser eignet sich die Fastenzeit ganz besonders. Da es aber Gott hauptsächlich auf den guten Willen ankommt, hat der heilige Vater in seiner Milde die Gesetze für die Fasten sehr ermäßigt. Strenge Fasttage sind eigentlich nur sechs

während der ganzen Fastenzeit, an allen übrigen Tagen sind Fleischspeisen erlaubt, mit verschiedenen einzelnen Beschränkungen.

D. Jedes Ding hat seine Zeit, sagt die heilige Schrift. Zwar ist für den guten Christen das ganze Jahr eine Zeit der Buße, doch vorzüglich die Fastenzeit. Haltet Ihr denn auch die Vorschriften über das Fasten? J. Ich gestehe Euch, daß es nicht gut zu meinen Gewohnheiten paßt. Ich habe einen sehr guten Appetit. D. Ihr müßt Eure Gewohnheiten bezwingen, um die Gebote der Kirche zu befolgen. J. Glaubt Ihr denn wohl, daß alle diese Leute hier fasten? D. Ein Teil ja, ein anderer nicht; aber diese werden ohne Zweifel genügende Gründe haben. J. Die hab' ich auch. D. Nun welche denn? J. Ich habe Hunger. (Gelächter.) D. Das ist kein Grund. Etwas anderes wäre es, wenn Ihr dem Hungertode nahe wäret. J. Aber es ist meiner Natur zuwider, die Fastenspeisen geben mir nicht genug Nahrung, ich komme dabei von Kräften. D. Wenn jemand ein Handwerk treibt, das große Kraftanstrengung erfordert, z. B. Zimmermann, Maurer oder Feldarbeiter ist, dann kann er sich Abweichungen von den Vorschriften gestatten; sonst aber nicht. J. Aber ich kann es nicht aushalten, nur eine Mahlzeit am Tage zu nehmen. Wie kann man denn so lange nüchtern bleiben? D. Es wird ja nicht von Euch verlangt, daß Ihr völlig nüchtern bleibt. Ihr könnt des Morgens, zu der Zeit, wenn Ihr sonst zu frühstücken pflegt, eine Kleinigkeit zu Euch nehmen. Dann könnt Ihr ja Eure Abendmahlzeit auf den Mittag verlegen, und die Hauptmahlzeit (pranzo) abends halten. J. Also Ihr wollt auch, daß wir nach der französischen Mode leben

sollen? D. Wenn Ihr es für Euch so zuträglich findet. J. Also des Morgens kann ich meinen Kaffee mit Milch und ein Brot (pagnotta) dazu nehmen? D. Bewahre! Milchspeisen, sowie Fleisch, sind nur bei der Hauptmahlzeit erlaubt; also müßt Ihr den Kaffee des Morgens ohne Milch trinken. J. Kaffee allein, das gibt keine Nahrung, es befördert nur die Verdauung. D. Es wird Euch nicht schaden. J. Und was soll ich machen, wenn mir der Kellner des Morgens wie gewöhnlich meinen Kaffee mit Milch bringt? D. Habt Ihr denn keinen Mund, um zu sagen, was Ihr haben wollt? J. Wenn er es mir aber schon bringt, während ich es sage? D. Gebt es nur zurück, und bestellt von neuem, und Ihr werdet vortrefflich bedient werden. J. Doch mir fällt ein, daß ich schon über das Alter hinaus bin, in dem man zur Beobachtung der Vorschriften verpflichtet ist. D. Wenn das ist, so ist es etwas anderes. Ihr wißt das gesetzmäßige Alter reicht — J. Von fünfundzwanzig Jahren. — D. Macht nicht vier Jahre zuviel. Von einundzwanzig bis sechzig. J. Nun, einige Jahre mehr oder weniger werden nichts ausmachen. D. Ihr seid also noch nicht sechzig? J. O es fehlt wenig, es sind nur Brüche. D. Aber die Ausnahme ist nur für solche Greise gemacht, die sich schwach fühlen. Ihr scheint ganz wohl und kräftig zu sein. J. Es ist nicht schlimm. D. Wäret Ihr aber krank, so müßtet Ihr eine Bescheinigung vom Arzt haben, diese müßte dann der Pfarrer unterschreiben, und dann einer von den Deputierten, die auf dem Edikt genannt sind, Ihr wißt doch? J. Ich lese die Edikte niemals. D. Nun, dazu schlägt man sie doch an. J. Wie viel Umstände! Und die Bescheinigung muß man auch wol gar noch bezahlen? D. Nein, sie

dürfen nichts annehmen. J. Aber wenn man die hat, darf man dann auch alles essen, Fleisch und Fische zusammen in einer Mahlzeit? D. O nein! Das Fleisch ist genug, um Euch Nahrung zu geben, und es wird Euch nur erlaubt, was für Eure Gesundheit erforderlich ist, aber keine Leckereien. J. Was für ein sonderbares Gesetz. Man darf also in den Fasten nicht einmal in der Lizenz, was man in gewöhnlicher Zeit ohne Lizenz darf. Das ist eine canità! Und die Kirche nennt sich unsere Mutter? Che bella madre! D. Wenn eine gute Mutter ihren Sohn von einer Speise zurückhält, die der Arzt verboten hat, questa non è canità, ma carità. J. Aber der Arzt hat es ja nicht verboten. D. Der Arzt ist Gott. Er hat für das Heil unserer Seele, und das ist unendlich wichtiger, als das Heil unseres Leibes, die Fasten verordnet. Die Kirche als gute Mutter hält ihre Söhne zur Befolgung seiner Verordnungen an. J. Wenn Ihr mir Gottes Wort anführt, kann ich nichts dagegen sagen. Aber da fällt mir ein Fall ein, über den ich Eure Meinung hören möchte. Ich kenne eine Familie, die aus Vater, Mutter und einem Sohn besteht. Die Eltern sind kränklich und haben die Erlaubnis, der Sohn aber, ein Giovanotto, ist gesund und kräftig. Was soll er tun? Darf er mit den Eltern mitessen? D. Allerdings. In dem Fall, wo die Beobachtung der Vorschriften den Hausvater zwingen würde, zwei Mahlzeiten zu veranstalten, tritt die Lizenz für die Angehörigen ein. J. Und wie ist es, wenn jemand sich außerhalb seines Wohnorts befindet, z. B. ein Feldmesser oder Mercante di Campagna; er ist z. B. an einem Ort in der Campagna oder auch in Rom selbst. Er ist fremd und geht an einem strengen

Fasttage in die Locanda oder Osterie. Er verlangt Fastenspeisen, es sind keine da. Was soll er tun? D. Wenn keine Möglichkeit da ist, sich mit dem Vorgeschriebenen zu versehen, namentlich in der Campagna, so begeht er keine Sünde, wenn er ißt, was er findet. J. Also tun die Wirte und Garköche ganz gut, wenn sie auch an strengen Fasttagen nur grasso bereiten. Sie verkaufen mehr, und die Leute, die es essen, begehen ja, wie Ihr sagt, keine Sünde. D. Im Gegenteil, sie tun übel; denn sie begehen selbst eine Sünde. Ihre Gäste sündigen deshalb nicht, weil sie sich im Fall der Not befinden. Sie aber haben gar keinen Grund, gegen die Vorschrift zu handeln. Sie dürfen ja immer neben den Fastenspeisen auch grasso bereiten, weil manche gute Christen, aus Gesundheitsrücksichten oder sonst, durch die Lizenz entbunden sind. J. Mir fällt aber noch ein dritter Fall ein. Ein armer Teufel, der überhaupt nichts zu beißen hat, geht in die Klöster oder zu Wohltätern, um einige Brocken zu erhaschen. Da gibt man ihm nun die Überreste der Mahlzeit des Tages vorher. So kann es kommen, daß er am Freitag von den Speisen des Donnerstags zu essen bekommt. D. Er ist entbunden; denn da er sich auch im Fall der Not befindet, so begeht er keine Sünde. J. Also kann er auch Fleisch und Fisch zusammen essen? D. Wenn das eine von beiden ausreicht, um seinen Hunger zu stillen, soll er sich des andern enthalten, ist aber das Stückchen Fleisch das er bekommt, zu klein, so mag er immerhin den Fisch dazu essen. J. Neulich war ich selbst am Aschermittwoch bei einem Freunde zu Tisch, dort werden die Fasten niemals beobachtet. Nun war ich noch so in Gedanken an den Karneval, daß ich ganz die Fasten vergaß. Man

sagt auch, in Mailand rechnen sie diesen Tag noch zum Karneval und nennen ihn Karnevaletto. So aß ich denn, ohne etwas zu merken, und als ich schon ein halbes Huhn verzehrt hatte, fiel es mir erst ein. D. Da habt Ihr keine Sünde begangen; denn wo kein Bewußtsein ist, ist auch keine Sünde. Aber sobald es Euch einfiel, mußtet Ihr aufhören. J. Aber da hatte ich ja schon den Magen voll, was nützt es denn da noch? D. Nichtsdestoweniger, denn von dem Augenblick fingt Ihr erst an zu sündigen. J. Wenn ich nur wüßte, wozu das Fasten überhaupt gut ist. Es schwächt die Kräfte, und auch die Börse; denn Ihr könnt mir glauben, es ist jetzt noch teurer magro als grasso zu essen. D. Wenn Ihr nur nicht Leckereien haben wollt, werdet Ihr es nicht teuer finden. Und auch übrigens werdet Ihr Euch wohl dabei befinden. Man schadet sich viel öfter durch zuviel als durch zu wenig essen. Einer von den Alten hat es gesagt, es kommen mehr Menschen durch den Gaumen als durch das Schwert um. J. Aber warum hat es Gott verordnet? D. Aus drei Gründen hauptsächlich. Erstens hat es den Zweck, die Begierden des Fleisches zu schwächen. Zweitens: Wir haben gesündigt und sollen für unsre Sünde büßen, und als Buße ist es uns auferlegt. Drittens: Wir sollen Gottes Gnade erwerben. Wie aber können wir das? Durch Gebet. Für das Gebet ist nun Fasten die beste Vorbereitung. Mit vollem Magen betet man nicht gut, dann ist der Kopf voll von Dünsten. Christus blieb vierzig Tage in der Wüste, und während dieser Zeit tat er nichts als fasten und beten. J. Das Beispiel von Christus genügt mir. Man sagt zwar, daß jetzt wenige die Fasten halten. D. Müßt Ihr denn tun, was die Mehrzahl tut? J. Einer

von meinen Freunden hat mir gesagt, in zweifelhaften Fällen frage er niemand um Rat, sondern handle nach seinem Gewissen. D. Das ist nicht wohlgetan. Ihr mögt das Latein nicht, doch will ich Euch ein lateinisches Sprichwort darauf erwidern: Nemo est bonus judex in causa propria. J. Ich verstehe schon. D. Niemand, heißt es, ist ein guter Richter in seiner Sache. Man muß vielmehr in solchen Fällen sich an seinen Beichtvater wenden. J. So, das will ich denn auf Ostern tun. (Gelächter.) D. Das ist viel zu spät. Wo steht denn geschrieben, daß Ihr erst Ostern beichten sollt? Vielmehr müßt Ihr es jedesmal tun, wenn Ihr in Sünde verfallen seid. J. So will ich denn die Fasten halten und zu Gott beten, daß er uns mit den schweren Züchtigungen verschone, mit denen er uns bedroht. D. Jetzt sprecht Ihr als guter Christ. Tut so und Ihr werdet Euch wohl befinden.

VI.

Erinnerungen an Turgenjew.

Ich lernte Turgenjew nicht lange vor seiner letzten Übersiedelung nach Paris kennen. Nachdem wir einige Briefe gewechselt hatten, lud er mich ein, ihn in Baden-Baden zu besuchen, und ich war dort zweimal sein Gast: im September 1869 und im Oktober 1871, das zweite Mal allein, das erste Mal zusammen mit dem ihm seit lange nahe befreundeten Ludwig Pietsch. Die zuvorkommende Aufmerksamkeit, mit der Turgenjew für das Behagen seiner Gäste sorgte, hätte kaum ahnen lassen, daß er sich beide Male nicht ganz wohl fühlte. Bei meinem ersten Besuch glaubte er sich wegen einer gewissen Einsilbigkeit entschuldigen zu sollen (die, soviel ich mich erinnere, nur einen Tag dauerte): er werde zuweilen von einer gewissen Schwermut heimgesucht, die er vergebens niederzukämpfen suche. Das zweite Mal litt er unter den Nachwehen eines Podagraanfalls. Indem ich mein Bedauern aussprach, bemerkte ich, das Podagra gelte für eine gesunde Krankheit. „Sie erinnern mich an eine Äußerung Pusch-

1) Deutsche Rundschau XLVIII (1886) S. 117 ff.

kins", erwiderte er. „Als er sich einmal in einer sehr übeln Lage befand, tröstete ihn ein Freund mit der Sentenz: das Unglück ist eine vortreffliche Schule. Aber das Glück eine noch viel bessere Universität, antwortete Puschkin."

Turgenjew sprach das Deutsche völlig fließend; höchst selten brauchte er ein englisches oder französisches Wort, wenn ihm das passende deutsche nicht gleich einfiel. Er erzählte ebenso lebendig und fesselnd als er schrieb. Bekanntlich schrieb er nur, wenn sein Bedürfnis, sich von den ihn gleichsam bedrängenden Bildern und Gestalten zu befreien, ein unabweisliches geworden war. Hätte er wählen können, sagte er einmal, so wäre er am liebsten ein Autor wie Gibbon geworden: eine im Munde des Dichters der „Visionen", der dort vor der Erscheinung Julius Cäsars die Flucht ergreift, wol überraschende Äußerung. Nicht bloß innerlich war alles was er darstellte, erlebt, sondern großenteils, wenn nicht das meiste, auch äußerlich. So z. B. der Anfang der „Frühlingsfluten". Wie dort Shanin, war er, als junger Mann aus Italien zurückkehrend, in Frankfurt am Main von einem angstvollen schönen Mädchen in einen Konditorladen gerufen worden, um ihrem in todesähnliche Ohnmacht gefallenen Bruder Beistand zu leisten. Die Familie war aber keine italienische, sondern eine jüdische gewesen; auch hatte der Erkrankte nicht eine schöne Schwester gehabt, sondern zwei; Turgenjew hatte sich einer aufkeimenden Neigung durch eine schleunige Abreise entzogen. Den alten Sänger Pantaleone hatte er später in dem Hause eines russischen Fürsten kennen gelernt. — Ich fragte einmal, ob es Zufall sei, daß in seinen Erzählungen keine Kinder vorkommen. Er

sagte: „Sie sind zu schwer und werden fast nie völlig natürlich. Auch der kleine Dombey ist es nicht".

Wie hohe Anforderungen Turgenjew an die Vollendung der Form seiner Dichtungen stellte, weiß jeder seiner Leser. Wenn er einmal sagte, er fühle zuweilen sehr wohl, daß sich etwas noch besser herausbringen lasse, als es ihm gelungen sei, habe aber nicht immer die Energie und Ausdauer, um das Beste zu leisten, was er vermöge: so möchte ich glauben, daß dies nicht oft der Fall gewesen ist. Jedenfalls arbeitete er auch an seinen kleinsten Stücken mit großer künstlerischer Gewissenhaftigkeit. Zugleich mit einem Abzug der 1869 in Rodenbergs Salon erschienenen kurzen „Wunderlichen Geschichte" sandte er mir zehn Änderungen und Zusätze, die ihm nachträglich eingefallen waren, und die sämtlich in den Text der letzten Ausgabe seiner Werke aufgenommen sind. Ich setze die ersten derselben her.

I. (Der Kellner Ardalion) erwies mir eine gewisse Protektion. Sein eigenes Schicksal jedoch betrachtete er mit einem etwas enttäuschten Auge. — Weltbekannt ist unsere Lage! sagte er einmal: — am Schwanz ergriffen und an die Sonne zum Trocknen aufgehängt.

IV. (Es gibt bei uns in der Stadt sehr wenig Zerstreuungen für die Herren Durchreisenden) — sehr wenig. Anstatt „sehr wenig" l. eigentlich gar nicht! Eine große Wanduhr mit einer lilafarbigen Rose auf einem weißen Zifferblatt schien durch das monotone und heisere Klopfen des Pendels Ardalions Worte zu bestätigen. Gar . . . nicht! Gar . . . nicht! schien sie zu sagen.

VI. (Es erschien ein Kind —) mit geschorenem

Kopfe. Nach geschorenem l. an einigen Stellen sogar ganz kahlen.

VII. Anstatt „die Alte legte die Hand an ihre Backe“ l. die Alte zwinkerte wieder mit den Augen und schob das zusammengerollte Schnupftuch ein paar Mal aus dem einen Ärmel in den andern.

XV. (Ich ließ meinen Blick über die ganze Gestalt des jungen Mädchens gleiten), das solche Reden aussprach. Sie hob ihre Augen zur Decke empor. Die kindlichen Züge des Gesichts und jener unbewegliche Ausdruck des langsamen Sinnens, des beständigen und geheimen Erstaunens erinnerten mich an die präraefaelitischen Madonnen — ich aber ziehe die spätern Madonnen vor. Ich ließ meinen Blick auf die neben mir sitzenden Mazurkatänzer gleiten — und es kam mir vor, als ob mein Wundern sie amüsiere. Einer von ihnen lächelte sogar etwas pfiffig, als wollte er mir sagen: Nicht wahr, das Fräulein ist eine originelle Person? — Ich wandte mich wieder zu Sophie — immer derselbe Ausdruck!

u. s. w.

Übrigens beruht auch die „Wunderliche Geschichte“ auf einer wirklichen Begebenheit. Die junge Schwärmerin, die ihr elterliches Haus verläßt, um einen verrückten, vom Volk als Heiligen verehrten Fanatiker (Jurodivi) auf seinen Wanderungen als Magd zu begleiten, war die Tochter des Direktors einer der Krone gehörigen Spiegelfabrik, die auf diese Weise die Sünden ihres Vaters abbüßen wollte. Dieser benutzte sein Amt zu großen Unterschleifen; „jedes Mal, wenn es ihm gelungen war, bei Nacht eine bedeutende Quantität des Kronguts auf die Seite zu schaffen,

war eine sanfte Heiterkeit über sein ganzes Wesen ausgegossen." Das junge Mädchen war übrigens in das elterliche Haus zurückgekehrt und hatte auch geheiratet.

Bei Turgenjews Abneigung gegen alles, was an Phrase auch nur streifte, kann man sich denken, wie sehr es ihn ergötzt hatte, daß einst ein wohlwollender Beurteiler seiner Schriften ihm den Rat erteilte, mehr „schöne Stellen" anzubringen, die sich dem Gedächtnisse leicht einprägen und zur Anführung eignen, wie z. B. folgende Sentenz bei Cherbuliez: L'amitié c'est l'amour sans ailes.

Von schriftstellerischer Eitelkeit war Turgenjew völlig frei. Es war ihm unendlich komisch, daß Berthold Auerbach einmal zu ihm sagte: „Es ist doch eine große Zeit, in der wir beide leben." Er war nicht bloß wahrhaft bescheiden, sondern auch ungerecht gegen sich selbst. Den Grafen Leo Tolstoi stellte er hoch über sich. Puschkin zählte er in patriotischer Überschätzung zu den ersten Dichtern aller Zeiten. Unter den französischen Autoren schätzte er besonders Merimée und Flaubert, die ihm beide auch persönlich befreundet waren; doch gab er zu, daß Salambô verfehlt sei, hauptsächlich wegen der gleich detaillierten Ausführung des Wesentlichen und Unwesentlichen. Die Poesie des klassischen Altertums war ihm nicht fremd. Er hatte sogar versucht (natürlich durch eine Übersetzung) ein Verständnis der Pindarischen zu gewinnen, doch freilich vergebens: „manchmal schimmerte etwas wie durch Nebel, aber dann verschwand es wieder." Über deutsche Schriftsteller habe ich wenig Urteile von ihm gehört. Während meines ersten Besuchs kamen die beiden Fräulein Viardot, Claudia und Marianne, aus ihrer angrenzenden

Villa täglich zu ihm herüber, um mit ihm ein Kapitel von Scheffels Ekkehard zu lesen. Julian Schmidts Urteil schätzte er sehr; er verkannte in der Leidenschaftlichkeit seiner Polemik die Echtheit der Überzeugung nicht; er nannte ihn a good hater. „Pietsch", sagte er, „habe ihn inventiert"; er pflegte ihn mit allerlei freundschaftlich scherzhaften Prädikaten (der Große, der Unsterbliche u. dgl.) zu bezeichnen.

Nächst der Poesie war die Kunst, die er am meisten liebte, ohne Zweifel die Musik. Seine Teilnahme an dem weltberühmten, in hohem Grade internationalen musikalischen Leben im Viardotschen Hause ist bekannt. Die Begeisterung für die Musik Wagners teilte er nicht; Beethoven und Schubert, auch Schumann, waren die ihm am meisten kongenialen Komponisten. Mir bleibt ein Abend unvergeßlich, an dem auf seinen Wunsch Frau Viardot bis zu einer späten Stunde, sich selbst begleitend, Schubertsche Lieder (darunter das so selten gehörte „Wenn meine Grillen schwirren") mit der nur ihr eignen hinreißenden Genialität vortrug.

Auch sein lebhaftes Gefühl und sein feines Verständnis für die bildende Kunst kennt man aus seinen Schriften. In seiner enthusiastischen Schilderung der Pergamenischen Reliefs[1]) (er preist sich glücklich, daß er nicht sterben mußte ohne sie gesehen zu haben) ist besonders seine Freude charakteristisch, daß auch die Plastik der Griechen, „dieser Aristokraten des Menschengeschlechts", ihre Romantik und ihren Realismus gehabt hat. In seinem Arbeitszimmer in Baden-Baden hingen zwei vorzügliche kleine holländische

1) Vermischte Aufsätze, mit einer Einleitung von E. Zabel. 1885.

Landschaften aus dem 17. Jahrhundert, die wenn ich nicht irre, von Zeit zu Zeit gewechselt wurden. In Paris brachte er, wie er sagte, nicht selten ganze Stunden bei den Bilderauktionen im Hotel Drouot zu. „Das kommt unmittelbar vor der Gehirnerweichung", fügte er hinzu.

Ein Bekannter (ich weiß nicht mehr ob ein Franzose oder ein Russe) hatte ihm einmal seine Verwunderung ausgesprochen, daß er in Deutschland lebe, einem Lande, wo fast auf allen Gebieten der Kunst die Leistungen so weit hinter den Intentionen zurückblieben, und so wenig in seiner Art Vollendetes geschaffen werde (das keinen Maler aufzuweisen habe, wie z. B. Meissonier u. s. w.). Dennoch, sagte er, ziehe er den Aufenthalt in Deutschland jedem andern vor. Ein Grund dieser Vorliebe war vielleicht „daß es nur dem Deutschen gegeben ist, einfach Mensch zu sein" [1]). Seine Antwort auf einen Geburtstagsglückwunsch von mir, „meines Geburtstags haben sich in diesem Jahre nur drei Deutsche erinnert, und ich sollte Deutschland nicht lieben?" — mag man für eine freundliche Redewendung halten. Aber daß ihm deutsche Kultur und deutsches Wesen in tiefster Seele sympathisch waren, kann kein zugleich aufmerksamer und unbefangener Leser seiner Schriften leugnen: ich möchte hier nur an die Schilderung der Wanderung auf den Hundsrück in „Assja" erinnern. Daß einem Beobachter wie er die Schattenseiten und Kleinlichkeiten deutscher Zustände nicht entgingen, soll natürlich nicht in Abrede gestellt werden. Seine entschiedene Parteinahme für Deutschland im Jahre 1870 ist bekannt. Er hatte, von Rußland zurückkehrend, einen

---

1) A. a. O. S. 27.



großen Teil von Deutschland in der Nacht nach der Kriegserklärung durchreist. Diese Nacht, sagte er, werde er nie vergessen. Alle Bahnhöfe waren von Menschen dicht gefüllt gewesen, aber nirgends vernahm man Lärm oder laute Ausbrüche, überall zeigte sich ernste Entschlossenheit; „man sah, es war eine gewaltige Kraft, die da aufstand." In wiefern seine Ansichten über Deutschland sich in Paris geändert haben, weiß ich nicht; eine bestimmbare Natur war er gewiß.

Seine politischen Ansichten hatten durch die lebenslänglich nachwirkenden Eindrücke der Zustände Rußlands unter Nikolaus I. eine entschieden demokratische Richtung erhalten. Er erzählte, wie eines Tages sein Diener am Morgen, als er den Samowar vor ihn niedersetzte, im gleichgültigsten Ton sagte: „Kaiser ist tot". Turgenjew eilte nach dem Palaste, vor dem bereits eine große Menge versammelt war, und fragte, indem er (wie er zu seiner Beschämung gestehen müsse) eine betrübte Miene annahm, einen Gensdarm, ob es wahr sei. Dieser antwortete mit der Gegenfrage, ob er glaube, daß Jemand wagen würde, etwas der Art zu erfinden. Turgenjew begab sich zu einem Freunde (wenn ich nicht irre, Annenkof), bei dem er einen pathetisch perorierenden General fand; als dieser sich entfernt hatte, sanken beide sich stumm in die Arme. Ich fragte, ob man über den Thronfolger hinlänglich unterrichtet gewesen sei, um der Zukunft mit zuversichtlicher Hoffnung entgegen zu sehn. „Man wußte wenigstens, sagte er, daß er nicht dasselbe böse, dumme, harte Geschöpf war wie Nikolaus"[1]). Persönlich hatte Turgenjew

1) Dies waren Turgenjews Worte. In der D. Rundschau ist dafür gesetzt worden: „daß er nicht so war wie Nikolaus."

damals wenig gelitten. Das (schon Ende 1854 wieder aufgehobene) Dekret, durch welches „der nicht dienende Literat“ Turgenjew wegen eines (nicht einmal von ihm begangenen) Preßvergehens 1852 auf sein Gut im Gouvernement Orel verwiesen wurde, war milde gehandhabt worden. Beim Beginn jedes Monats erschien dort bei ihm ein Beamter, der nach einem allgemeinen Gespräch ihm ein allmählich immer fettiger werdendes Schreiben vorlegte, in dem er beauftragt wurde, ihn zu überwachen, und dann fragte: „was soll ich damit machen?“ Ebenso regelmäßig antwortete Turgenjew, indem er ihm eine Fünfrubelnote hinschob: „Erfüllen Sie ihre Pflicht“ und blieb dann unbelästigt. Aber hatte er auch den furchtbaren Druck jenes ebenso bornierten wie brutalen Despotismus nicht am eigenen Leibe empfunden, so hatte er doch zu viel Gewalt und Unterdrückung, zu viel Unredlichkeit und Korruption mit ansehn müssen, um nicht das System, das so unendliches Unheil mit sich brachte, zu verabscheuen, und das um so mehr, je inniger und tiefer seine Liebe zu seinem Lande und Volke war. „Das Lachen eines Russen über Gogols Revisor — sagte er einmal — ist ein bitteres Lachen.“ Zu dem Haß des Unrechts gesellte sich bei ihm eine echte Menschenliebe, eine innige Teilnahme an dem Lose der Mühseligen und Beladenen, wie man sie aus dem „Tagebuch eines Jägers“ kennt[1]). In ihm war keine Spur von Exklusivität, er sah in jedem, mochte er sein wer er wollte, vor allem den Menschen, und achtete

1) Kaiser Alexander II. hat Turgenjew sagen lassen, daß das Tagebuch eines Jägers auf seinen Entschluß, die Leibeigenschaft aufzuheben, nicht ohne Einfluß gewesen sei.

nichts Menschliches sich fremd. Wohl durfte er auf dem Sterbebette sagen: „Ich habe immer geliebt".

Von der Einseitigkeit eines Parteimannes war er völlig frei. Seine Auffassung und Darstellung der verschiedenartigsten Erscheinungen und Richtungen, mochten sie ihm sympathisch oder antipathisch sein, war eine so völlig objektive, daß sie zu Mißverständnissen Veranlassung geben konnte. Hatte man doch in Rußland geglaubt, daß sein Basaroff eine Karikatur der jungen Generation sein solle[1]), und zu seiner unangenehmen Überraschung hatten ihn alte Generale im Adelsklub zu Moskau wegen seines entschiedenen Eintretens für die bestehende Ordnung beglückwünscht. Ebenso frei wie von Parteileidenschaft war er von demokratischen Illusionen. Er wußte, daß die Anhänger extremer Richtungen die Dinge selten zu sehn vermögen, wie sie sind, und hatte oft genug ihre Prophezeiungen zu Schanden werden sehn. „An diesem Tische, an dem wir sitzen, erzählte er einmal, hat mir * * (ein bekannter Führer der süddeutschen Demokratie) im Frühjahr 1866 gesagt, daß noch im Laufe des Jahres seine Partei mit fliegenden Fahnen in Berlin einziehen werde". Er schüttelte den Kopf, wenn Herr Louis Viardot († 1883) 1869 den Sturz des Bonapartismus durch eine spontane republikanische Erhebung für unmittelbar bevorstehend hielt, und sah später in dem Prinzen Louis Napoleon den wahrscheinlichsten Erben der Republik, obwohl dessen Befähigung für sehr gering galt. An den Sozialismus glaube er nicht, sagte er zu einem jungen Landsmann, der ihn in Baden besuchte.

1) E. Zabel, Iwan Turgenjew S. 135.

Auch sein Grauen vor dem Nichtsein, das in den „Visionen“, noch mehr in den „Senilia“, so auffallend hervortritt, kam einmal zwischen uns zur Sprache. Wir machten im Mai 1874 die Reise von Berlin nach Königsberg zusammen. Der Zug ging nicht lange vor Mitternacht ab, wir waren im Coupé allein. Nachdem wir eine Weile schweigend gesessen hatten, fing er an: „Sagen Sie, wenn die Frage nicht indiskret ist, wie denken Sie über Unsterblichkeit?“ Es erfolgte dann ein langes Gespräch, das er mit den Worten schloß: „Wie man sich auch dazu stellen mag, ein Abgrund bleibt es immer: das eine ist ein schwarzer, das andere ein weißer Abgrund.“

Im Anschluß an diese Erinnerungen sind vielleicht einige Mitteilungen aus seinen Briefen an mich manchem seiner Leser nicht unwillkommen.

Baden-Baden, Thiergartenstraße 3,
Donnerstag den 22. Juli 69.

Werter Herr!

Ich übersende Ihnen hierbei das zweite Bändchen meiner „ausgewählten“ Schriften. Nur die erste der vier Novellen „Eine Unglückliche“ ist für Sie neu; — mir selbst gefällt sie wenig — es ist zu viel Pathologie darin. — Ich habe mich von einer alten Jugenderinnerung hinreißen lassen. — Jeden Vorschlag sie ins Französische zu übersetzen habe ich abgelehnt; — ein deutscher Übersetzer hat, wie Sie vielleicht wissen, nach des Autors Erlaubnis nicht zu fragen. — Da die „Unglückliche“ einmal gedruckt ist, glaube ich bei dem Wohlwollen, das Sie für meine Sachen hegen — dies Produkt Ihnen nicht vorenthalten zu dürfen. — Einige Sittenschilderungen werden Sie vielleicht interessieren.

Baden-Baden, Dienstag den 12. Oktober 69.

Verehrter Herr und Freund!

Ich habe Ihren Brief — und auch die Menander-Broschüre[1]) bekommen; — habe sie mit vielem Interesse durchgelesen. — Es gibt doch ein schönes Bild von einem feinen und klugen Griechen aus der besten Zeit, dem die Götter jenes höchste Geschenk, die Gabe des Maßes — vielleicht nur zu sehr — oetroyirt haben. — Neu war mir die bittere Unterlage, die man doch überall herausfühlt. — Die Zusammenstellung der Fragmente ist sehr sinnig.

— —

Ich danke Ihnen für Ihre Angaben der „Psyche" und der „Carstensschen" Compositionen; — das erste Werk werde ich ganz gewiß verschreiben. — — —

Baden-Baden, Donnerstag, d. 11. Nov. 69.

Werthester Herr!

Ich schicke Ihnen hiermit die „Wunderliche Geschichte" — und zugleich einige Zusätze, die mir erst in den Kopf kamen, als ich das Original zur Absendung nach Petersburg noch einmal copirte[2]). — Das sind Striche die, wie ich glaube, der Zeichnung mehr Bestimmtheit geben.

Ich habe mit vielem Vergnügen Ihren Aufsatz gelesen[3]). Das ist mir Alles wie aus der Seele gesprochen. Ich bin natürlich selbst ein Realist und ein Kind meiner Zeit — liebe aber und verehre die Antike und die antike Art der Kunstproduction über Alles.

1) Horkel, Die Lebensweisheit des Komikers Menander.

2) Oben S. 197 f.

3) Über die antike Kunst im Gegensatz zur modernen.

Es ist mir sehr angenehm, daß Sie an den Romanzen der Frau Viardot Freude haben. Es spricht sich aus ihnen (so) eine unzweifelhafte musikalische Physiognomie — was nicht oft der Fall ist. — Claudia hat mir zu meinem Geburtstage eine sehr schöne heilige Familie gezeichnet. Wir möchten alle wol gern nach Weimar gehn, damit sie dort Gelegenheit zum Studium habe; eine gute Wohnung da zu finden, scheint aber sehr schwierig.

Die Drostesche Novelle[1]) hat auf mich durch ihre Kraft und ich möchte sagen durch ihre grelle Anschaulichkeit einen großen Eindruck gemacht. Nur wird die Handlung bald so hin und her gezerrt, daß man am Ende nicht recht klug aus der ganzen Geschichte wird. Immerhin ist es ein großes, wenn auch nicht zur Ruhe gekommenes Talent.

Vielleicht sehen wir uns noch in Berlin. Ich grüße Sie herzlich und drücke Ihnen die Hand.

Ihr ergebenster J. T.

Baden-Baden, Montag d. 29. Aug. 70

Werther Herr!

Ich habe erst gestern Ihren Brief vom 18. bekommen — volle zehn Tage ist er auf der Reise gewesen — und beeile mich ihn zu beantworten. Ich hatte wohl die Absicht mich einige Stunden auf meiner Rückreise aus Rußland in Königsberg aufzuhalten und Sie aufzusuchen — da ich aber erst am 14. Juli Petersburg verließ — so mußte ich wegen der drohenden Kriegsgefahren mich beeilen — und bin schon so mit genauer Noth nach Baden

1) Die Judenbuche von Annette Droste-Hülshof.

gekommen. Einen Tag später waren alle Eisenbahnen von Truppenzügen besetzt. — Wir haben hier trübe Tage verlebt: mehr als einmal hatten wir unsere Sachen gepackt, um nach Wildbad und weiter auszuwandern; — die unerwartet glückliche Wendung des Kriegs hat gemacht, daß hier Alles so ruhig geworden ist wie nie. — Sehr ruhig — aber auch sehr leer. — Das Bischen Langeweile wird von der beständigen Aufregung des Erwartens niedergekämpft — vielleicht ist es sehr gut — um das Gleichgewicht zu erhalten.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie ich mit ganzer Seele auf der Seite der Deutschen stehe. Das ist wahrlich ein Krieg der Civilisation gegen die Barbarei — aber nicht so wie die Herren Franzosen es meinen. Dem Bonapartismus muß der Garaus gemacht werden, was es auch koste, wenn die öffentliche Moralität, die Freiheit und Selbständigkeit Europas überhaupt eine Zukunft haben soll. — Wie häßlich, wie lügenhaft und durch und durch faul und kleinlich zeigt sich doch die „große Nation"! Sie muß auch ihr Jena, ihr Sebastopol, ihr Königgrätz haben — und wenn sie von der Lection nicht zu profitiren versteht — so ist es eben aus mit ihr! —

Seit einigen Tagen hören wir ein beständiges und dumpfes Krachen — Straßburg wird bombardirt. — Es ist sehr peinlich und traurig — aber es muß sein! —

Die Abhandlung über die Todesstrafe[1]), von der Sie sprechen, würde mich sehr interessiren, und ich würde Ihnen für ihre Mittheilung sehr dankbar sein. — Die

1) Von Professor R. E. John (1827—89) in der Sammlung von Virchow und Holtzendorff (1867).

Übersetzung von „Traupmanns letzter Nacht" ist leider etwas wild gerathen und hat einige starke Schnitzer.

Ich grüße Sie mit herzlicher Freundschaft und bleibe
Ihr ergebener

J. Turgenjew.

Paris, 48 rue de Douai d. 2. April 74.

Werthester Herr,

Ich muß mich ordentlich schämen, wenn ich bedenke, wie lange ich Ihnen einen Brief schuldig bin! — Es ist ganz unverzeihlich, und deshalb will ich auch keine Rechtfertigung versuchen, appellire einfach an Ihre Güte. —

In drei Wochen verlasse ich Paris und reise über Berlin und Königsberg nach Rußland. Diesmal werde ich gewiß Alles thun, um das Vergnügen zu haben, Sie zu sehn und zu sprechen. Ich schreibe diesen Brief aber nicht bloß in der Absicht Sie davon zu benachrichtigen, die kleine Schlange, die „in herba latet" ist folgende. Sie werden wahrscheinlich in den nächsten Tagen das eben erschienene Buch meines Freundes Flaubert „La tentation de Saint Antoine" bekommen; ich habe es Ihnen geschickt und möchte es Ihnen aufs wärmste empfehlen. Das Werk ist meines Erachtens höchst bedeutend; wenn Sie, wie ich es hoffe, diese meine Ansicht theilen — und auch sonst es der Mühe für werth halten, diese litterarische Erscheinung zu besprechen — so würden Sie meinem Freunde sehr viel Freude machen — und mich zu Dank verpflichten. — Und somit

dixi et animam meam salvavi.

Paris, 50 rue de Douai Donnerstag d. 27. Januar 76.

— — —

Es ist mir während des verflossenen Jahres auch nicht übel ergangen. — Kurz nach unsrer gemeinschaftlichen Reise habe ich in Rußland einen sehr heftigen Gichtanfall bekommen, der sich im Januar 1875 — also vor einem Jahr — verlor; seitdem hat mich meine Krankheit so ziemlich in Ruhe gelassen. Ich habe sechs Sommerwochen in Karlsbad zugebracht. — Gearbeitet habe ich blutwenig — nur eine ganz kleine Novellette geschrieben, die im Februarheft der „Deutschen Rundschau" erscheinen wird, und die ich Ihrer Nachsicht empfehle[1]). Mein großer, seit ein Paar Jahren angefangener Roman[2]) rückt sehr langsam vorwärts.

Und was thun Sie Gutes? — Schreiben Sie mir ein Paar Zeilen, die mich gewiß herzlich erfreuen werden trotz meiner Faulheit und Schweigsamkeit. — Vielleicht komme ich Ende April nach Rußland; wenn es wirklich geschieht und Sie dann noch in Königsberg sind, so bleib' ich gern auf einen Tag und löse somit mein so oft gegebenes Wort!

Ist Ihnen das Tainesche Buch „Les origines de la société moderne en France" — 1. Theil: l'Ancien regime — in die Hände gekommen? — Wo nicht, so verschaffen Sie sich diese höchst respectable Arbeit. — Es gibt nicht viel Franzosen, die einer solchen Gründlichkeit und Unparteilichkeit fähig sind. — Etwas farblos ist das Ganze, aber die Thatsachen und Facta und Citate sprechen für sich selbst.

1) Die Uhr. Deutsche Rundschau VI 167 ff.

2) Neuland (1876).

Hier scheint die gemäßigte Republik sich einbürgern zu wollen. — Sie hat einen bedeutenden Führer, eine tüchtige Individualität, in Gambetta gewonnen. Wer hätte das von dem Luftballon-Advocaten gedacht? — Er ist jedenfalls der größte französische Staatsmann der Jetztzeit.

Paris, 50 rue de Douai d. 26. Dec. 1878.

Werthester Herr Friedländer,

Ich hätte Ihnen längst für Ihr interessantes Geschenk[1]) danken sollen — aber seit zehn Tagen bin ich erst heute im Stande, in einer bequemen, sitzenden Stellung zu schreiben. — Die Gicht, mein alter Feind, hat mich nach einem achtmonatlichen Waffenstillstand, wieder heftig angegriffen, und mich an mein Bett, wie die Franzosen sagen, angenagelt. Es geht mir nun aber besser und hoffentlich werde ich nicht lange sitzen müssen.

Das Porträt ist allerdings nicht besonders ähnlich, hat aber für mich ein eigenthümliches Interesse und ich danke Ihnen nochmals herzlich. Auch Frau Viardot läßt danken und grüßen.

Meine Reise nach St. Petersburg ist etwas aufgeschoben; jedenfalls nicht weiter als Anfang März. Daß ich diesmal Königsberg nicht bloß passire — steht fest. Höchst wahrscheinlich nehme ich dann den Morgenzug von Berlin und bleibe die Nacht in Königsberg. Ein Telegramm wird Sie davon benachrichtigen.

1) Das Porträt von Pauline Garcia (Madame Viardot) 1843 von W. Hensel gezeichnet. (Berühmte Männer und Frauen. Nach dem Leben gezeichnet von W. H.)

Vielen Dank für den Wunsch, ich möchte wieder mal die Feder ergreifen; bis jetzt hat sich nichts dergleichen in mir geregt. Byrons Manfred (ein mir nur wenig sympathischer Kauz, bye the bye) sagt am Schlusse der Tragödie: Old man, it's not so difficult to die. Ich möchte sagen anstatt: to die — not to write! — Es kommt Einem ganz natürlich vor.

(Seine et Oise) Bougival Les Frènes, d. 11. Juli 82.

— — —

Was Pietsch über mich geschrieben hat, habe ich nicht gelesen; wahrscheinlich hat er aus Freundschaft für mich etwas übertrieben. — Leider steht das eine fest: Meine Krankheit, wenn auch nicht gefährlich und nicht allzu schmerzhaft, gehört zu der Classe der unheilbaren — durch medicinische Mittel. — Das Schlimme dabei ist, daß, so lange sie dauert, man weder an Reisen noch an Arbeiten denken kann. — Man muß sich eben resigniren.

Drei akademische Reden.

1. Am 18. Januar 1860. — 2. Am 18. Januar 1867. — 3. Am 18. Januar 1871.

1. Am 18. Januar 1860.

Auch den heutigen Tag können wir nicht anders als mit geteilten Empfindungen begehn. Vor allem ist es das trostlose Leiden seiner Majestät des Königs[1]), das diese wie schon seit langer Zeit jede andere Festfreude dämpft. Aber noch andere ernste, ja trübe Gedanken drängen sich gerade an dem Tage, der zu Preußens Weltstellung und damit zugleich zu seiner Stellung in Deutsch-

Ich hatte, als sogenannter Professor der Eloquenz in Königsberg (1858—1882) jährlich zwei öffentliche Reden (am Tage der ersten Königskrönung — 18. Januar — und am Geburtstage der regierenden Königs) in der Universität zu halten. Ich habe hier drei derselben nur deshalb aufgenommen, weil ich glaube, daß es gegenwärtig vielleicht von Interesse sein kann, sich Stimmungen und Anschauungen zurückzurufen, die in Preußen weit verbreitet waren, als die Einigung Deutschlands noch nicht bloß fern, sondern auch ungewiß zu sein schien (1860); als der erste und größte Schritt dazu durch die Auseinandersetzung mit Österreich erfolgt war (1867), und in der Zeit der Gründung des Deutschen Reichs (1871).

1) Friedrich Wilhelm IV, † 2. Januar 1861.

land den Grund gelegt hat, unabweisbar hervor. Zwar ward der furchtbare Krieg, der noch jüngst ganz Deutschlands Ruhe zu erschüttern drohte, durch einen unerwarteten Frieden beendet. Aber noch immer lastet auf Europa die bange Schwüle einer Gewitterluft, und wenn am Eingang des neuen Jahrs, des neuen Jahrzehnts der Blick voll Sorge in die Zukunft schweift, so kann er auch auf der jüngsten Vergangenheit nicht mit Freude verweilen. Noch sind unerfreuliche Erfahrungen, die namentlich die letzten Monate in nur zu reichem Maße gebracht haben, frisch in unserem Gedächtnis. Wir haben berechtigte Hoffnungen getäuscht, die lautersten Absichten mißkannt, die uneigennützigsten Bestrebungen vereitelt gesehn, und das große Werk der Einigung Deutschlands scheint seiner Vollendung ferner denn je zu sein[1]). Unter so viel widrigen Mißlauten haben wir mit um so herzlicherer Freude in den jüngsten Tagen die vom Thron aus gegebene Verheißung begrüßt, „daß Preußen unbeirrt in dem Streben verharren werde, die Kräfte der Nation zu heben und zusammenzufassen und die Gesamtheit der deutschen Interessen wirksam zu fördern": eine Verheißung, die ein neues schönes Zeugnis von dem hochherzigen Sinne des Fürsten ablegt, den das Geschick zur Leitung unseres Staates berufen hat. Mögen diese schwerwiegenden Worte auch außerhalb Preußens in ihrer vollen Bedeutung

1) Grenzboten 1859 IV. S. 358: Preußen — findet immer und überall, was es tun oder lassen möge, Widerspruch, Verdächtigung, Mißtrauen, Eifersucht, Scheelsucht; wird immer und überall in seiner Aktion gehemmt und angefeindet durch die kleinlichsten Ränke und unwürdigsten Intriguen. Vgl. Sybel, Begründung des Deutschen Reichs II 336 ff.

gewürdigt werden, mögen sie bis an Deutschlands fernste Grenzen Anklang und Wiederhall erwecken!

Aus „der beengenden Nähe der Verhältnisse“, an die die Bedeutung des heutigen Tages mahnt, aus „der unruhigen Erregtheit des Augenblicks“ mag es an diesem Orte gestattet sein, sich einer Vergangenheit zuzuwenden, die dem Haß wie der Gunst entrückt ist. Auch die Betrachtung der Vergangenheit vermag wol uns größere Freiheit des Blicks für die Gegenwart zu geben. Vergleichungen weit aus einander liegender Zeiten, vor Allem der antiken und modernen Welt, die auf grundverschiedenen Bedingungen beruhn, sind nur darum mißlich, weil man versucht ist, die Voraussetzungen der einen in die andere zu übertragen. Hält man sie ohne vorgefaßte Meinung gegeneinander, so vermag man zuweilen, in das Wesen beider eine klarere Einsicht zu gewinnen.

Deutschland ist oft mit Griechenland verglichen worden und in mehr als einer Beziehung nicht ohne Grund. Der Zug der freien Selbstbestimmung des Individuums geht durch das ganze hellenische Leben, im Gegensatz zum Orient, dessen Völker als kolossale, von einem Willen bewegte Massen erscheinen, und nicht minder zu dem korporativen Wesen der römischen Gemeinde, das den Einzelnen stets einer Gesamtheit unterordnete. Man weiß, wie ein verwandter Zug, wenn auch in anderen Erscheinungsformen, sich bei den Germanen im Gegensatz zu den Romanen offenbart. Auch in Griechenland hat jener Trieb auf die Staatenentwicklung mit einer Stärke gewirkt, die fast unglaublich erscheint, wenn wir den geringen Umfang des Landes bedenken, das ja überdies wegen seiner Gebirgigkeit nur sehr teilweise bewohnbar

war. Freilich kommt auch gerade diese Gestaltung des Landes hierbei mit in betracht, „es ist als ob die Natur bezweckt hätte, durch die vielen Scheidewände und Schranken, die das Land von seinem Herzen bis an seine äußersten Enden durchziehen, auch die Bevölkerung politisch zu spalten und zu zersplittern". Und wie das Land, so bot auch das Meer in seinen zahlreichen Inseln, den stehen gebliebenen Pfeilern einer Brücke zwischen beiden Kontinenten, eine Menge abgeschlossener, leicht zu verteidigender Gebiete, deren kleinste nach griechischer Ansicht für eine selbständige Gemeinde Raum genug hatten. Ja unwirtbare Felsenriffe, die in der römischen Kaiserzeit als Verbannungsorte dienten, haben deren zwei und drei enthalten. So hat Griechenland mit seiner kaum übersehbaren Zahl von Staaten und Städten, unter denen auch die winzigsten mit äußerster Hartnäckigkeit an ihrer Selbstherrlichkeit festhielten, die Kleinstaaterei Deutschlands vor 1806 weit übertroffen. Durch die verhältnismäßige Abgeschlossenheit der einzelnen Landschaften erhielten sich innerhalb sehr enger Grenzen Gegensätze, die man in Deutschland in einem Zeitalter, wo eine ausgleichende Kultur auch die äußersten Fernen berührt, vergebens suchen würde. Auf der einen Seite der unternehmende athenische Handelsherr, dessen Schiffe das einheimische Öl und Thongeschirr in allen Häfen des Mittelmeeres gegen die Rohprodukte der Barbarenländer eintauschten, von weitem Blick für die Weltverhältnisse, großartig in der Betätigung seiner Vaterlandsliebe, prachtliebend in seinem Haushalt, verwöhnt durch Genüsse jeder Art, ein feiner Kenner von Kunst und Poesie und dem alten Glauben entfremdet. Auf der andern Seite der arkadische Dörfler von lang-

samem Geist und bäuerischem Wesen, mit seiner derben Kost von Gerstenkuchen, Kastanien und Schweinefleisch, der seinen Pan prügelte, wenn er mit leeren Händen von der Jagd heimkehrte, wegen seiner Tapferkeit als Söldner ebenso gesucht, wie er gern Fremden um Sold diente; oder der ätolische Häuptling, der in einem unbefestigten Weiler hauste, sich von rohem Fleisch nährte, eine den übrigen Griechen unverständliche Sprache redete, und in seinen unwegsamen Bergwäldern an der Spitze seiner Banden ein Räuberleben führte.

Aber wie groß auch die politische und territoriale Zersplitterung, wie groß die Stammes- und Kulturunterschiede, die Griechen sind doch von frühester Zeit an eine Nation gewesen, und haben sich dem Auslande gegenüber als eine Nation gefühlt. Die Bezeichnung jedes Fremdredenden, er mochte Europäer oder Orientale sein, als Barbaren, konnte nur aus einem starken Nationalgefühl entspringen. Auch hat sich diese Nationalität in den verschiedensten Zonen, unter den entgegengesetztesten Bedingungen, gleich unzerstörbar erwiesen und fremdartigen Einflüssen gegenüber ihr Wesen bewahrt. Überall wo Griechen sich ansiedelten, an den Ufern des Schwarzen Meeres wie an dem Rande der Sahara, an den Mündungen der Rhone wie in den Tälern Kleinasiens, da war Griechenland. Da leuchteten von den Höhen die marmornen Säulenhäuser der Götter, lauschte das Volk in den Theatern den Festgesängen der Chöre, übte die Jugend auf den Ringplätzen Gewandtheit und Kraft, berieten die Männer auf dem Marktplatz in freier Rede und Gegenrede das Wohl ihrer Stadt. Die Münzen des griechischen Königreichs in Baktrien (Balch) zeigen durch viele Generationen, daß

selbst so fern von der Heimat, unter so fremdem Himmel die Blüte der griechischen Kunst nicht entartete. Der Reisende, der in Trajans Zeit die Griechenstadt Olbia an den Mündungen des Dnepr besuchte, fand sie damals, mehr als ein halbes Jahrtausend seit ihrer Gründung von den Horden der südrussischen Steppen verwüstet und halb in Ruinen liegend. Die Tracht und selbst die Sprache der Einwohner hatte etwas Barbarisches angenommen, aber fast alle, so sagte man ihm, wußten noch die Ilias auswendig.

Es ist schmerzlich, dagegen zu denken, wie seit Jahrhunderten der germanische Wandertrieb Deutsche in alle Länder der Erde zerstreut hat, und wie seit Jahrzehnten der Strom der deutschen Auswanderung in wechselnder Stärke nach Westen flutet, ohne daß irgendwo in der Fremde ein deutscher Staat entstanden wäre, ja nicht einmal eine Kolonie, die diesen Namen verdiente. Sondern jahraus jahrein geht ein unverächtlicher Teil der Volkskraft dem Vaterlande verloren und kommt dem Auslande zugute.

Auch das Einheitsbewußtsein, das sich auf die Gemeinsamkeit der Sprache gründet, ist bei den Griechen stärker gewesen als bei uns, da es sich gegenüber einer ungleich kräftigeren Entwicklung der Mundarten, wie kein Volk der modernen Welt sie kennt, überwiegend behauptet hat. Jede Mundart hatte ihre eigene Poesie, aber die Blüten aller gehörten als Gemeingut der Nation. Dem Athener schlug das Herz bei den schmelzenden Lauten des lesbischen Liebesliedes und bei den ernsten, vollen Klängen pindarischer Feiergesänge nicht minder als bei den erschütternden Szenen seines Äschylus und Sophokles. Unsere

Mundarten sind nicht verschiedener als die griechischen; wir haben zwar kleine, aber vielversprechende Anfänge von dialektischen Literaturen, doch wie viele können Peter Hebel, Jeremias Gotthelf und Klaus Groth ohne Wörterbuch oder Übersetzung verstehn? Wol war es ein erhebendes Gefühl, als der Ausdruck der Begeisterung und Verehrung für unsern großen Dichter bei der vorjährigen Centenarfeier aus allen Zonen, aus allen Weltteilen, wo Deutsche wohnen, in einem millionenstimmigen Akkord zusammenklingend emporstieg. Aber in ganz anderer Weise sind doch die griechischen Dichter, selbst von Homer abgesehn, in das geistige Leben des griechischen Volkes eingedrungen. Wir haben mehr als einen Dichter, der Euripides weit überragt, aber welcher könnte sich rühmen, eine Wirkung auf sein Volk hervorgebracht zu haben wie er? In dem dorisch redenden Sizilien labten die harten Sieger die athenischen Kriegsgefangenen, die seine Chöre zu singen wußten, mit Speise und Trank, ja schenkten ihnen die Freiheit, und die Heimgekehrten dankten dem Dichter für die Erlösung aus namenlosem Elend.

Ein noch stärkeres Band war der gemeinsame Glaube, die gemeinsame Verehrung derselben Götter. Das Heidentum kannte keine Religionsstreitigkeiten, keine Religionskriege, die über Deutschland so unsägliches Elend gebracht haben. Kaum haben zwei Jahrhunderte hingereicht um die Wunden zu heilen, die jener grauenvollste Krieg unsrer Kultur geschlagen hat. Die griechischen Stämme haben um des Glaubens willen nie in Waffen gegeneinander gestanden. Die sogenannten heiligen Kriege waren keine Religionskriege im modernen Sinn. Überall standen die Tempel allen Betern offen. Zu den Mysterien von Eleusis

wurden alle geladen, deren Hände rein von Schuld waren und die die Sprache der Hellenen redeten. Sie alle hatten an den Verheißungen einer höheren Seligkeit im andern Leben, die dort den Gläubigern verkündet wurden, gleichen Anteil. Die religiösen Feste waren Nationalfeste im vollsten Sinne des Worts; vor allen das große Fest zu Olympia. „Wenn das vierte Jahr herankam, zogen aus der stillen Waldeinsamkeit des Alpheiostals die Boten des Zeus und verkündeten allen Hellenen den Gottesfrieden. Dann pilgerten von nah und fern Tausende nach der pisatischen Flur. Die Mündung des Alpheios füllte sich mit den bekränzten Festschiffen, die die Bürger der Kolonien von allen Küsten über die zur Sommerzeit stillen Fluten des Mittelmeers trugen, und bewundernd musterte das Volk die auf fernen Weiden gezogenen Rosse und Maultiere, die von fremdgekleideten, dunkelfarbigen Sklaven geführt wurden. Der Maler, der hier sein Bild ausstellte, der Dichter, der Geschichtsschreiber, der sein Werk vorlas, sie vernahmen in Wahrheit das Urteil des ganzen Volks."

Die Kunst schuf nicht für den kleinen Bruchteil der Gebildeten, sondern für Alle. Noch mehr, sie hielt sich so gut wie ausschließlich auf dem Gebiet wo sie ganz national sein konnte, dem religiösen und idealen und mied das historische fast durchaus. Die hohen Gestalten, die der Genius der Künstler vom Olymp herabgezaubert hatte, vereinten alle zu gleichem Entzücken, zu gleicher Andacht. Den Zeus des Phidias anbetend zu verehren, war jedem Griechen ein Trost im höchsten Elend. Die religiöse Kunst der neuern Zeit hat notwendigerweise einen mehr oder minder konfessionellen Charakter, ja sie wird von Eife-

rern gescholten, wenn sie sich seiner zu entäußern strebt, und nicht jeder Sinn ist unbefangen genug, um das Heilige und Große in fremder Form zu verehren. Selbst Musik und Architektur sind von dem Streit der Konfessionen nicht ganz unberührt geblieben. Es war gewiß ein edler Gedanke, die Vollendung des Cölner Doms zu einer Nationalsache zu machen. Wer sollte diesem Bemühen nicht den schönsten Erfolg wünschen? Denn wo könnte die Gewalt, die Reinheit und der Adel deutscher Art und Kunst sich herrlicher offenbaren als in diesem Wunderbau? Aber der ganzen Nation kann er doch nie in gleichem Sinne gehören. Noch viel größere Schwierigkeiten stehn der historischen Kunst entgegen, wenn sie nationale Denkmäler schaffen will. Man kennt die Bedenken, die sich bei der Wahl der großen Männer geregt haben, die König Ludwig von Bayern der Ehre seiner Walhalla würdigte. Ähnliche Hemmnisse haben auch auf manche andere Kunstunternehmungen lähmend eingewirkt, und ein Nationalmuseum, wie es Frankreich in Versailles besitzt, würde in Deutschland kaum denkbar sein.

Und dies führt noch auf einen andern Punkt. Die Griechen hatten eine gemeinsame Erinnerung an ihre Vorzeit, die, wie märchenhaft auch immer, für sie volle Realität hatte. Ihre Herakles und Perseus, der edle Dulder von Ithaka und der schöne Jüngling, der einen frühen Tod einem ruhmlosen Alter vorzog, sie alle lebten in dem Bewußtsein der ganzen Nation. Wir sind auch in dieser Beziehung sehr viel ungünstiger gestellt. Die Erinnerungen unseres Volks reichen nicht so weit zurück, die Helden des Mittelalters, deren Andenken es noch bewahrt, haben sich ihm zu Schattengestalten verflüchtigt.

Das gutgemeinte Bemühen, Liebe zu unsrer Vorzeit mit Hilfe des Tacitus oder nordischer Sagen und Altertümer zu wecken, konnte keinen Erfolg haben, und wenige bedauern wol heute, daß das Denkmal des Befreiers von Deutschland im Teutoburger Walde unvollendet geblieben ist[1]).

So stark, so mannigfaltig und vielfach waren die geistigen Gemeinsamkeiten, die die griechische Nation zu einem Ganzen einten, und was haben sie gefruchtet gegenüber den Gegensätzen der Stammesverschiedenheiten, der streitenden Interessen und Leidenschaften, der politischen Antipathien, der Herrschbegier, Selbstsucht und Eifersucht der größern und kleinern Staaten? Nichts oder so gut wie nichts. Sobald wir in die Zeit eintreten, wo die Dämmerung der Sage dem Licht der Geschichte weicht, sehen wir die griechischen Stämme einander in unaufhörlichen Fehden bekämpfen, deren Unterbrechung durch alle Gründe eher als durch das Streben nach nationaler Einigung bewirkt wird. Selbst als die Massen des Perserkönigs sich Vernichtung drohend heranwälzten, als die Gefahr des höchsten Unglücks, das Griechen kannten, die Gefahr der Knechtschaft furchtbar nahe rückte, selbst da kam nur eine Vereinigung eines Teils der griechischen Staaten, und auch diese nur mit großer Mühe zustande. Der Norden unterwarf sich dem fremden Eroberer, im Süden beobachtete Argos, unter den Inseln Kreta und Korkyra eine zweideutige Neutralität, noch in der zwölften Stunde haderte man, und ohne die hochherzige Selbstverleugnung und Aufopferung Athens wäre Griechenland

1) Es wurde 1875 vollendet.

schon damals verloren gewesen. Die folgenden Zeiten zeigen nicht nur eine fast ununterbrochene Fortdauer der Bruderkriege, sondern auch das widrige Schauspiel, daß die so glorreich zurückgeworfene Barbarenmacht von einem Staat gegen den andern zu Hilfe gerufen wird und einen verderblichen Einfluß auf die innern Angelegenheiten Griechenlands gewinnt, ja daß eine treulose und antinationale Politik ihr teuer erkaufte griechische Länder wieder preis gibt. Und so ist endlich das edelste Land der alten Welt die Beute eines halbbarbarischen Kriegervolks geworden.

So laut verkündet die Geschichte Griechenlands die Lehre, daß zwischen der geistigen und politischen Einheit eines Volks eine weite Kluft sein kann. Wie dankbar wir auch jedes Streben ehren, das zur Förderung unsrer geistigen Einheit beiträgt, so werden wir doch nicht wähnen, daß dadurch für die politische auch nur ein zollbreit Boden gewonnen wäre. Ob Deutschland die Einigung beschieden sein wird, die uns zum ersten Volk der Welt machen würde, ob in naher oder ferner Zukunft, wer wäre vermessen genug, das prophezeien zu wollen. Aber so lange uns ein neidisches Geschick das hohe Gut mißgönnt, dessen sich so manche minder begabte und minder entwickelte Völker erfreuen, so lange wird unter allen deutschen Stämmen das preußische Volk für diese Entbehrung im eigenen Lande die reichste Entschädigung finden. An diesem Tage vor allen empfinden wir und dürfen es mit Stolz aussprechen, was es heißt, einem Staat angehören, der auf eigener Kraft ruht und nicht als dienendes Glied das Schicksal eines größern Ganzen willenlos miterleidet; dem Staat, auf den doch immer die Hoffnungen der

Besten in Deutschland gerichtet sind, und mit Recht, und dessen reiche junge Volkskraft, wie sie sich schon glorreich bewährt hat, noch eine große Zukunft verheißt.

2. Am 18. Januar 1867.

Wenn es je eine Zeit der Wunder gegeben hat, so ist es die jetzige, wenn je ein Geschlecht, dem das Unglaubliche alltäglich ist, das unsere. Die Gaben, mit denen die Phantasie der Märchendichter die Lieblinge der Feen auszustatten pflegt, sie sind kaum begehrenswerter. als was heute auch der Unbeglückteste sein nennen darf. Wir fahren mit eisernen, feuerschnaubenden Rossen so schnell als in der alten Ballade die Toten reiten. Wir gebieten über Geister, die das in der einen Hemisphäre gesprochene Wort in derselben Stunde über den Ozean in die andere tragen. Wir haben Zauberspiegel, die das Bild des Hineinblickenden für immer festhalten. Ein Zauber versenkt den Kranken in Schlaf und beim Erwachen findet er den rettenden Schnitt des Arztes vollzogen; ein anderer Zauber läßt zur Kühlung seiner Wunde Wasser in der Glut der Julisonne zu Eis erstarren.

Die Wunder der Schöpfung, die Geheimnisse der fernsten Länder, die Jahrtausende hindurch der Menschheit verborgen waren, unsern Augen enthüllen sie sich. Ein neuer Weltteil war nicht mehr zu entdecken, doch die Erschließung des innern Afrika, aus dessen grauenvollen Einsamkeiten tausend Tode dem Eindringling entgegen zu drohen schienen, ist gelungen, und das Rätsel der Nil-

quellen, das schon die alte Welt soviel beschäftigte, heute ist es gelöst. Sind jene Riesenbäume, die in zwei Gebirgstälern Kaliforniens weit über ein Jahrtausend geprangt haben, ohne von andern Augen als denen streifender Indianerhorden erblickt worden zu sein, sind sie nicht wunderbarer als die Bäume der Hesperiden? Scheinen jene seltsamen Geschöpfe, die vor unsern Augen aus der Nacht der tropischen Waldwildnisse auftauchen, der Gorilla, die flügellosen Riesenvögel Australiens, scheinen sie nicht einem andern Weltalter anzugehören? Auch die fernste Vergangenheit unsres eignen Geschlechts wird uns offenbar, wie nie einer Zeit zuvor. Was ist die Entdeckung Pompejis, das größte Wunder, das das vorige Jahrhundert anstaunte, gegen die Entdeckung Ninives, und so vieler andern der jüngsten Tage? So rasch folgt ein Unerhörtes dem andern, daß der Geist nicht alles zu fassen vermag, und wir an dem, was gestern ein Märchen schien, heute schon gleichgültig vorübergehn.

Nicht geringere Wunder vollziehen sich vor uns im Leben der Völker. Vielleicht in keiner Zeit ist auch hier so oft das scheinbar Unmögliche wirklich, sind so viele Voraussetzungen zu schanden geworden. Was wir allein in den letzten zwanzig Jahren in beiden Welten erlebt haben, würde schon hinreichen, die Geschichte eines Jahrhunderts inhaltsvoll zu machen. Große Kriege, ungeheure Umwälzungen, wunderbare Erhebungen und Erniedrigungen Einzelner und ganzer Nationen, immer neue Verkehrungen der öffentlichen Meinung in ihr Gegenteil haben wir so oft gesehn, daß wir das Staunen auch über weltgeschichtliche Vorgänge fast verlernt haben.

Doch von all diesen Wundern das größte war ohne

Frage der dreißigtägige Feldzug des vergangenen Jahrs. Beispiellos durch die Kürze der Zeit, in der seine zerschmetternden Schläge in ununterbrochener Folge fielen, ist er nicht minder beispiellos durch seine ungeheueren, jetzt noch keineswegs zu übersehenden Wirkungen, zunächst für die Umgestaltung von Italien und Deutschland.

Eine denkwürdige Fügung hat die beiden Nationen, deren Schicksale durch eine Geschichte vieler Jahrhunderte verkettet waren, in ihrem Streben nach nationaler Einigung wieder zusammengeführt, dem hohen Gut, das sie allein unter den großen Kulturvölkern Europas bisher entbehren mußten. Italien, dessen Einheit Stein noch 1820 für ein unlösbares Problem hielt[1]), ist diesem großen Ziel bereits viel näher als Deutschland. Zwanzig Jahre haben hingereicht, um den geographischen Begriff des Fürsten Metternich in einen Staat zu verwandeln, dessen Lebensfähigkeit wol auch der ungläubigste Zweifler nicht mehr in Abrede stellt.

Deutschland ist demselben Ziel noch bei weitem ferner, wenn auch das schwerste getan, und der Ausgang des Entwicklungsprozesses, in den wir eingetreten sind, nicht mehr fraglich ist. Aber hier standen auch die größten Schwierigkeiten entgegen, mit denen die Schöpfer der italienischen Einheit nicht zu kämpfen hatten. Eine konfessionelle Spaltung, die wie ein tiefer Riß durch die ganze Nation geht, ein der politischen Disziplin mit seinen Tugenden wie mit seinen Fehlern gleich sehr widerstrebender Volkscharakter, und eine Zersplitterung der Nation in hunderte kleiner und kleinster Staaten, wie sie die Geschichte nur noch im alten Griechenland kennt. Sehr spät entstand, sehr langsam verbreitete sich in Deutschland der Gedanke,

1) Pertz, Leben Steins V, 530.

daß all jene Einzelexistenzen und Glieder nur Bruchteile einer Nation seien, der Gedanke des gemeinsamen Vaterlandes; sehr vereinzelt und unbehilflich waren bis zum Anfang dieses Jahrhunderts die Regungen des Nationalgefühls; um den vaterlandslosen Kosmopolitismus des vorigen mit der Wurzel auszurotten, bedurfte es der Franzosenherrschaft. Erst sie hat den tiefen Gegensatz deutscher Sprache, Sitte und Kultur zu allem fremden Wesen in weitern Kreisen zum lebendigen Bewußtsein gebracht. Nun erst wurde das deutsche Volk inne, an welch edeln Gütern alle seine Genossen Teil haben, und niemand außer ihnen, und daß doch ein unzerreißbares Band diese zerstreuten, getrennten, hadernden Millionen umschlinge. Aus diesem erhebenden Gefühl entsprang das 1813 hier in Königsberg gedichtete Vaterlandslied von E. M. Arndt, aus dem wie aus manchen andern seiner Lieder uns der erfrischende Hauch einer großen Zeit anweht. Doch der ehrwürdige Mann erkannte selbst und sprach es in seinem Alter aus[1]), daß dies Lied wol mit andern Tagesliedern zu seiner Zeit auch verklingen werde. Daß es noch bis in unsere Tage gesungen werden konnte, war eins von den Zeichen der Gedankenlosigkeit und politischen Unreife, an denen besonders das Jahr 1865 mit seinen unaufhörlichen Festversammlungen so reich war.

Arndts Lied entsprach der Empfindung einer zum ersten Mal zum Bewußtsein ihrer selbst erwachenden Nation, einer mündig gewordenen geziemt es ebenso wenig, wie das Kindeslallen dem Manne. Schon die Frage: Was ist des Deutschen Vaterland? forderte den Spott politisch

1) Meine Wanderungen mit dem Freiherrn von Stein S. 150.



reiferer Völker heraus; in Frankreich hieß es: Voilà les Allemands à la recherche de leur patrie! Und nun vollends die Antwort: So weit die deutsche Zunge klingt — wonach das deutsche Vaterland nicht bloß das Elsaß, die russischen Ostseeprovinzen und die deutsche Schweiz, sondern auch die Ufer des Ohio und Missisippi umfassen soll — das ist die Antwort eines Volks, das sich mit einer idealen Existenz begnügt, den Gedanken einer staatlichen Einheit aber noch gar nicht gefaßt hat. Nach 1815 kamen die romantischen Träume von der Herrlichkeit des deutschen Kaisertums, die so viele edle Männer so schwer gebüßt haben. Nach langen, öden, wenn auch für unsere nationale Entwicklung keineswegs unfruchtbaren Zeiten kam das Jahr 1848, und eine kurze Zeit erschien der Wille der Nation „eins zu sein", den Heinrich von Gagern am 18. Mai aussprach, als eine unwiderstehliche Macht. Doch es war eine Täuschung. Wiederum kamen traurige Zeiten des Zweifelns und Verzweifelns. Endlich hat der 3. Juli 1866 das Schicksal Deutschlands, wie wir vertrauen dürfen, für immer entschieden. Er hat das unnatürliche Band zwischen uns und dem zu mehr als drei Vierteilen undeutschen Österreich zerrissen. Er hat 30 Millionen Deutsche unter der Oberhoheit Preußens vereint, und niemand (diesseits wie jenseits des Mains) redet sich wol im Ernst ein, daß die übrigen 9 Millionen noch lange in ihrer schmollenden Zurückhaltung verharren können.

So ist uns also beschieden, das wirklich werden zu sehen, was das deutsche Volk seit 50 Jahren immer einmütiger, immer leidenschaftlicher zu ersehnen schien. Zu groß aber, zu überwältigend ist die Wendung unserer Geschicke und zu plötzlich ist sie eingetreten, als daß sie schon

jetzt allgemein verstanden werden könnte. Wir werden an die Worte erinnert, mit denen Göthes Iphigenie die ungehoffte plötzliche Verwirklichung ihres tiefsten Herzenswunsches begrüßt:

> „So steigst du denn, Erfüllung, schönste Tochter
> Des größten Vaters, endlich zu mir nieder.
> Wie ungeheuer steht dein Bild vor mir!
> Kaum reicht mein Blick dir an die Hände, die
> Mit Frucht- und Segenskränzen angefüllt,
> Die Schätze des Olympus niederbringen."

Doch außer der Größe des Ereignisses trägt noch anderes dazu bei, die Stimmung in Deutschland zu verwirren und zu trüben: vor allem jener verhängnisvolle Grundzug unseres Volkscharakters, daß wir, wie Fichte sagte, niemals ein Ding allein, sondern immer zugleich das Entgegengesetzte dazu wollen. Weniger vielseitig veranlagte Völker haben sich wie immer auch diesmal schnell auf dem von den Tatsachen neugeschaffenen Boden zurecht gefunden. Die verdrießliche, neidische, gespannt beobachtende Stimmung in Frankreich, die laute, rückhaltlos kund gegebene Sympathie für Preußen in England sollten allein schon hinreichen, um uns über die Bedeutung dessen zu belehren, was Preußen für Deutschland vollbracht hat. Unzweifelhaft hat die jetzt in England für Preußen herrschende Bewunderung etwas komisches, um so mehr als sie mit der Gewalt und Plötzlichkeit eines Paroxysmus hart auf eine verächtliche Geringschätzung gefolgt ist. Doch können wir in diesem Fall wie in so manchen andern von unsern praktischen Stammesverwandten lernen. Es ist wahr, und auch der neueste englische Geschichtsschreiber der Zivilisation, Thomas Buckle, gesteht es ein, daß der britische Realismus zu großen Wert auf Tatsachen, zu geringen

auf Ideen legt; aber eben so wahr ist, daß unser Idealismus die Tatsachen zu unterschätzen, ja zu ignorieren geneigt ist. Wenn die englische Anbetung des Erfolgs gedankenlos sein kann, so ist die deutsche Geringschätzung des Erfolgs dagegen töricht. Das starre Festhalten an Theorien, ob auch die Tatsachen die Unmöglichkeit ihrer Verwirklichung herausgestellt haben, ist unser alter Fehler. Gibt es doch selbst Gläubige jener kindischen Doktrin, nach welcher das Heil Deutschlands in einem Bunde kleiner Republiken besteht, die zwischen den beiden größten Militärmächten Europas ein behagliches Stillleben führen sollen. Auch in Preußen ist die Zahl derer nicht gering, die den Ereignissen des vorigen Jahres ablehnend oder grollend gegenüberstehn, weil durch sie die Erreichung eines größern, auf anderm Wege zu erstrebenden Ziels vereitelt sei, und aus ihnen auch für Preußen Unheil aller Art erwachsen werde.

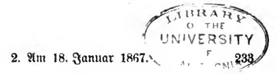
Zwar dürfen wir die Widerlegung solcher Ansichten getrost der Zukunft überlassen, doch fehlt es schon jetzt nicht an Tatsachen, die ihre Verkehrtheit dartun. Was zunächst die Befürchtung betrifft, daß ein siegreicher Feldzug für Preußen die Kräftigung absolutistischer Tendenzen zur Folge haben werde, so hat sie sich bereits als grundlos erwiesen. Vielmehr hat uns der Sieg im Felde die endliche Beendigung des vierjährigen Verfassungskonflikts durch Nachsuchung und Gewährung der Indemnität und eine freudig begrüßte politische Amnestie gebracht. Noch weniger Grund hatte die Besorgnis, daß der Krieg einem schroffen, einseitigen Militarismus Vorschub leisten werde. Abgesehen davon, daß eine billigere Verteilung der Militärlast, von der Preußen bisher zum Schutze Deutschlands

einen unverhältnismäßig großen Teil zu tragen hatte, in Aussicht steht, hat der Krieg doch auch auf das Verhältnis zwischen Volk und Heer in hohem Grade segensreich gewirkt. Ein langer Friede verleitet die produzierenden Klassen leicht, die Vermehrung des Nationalwohlstandes und aller damit verbundenen Vorteile nicht bloß als höchsten, sondern als einzigen Zweck des Staats, und das stehende Heer nicht bloß als ein notwendiges Übel anzusehen, sondern auch als ein Übel, das nicht notwendig sei. Auf der andern Seite läßt sich der Berufssoldat, zumal in dem Gefühl, daß die Bedeutung und der Wert seines Standes von dem Bürgertum unterschätzt werde, hinreißen, diesen Wert und diese Bedeutung mit Überhebung geltend zu machen. Der Krieg, der ihm die bewundernde Anerkennung seiner Mitbürger und tausend Beweise wahrhaft brüderlicher Teilnahme bringt, macht ihm die Anspruchslosigkeit leicht und die Erwiderung dieser Gesinnungen zur angenehmen Pflicht. In jenen unvergeßlichen Tagen, in denen unsere ruhmgekrönten Truppen in die festlich geschmückten Städte wieder einzogen, durch flutende Menschenmassen, unter jubelnden Zurufen, überschüttet mit wohlverdienten Siegerkränzen, da waren alle Erinnerungen an frühere Mißverhältnisse ausgelöscht, möchten sie nie wieder wachgerufen werden!

Über das Recht der freien Selbstbestimmung und seine Verletzung scheint es fast überflüssig überhaupt noch zu reden. Denn daß kein großer Staat ohne Rechtsverletzungen entstanden ist, noch entstehen konnte, daß Deutschland ohne Rechtsverletzungen wahrscheinlich noch immer aus einigen hundert Souveränetäten bestehen würde, daß das Recht der freien Selbstbestimmung in seiner vollen

Konsequenz nichts anderes ist als das Recht des beschränkten Starrsinns und des böswilligen Egoismus, sich auf Kosten des Gemeinwohls zu behaupten, diese Sätze sind bereits bis zum Überdruß wiederholt worden. Selbst im bürgerlichen Leben geschieht kaum etwas zum Wohl einer Gesamtheit, ohne daß Rechte einzelner gekränkt werden. Man findet es in der Ordnung, daß beim Bau einer Eisenbahn schwere Beschädigungen des Besitzrechts eintreten, die darum nicht minder hart treffen, weil Gesetze sie regeln; daß manche alte Linde, manche epheuumrankte Mauer fällt, mancher grüne Platz, an dem liebe Erinnerungen haften, zerstört wird: werden doch diese Opfer gebracht, damit der auf der neuen Straße fessellos hinflutende Verkehr die Keime eines menschenwürdigern Daseins über eine ganze Landschaft ausstreuen kann. Und gegenüber dem Anspruch des deutschen Volks, durch seine Einigung endlich eine seiner würdige Stellung in Europa einzunehmen: diesem Anspruch gegenüber soll nicht nur jeder Stamm das geforderte Opfer seiner Selbständigkeit verweigern dürfen, sondern auch jeder Staat, der Napoleon I. sein Dasein verdankt oder am grünen Tisch des Wiener Kongresses aus allerlei Länderfetzen zusammengeflickt ist? Die Selbständigkeit, die diesen Staaten verloren geht, ist in der Tat nur eine scheinbare, ebenso scheinbar wie die gepriesene Wohlfeilheit ihrer Regierungen und Heereseinrichtungen. Denn ein Apparat, der nur zur Parade da ist, in jeder ernsten Gefahr aber versagt, wird auch mit dem geringsten Preise noch zu teuer bezahlt.

Die Befürchtung endlich, daß die Zentralisation eines Einheitsstaats die farbenreiche Mannichfaltigkeit des deutschen Kultur- und Geisteslebens, die wir mit Recht so hoch



halten, in ein tristes Grau verwandeln könnte, diese Furcht versteht man kaum angesichts des Bildes, das das jetzige Preußen bietet. Seit zwei Jahrhunderten haben die Hohenzollern unter ihrem Szepter allmählich alle deutschen Stämme mit alleinigem Ausschluß des bairischen vereinigt, und hat etwa dies starke, selbstwillige, überall eingreifende und nur zu viel normierende Regiment vermocht, die Stammeseigentümlichkeiten abzuschleifen und die Bevölkerungen in eine unterschiedslose Masse zu verwandeln? In der Tat sind sie von einander nicht weniger verschieden, als die Landschaften, die sie bewohnen. Durch den deutschen Volkscharakter ist dafür gesorgt, daß keine Zentralisation bei uns auch nur annähernd dieselben Wirkungen hervorbringen kann wie in Frankreich. Die dortige geistige Verödung des provinziellen Lebens ist in Deutschland für immer undenkbar. Unsere großen Provinzialstädte wissen ebenso wie die Zentralpunkte der Mittel- und Kleinstaaten ihre geistige Autonomie zu bewahren und nie werden sie zu Trabanten herabsinken, die um die Sonne einer Metropole kreisend nur mit fremdem Lichte leuchten.

Wenn wir uns also durch die hypochondrischen Befürchtungen der Schwarzseher die gehobene Stimmung dieser unvergleichlichen Tage nicht trüben lassen dürfen, so werden wir am allerwenigsten den Unmut und die Klagen darüber begründet finden, daß uns überhaupt noch Wünsche bleiben, daß wir noch nicht alle Bürgschaften besitzen, die uns für eine gedeihliche politische Entwicklung Preußens und Deutschlands unerläßlich erscheinen. Uns ziemt vielmehr ein Gebet wie jenes, das Scipio Africanus der Jüngere sprach, als Karthago zerstört und Rom die im Gebiete des Mittelmeers allein herrschende Macht ge-

worden war. Da er als Zensor die in jedem fünften Jahr wiederkehrende Sühnung des römischen Volks vollzog, und bei dem damit verbundenen Opfer ihm ein Staatsschreiber das in einer Urkunde verzeichnete Gebet vorsprach, worin die unsterblichen Götter gebeten wurden, die Macht und Größe des römischen Staats zu vermehren, sagte er: Er ist groß und mächtig genug, und so bitte ich, daß sie ihn unversehrt erhalten mögen[1]). Noch nie an einem Jahrestag unsrer Monarchie hatten wir zu einem solchen Gebet so viel Grund, als an dem heutigen. Möge uns der ganze unermeßliche Gewinn des vorigen Jahres nur unverkürzt erhalten bleiben! Wird uns dies gewährt, so dürfen wir ruhig der Zukunft entgegensehn, die dann alles, was wir zum Heile Deutschlands und Preußens noch zu wünschen haben, uns bringen muß.

3. Am 18. Januar 1871[2]).

— — —

So viel unerfreuliche Seiten dieser Krieg auch im Charakter der französischen Nation hervorgekehrt hat, um eins haben wir sie noch heute zu beneiden. In diesem seit 80 Jahren von den furchtbarsten Parteikämpfen durchwühlten Lande stellt kein Teil des Volkes seine Partei über das Vaterland. Gewiß war das Kaiserreich glühend gehaßt und die Überzeugung allgemein, daß sein Sturz

1) Valer. Max. IV 1, 10.

2) Zweite Hälfte einer Rede, die ganz in „Ludwig Bauer, Der deutschen Hochschulen Anteil am Kampfe gegen Frankreich" Leipzig 1873, S. 218—33 gedruckt ist.

am sichersten durch Niederlagen im Felde herbeigeführt werden würde; aber wir haben nie gehört, daß auch die unversöhnlichsten Gegner des Bonapartismus seinen Fall durch ein neues Waterloo erkaufen wollten. Es gibt jetzt dort drei gestürzte Dynastien, deren jede zahlreiche Anhänger im Lande zählt; aber aus keiner dieser Parteien läßt sich eine Legion zum Kampf gegen das Vaterland anwerben, wie die Welfenlegion. Unsere Regierung hat von keiner dortigen Partei eine zum Kriege ermunternde Nachricht erhalten, wie die französische am 19. Juli von dem Redakteur des Münchener „Vaterland“. Kein Franzose hat sich die Schmach einer Belobung durch den Landesfeind für die ihm gewährte moralische Unterstützung zugezogen, wie unsere Sozialdemokraten im Reichstage. Die drei monarchischen Parteien stehen einander und der republikanischen so feindlich gegenüber wie je zuvor, diese Feindseligkeit wird noch durch religiöse Gegensätze geschärft, innerhalb der republikanischen Partei rüsten sich die Extremen gegen die Gemäßigten zu einem Kampf auf Tod und Leben; und doch ordnen sich alle diese Parteien schon seit länger als vier Monaten einer selbsternannten Regierung unter, die die Rettung des Vaterlandes auf ihre Fahne geschrieben hat, und leisten ihr einen im buchstäblichen Sinne blinden Gehorsam. „War je — hieß es noch vor einem Monat in einer Korrespondenz aus Bordeaux — ein absoluter Herrscher mehr Herr seines Volks? Ward je einem Diktator mehr gehorcht? Mit geschlossenen Augen zahlen, marschieren, sterben wir.“

Mag auch zu dieser Einmütigkeit im Kampfe für das Vaterland die tötliche Verletzung eines krankhaft gesteigerten Nationalgefühls wesentlich beitragen, sie fordert

unsere Achtung; nur durch sie ist den jetzigen Machthabern die Organisation eines unerwarteten, auch dem Gegner Anerkennung abtrotzenden Widerstandes möglich geworden. Verlängert kann dieser Widerstand freilich nur werden durch ein rücksichtsloses Stürmen auf die Menschenkraft und den Wohlstand des Landes, das dort vielleicht bald ein Chaos schaffen, jedenfalls sein Vermögen uns zu schaden auf lange hin lähmen wird. In der Unterordnung der politischen Überzeugungen aber unter die Sache des Vaterlandes erkennen wir den nie hoch genug anzuschlagenden Segen eines der ganzen Nation gemeinsamen Vaterlandsgefühls. Endlich hat auch Deutschland wenigstens den Boden gewonnen, aus dem allein diese Quelle beglückenden Selbstgefühls und hochherziger Taten fließen kann.

Aber nicht bloß in dem unterliegenden Staate, auch in dem siegreichen, pflegt ein langer mit äußerster Anspannung aller Kräfte geführter Krieg Schäden und Krankheiten des Organismus aufzudecken, die sich in Friedenszeiten der Wahrnehmung entziehen konnten. Preußen hat den Vergleich mit andern Staaten, die in den letzten Dezennien ähnliche Proben bestanden haben, nicht zu scheuen. Die Leitung unserer diplomatischen und militärischen Angelegenheiten, sowie des ganzen vielartigen weitverzweigten Verwaltungsapparates, der durch den Krieg in Anspruch genommen wird, zeigte, daß überall die rechten Männer an den rechten Stellen waren, daß bei uns keine Hofkamarilla ihre Begünstigten zum Schaden des Landes zu einflußreichen Stellungen zu erheben vermag. Unter unsern Generalen waren keine „grands seigneurs mis en uniformes“, wie die Franzosen die österreichischen Generale im lombardischen Kriege nannten;

unter unsern Diplomaten keine, die wie der Herzog von Gramont ihren Beruf nur „aus dem Schnitt ihres Bartes und der Tadellosigkeit ihrer Toilette ableiten konnten“. Unsere Verwaltung zeigte nichts von der Unbehülflichkeit der englischen, die ein Heer von nur 30,000 Mann in der Krim während des Winters nicht vor dem äußersten Mangel zu schützen vermochte; noch von der Kopflosigkeit der österreichischen im Jahre 1866; am wenigsten, gottlob! von der Unredlichkeit und Korruption, welche die Kriegführung Österreichs in der Lombardei, die Rußlands in der Krim lähmte, unter der aber am meisten die Armee der Nordstaaten im amerikanischen Unionskriege litt, wo sich „in der zur Herrschaft gelangten republikanischen Partei ein System der Korruption zeigte, wie man es bei einer so jungen Partei noch nicht erlebt hatte, und Dinge vorkamen, wie sie überhaupt nur in Amerika möglich sind“.

Nur in einem Punkte hat unsere militärische Leitung eine Schwäche gezeigt: in dem Versuch, die von den Sozialdemokraten in Szene gesetzte Bewegung gegen die Annexion von Elsaß und Lothringen gewaltsam zu unterdrücken. Dieser Versuch und die Art seiner Ausführung bewies, daß bei uns die Traditionen der absoluten Monarchie noch nicht völlig überwunden, noch nicht alle Kreise von unbedingter Ehrfurcht vor der Heiligkeit des für alle gleichen Gesetzes erfüllt sind. Bei einem so kurzen Verfassungsleben, wie das unsere, und in einem Staate, der seine Existenz und Größe vor allem dem rücksichtslos durchgreifenden Eigenwillen gewaltiger Naturen verdankt, kann dies ebenso wenig befremden, als mit Besorgnis für die Zukunft erfüllen; um so weniger, als sich auch gezeigt hat, daß wir in der Presse und Volksvertretung ein Kor-

rektiv besitzen, das Gesetzesübertretungen — selbst in Zeiten der höchsten Gefahr — je länger, desto seltener machen wird.

Diese Maßregeln waren aber auch darum zu beklagen, weil sie in zu menschenfreundlicher Weise die sozialdemokratische Partei bei einer Art von Selbstmord störten, und ihr noch im rechten Moment den hochwillkommenen Schein des Martyriums liehen. Sie war eben im Begriff, sich in ihrer ganzen Winzigkeit und Ohnmacht gegenüber dem mit seltener Einmütigkeit kundgegebenen Verlangen aller übrigen Parteien aller deutschen Länder völlig zu isolieren, sogar sich zu spalten, da denn doch bei ihren süddeutschen Anhängern sich hier und da Bedenken und Zweifel zu regen begannen, ob wirklich die Selbstbestimmung der Elsässer und Lothringer wichtiger sei, als die Sicherung der eigenen Existenz in einem ewig bedrohten Grenzlande.

Doch den Haß der Sozialdemokraten brauchte sich Preußen nicht erst in diesem Kriege zu verdienen, er ist ihm von jeher sicher gewesen. Alle, die das Heil von einem Umsturz der bestehenden Ordnungen erwarten, mögen sie nun unter der Fahne der Republik oder des Sozialismus fechten, sehen mit Recht in der Existenz und Größe Preußens ein Haupthindernis für die Verwirklichung ihrer Pläne und Hoffnungen. Noch zwei andere Parteien in Deutschland müssen notwendig von gleichem Haß gegen den Staat Friedrichs des Großen erfüllt sein: die Partikularisten und die Ultramontanen. Der Haß und die Wut dieser drei Parteien ist ein sicherer Gradmesser für die Bedeutung der preußischen Erfolge: nie äußerte er sich in so leidenschaftlichen und giftigen Aus-

brüchen, als 1866 und 1870. Sollte Preußen je so unglücklich sein, sich die Anerkennung einer von ihnen zu erwerben, so wäre dies der sicherste Beweis seines Verfalles. Unter ihnen ist die ultramontane die gefährlichste; auch sie hat der Staat Friedrichs des Großen nicht zu fürchten, so lange er sich selbst treu bleibt; aber wehe ihm, wenn es dem Ultramontanismus gelänge, ihn für seine Zwecke zu gewinnen, in seine erdrückenden Umarmungen zu ziehn! Für ein preußisches Ohr hatte schon die Äußerung einen sehr unheimlichen Klang, die kürzlich die Donauzeitung (das Organ der Greil, Pfahler u. s. w.) tat. Indem die Münchener Ultramontanen sich zähneknirschend zur Ergebung in das Unvermeidliche bereit erklären, fügen sie hinzu, daß sie dann aber auch die Vorteile der Unterwerfung unter Preußen genießen wollen. „Unsere Abgeordneten werden auf der rechten Seite des bekannten Hauses am Dönhofsplatz sitzen — wir haben bessere Hoffnungen auf ein Schulgesetz, das in Berlin, als auf eines, das in München gemacht wird." Möge der Genius Preußens die Erfüllung solcher Hoffnungen nicht bloß für die nächste Zukunft, sondern für immer abwenden.

Der Haß der roten und schwarzen Gegner Preußens (die Partikularisten sind kaum noch gefährlich), ist aber nicht bloß notwendig und unabwendbar, er ist auch nützlich. Denn, indem er auf jede Schwäche, jede Blöße lauert, die es dem Angriff bietet, um sie schadenfroh der Welt als neuen Beweis seiner Berechtigung zu verkünden, zwingt er Preußen, wenn es seine Stellung an der Spitze Deutschlands behaupten will, das Friedericianische „Toujours en vendette!" auch im Innern zu seinem Wahlspruch zu machen. Dabei wollen wir uns gern ge-

fallen lassen, daß Preußen von derselben Seite als der Staat des Säbelregiments und der Kasernen, der Barbarei und Knechtschaft, der Mucker und Junker verschrieen wird, von der gleichzeitig die höchsten Ansprüche an unsre Kultur und unsre inneren Zustände gemacht werden. Wenn z. B. ein Professor beim Botanisieren in einer halb littauischen Gegend während des Krieges als verdächtig angehalten wird und der Dorfschulze seine Papiere nicht lesen kann, schlagen die radikalen Blätter aus diesem Faktum Kapital und rufen: „Sehet da die Folgen des Systems!" Wohl dem Lande, dem man solche Vorwürfe machen kann! Wie viele andere gibt es denn noch, in denen die Erfüllung der Forderung, daß jeder Dorfschulze lesen können soll, im Bereiche der Möglichkeit liegt? Und daß Preußen die Germanisierung seiner slavischen Gebiete der Vollendung bereits so nahe geführt hat, damit hat es nur seine Schuldigkeit getan und erhält keinen Dank. Von Österreich wird dasselbe nicht verlangt, ihm bleibt die Zärtlichkeit der Demokratie unvermindert, wenn auch dort das deutsche Element dem undeutschen nachgesetzt, die deutsche Kultur der Verkümmerung preisgegeben wird.

Doch Preußen hat durch den Krieg von 1870 nicht bloß den alten Haß seiner unversöhnlichen Gegner geschärft, es hat auch neue Liebe in Deutschland geerntet, und das in dem einen halben Kriegsjahre wol in reicherem Maße, als in vielen Friedensjahren. Liebe in Deutschland zu gewinnen, war für Preußen immer schwer. Die Dynastien haßten natürlich den Staat, in dem sie doch stets den künftigen Vollstrecker des Todesurteils ihrer Selbstherrlichkeit sahen; die leichtlebigen Bevölkerungen des

Südens, an die Schlaffheit und andere „berechtigte Eigentümlichkeiten“ der Kleinstaaterei gewöhnt, fürchteten die großen Forderungen eines wirklichen Staates, vor allem die allgemeine Wehrpflicht und die straffe Disziplin. Den Schauder der außerpreußischen Beamtenwelt vor dem in Preußen eingeführten Arbeitsmaß drückt in unvergleichlicher Weise die Anekdote von dem preußischen Minister aus, der auf die Klage eines Beamten, daß er von sieben Uhr früh bis zum späten Abend an sein Pult gefesselt sei, erwidert: Und was tun Sie in den so erquickenden Morgenstunden von drei bis sieben? Dazu kam noch der Hochmut, mit dem die „reindeutschen“ Stämme auf die nach ihrer Ansicht halbslavischen Preußen herabsehn. Gerade eines der größten Verdienste Preußens, die Germanisierung des Ostens, war und ist für sie ein Grund, uns als Deutsche zweiter Klasse gering zu schätzen. Endlich der Gegensatz des katholischen Südens gegen den protestantischen Staat. Vor allem aber — liebenswürdig ist Preußen allerdings nie gewesen. Dies war immer eine österreichische Spezialität. Die Maske anbiedernder Gemütlichkeit hat Österreich in Deutschland die größten Dienste geleistet, selbst Franz II., einer der kältesten und herzlosesten Despoten, wußte sie wohl zu tragen, den Fürsten aus dem Hause Hohenzollern stand sie nie zum Gesicht. Um Deutschlands Dank zu erwerben, mußte Preußen immer doppelt so viel leisten, als das gemütliche biedere Österreich, immer erst eine Eisrinde von Abneigung und Vorurteil von den Herzen wegschmelzen, ehe es sie erwärmen konnte. Auch das Beste, was es für Deutschland tat, wurde verkleinert und verhöhnt, den Zollverein konnte Heine noch 1844 dem Gelächter seiner Leser preis-

geben, und wie spät sind seine Segnungen im Süden anerkannt worden!

Doch im Jahre 1870 bot Preußen ein Schauspiel, wie es die Welt seit 1813 nicht wieder gesehen hatte, und diesem überwältigenden Eindruck konnten sich auch die verstocktesten Gegner Preußens nur schwer entziehn. Hier sah man einen Staat, der seine Bürger vom Vornehmsten bis zum Niedrigsten mit dem Bewußtsein erfüllt hatte, daß gegenüber dem Staatswohl das Wohl und Wehe des Einzelnen nichts gilt, daß die Pflicht gegen das Vaterland über jeder andern steht; für den sie alle bereit waren, mit dem Leben einzutreten oder das Leben ihrer Teuersten hinzugeben. Und diese großartige Hingebung vollzog sich geräuschlos und anspruchslos, nicht wie der Akt eines außerordentlichen, die Bewunderung der Welt fordernden Heroismus, sondern wie die selbstverständliche Erfüllung einer alltäglichen Pflicht. Zu diesem strengen, ja harten Pflichtgefühl haben die großen Hohenzollern, deren Schöpfung unser Staat ist — der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I., Friedrich II. — ihr Volk erzogen: und nicht zufällig ist auf dem Boden dieses Staats die erhabene Lehre unseres Kant gereift, die in der Pflicht die bewegende Kraft alles Handelns erkennt. Vom Geiste Kants war das Geschlecht von 1813 erfüllt, und das Geschlecht von 1870 hat sich seiner nicht unwert gezeigt.

Auf dieser in Preußen allein verwirklichten Anerkennung der für Alle gleichen Pflicht beruht eine Gleichheit Aller, wie sie bisher in keinem andern Staat ins Leben getreten ist. In Frankreich steht der sozialen Gleichheit eine Ungleichheit der Pflichten gegenüber, die der demokratischen Phrase Hohn spricht: gesetzlich lastet dort noch

immer die Wehrpflicht als wahre Blutsteuer auf den Armen und Gedrückten allein. Im amerikanischen Kriege wurde zwar im Jahre 1863 von den Nordstaaten die Konskription bei allgemeiner Dienstpflicht zum Gesetz erhoben, aber ihre Durchführung stieß auf beharrlichen Widerstand, und wäre überhaupt unausführbar geblieben, wenn man nicht die Stellvertretung durch Neger gestattet hätte. Das preußische Heer ist das einzige in der Welt, in dem der Fürstensohn neben dem Proletarier, der Reichste neben dem Ärmsten, der Gelehrte neben dem Zögling der Dorfschule, der gereifte Mann, der seine Kinder daheim gelassen hat, neben dem Jüngling, der die Freude und Hoffnung seiner Eltern ist, in demselben Gliede steht; wo alle Söhne desselben Vaterlandes ohne Ansehn des Standes und der Person, Schulter an Schulter dem Kugelhagel entgegen gehen, in treuer Kameradschaft dieselben Mühseligkeiten, Leiden und Gefahren bestehn.

Große Wirkungen sind undenkbar ohne große Ursachen. Ein Staat, der das von seinen Bürgern fordern und erreichen kann, der über ein solches Maß von Kraft, Geist und Tüchtigkeit, über einen so unerschöpflichen Schatz von Treue, Hingebung und Opferbereitschaft verfügt, wie Preußen: ein solcher Staat muß in seinem innersten Mark gesund sein, er muß die Kraft besitzen, alle Hemmnisse seiner Entwicklung, alle Schäden und Krankheiten, die keinem großen Staatswesen, welches auch seine Form sein mag, auf die Dauer erspart werden, zu überwinden.

Dieser Schatz von sittlicher Kraft und Gesundheit, den der Krieg von 1870 in Preußen offenbar gemacht hat, läßt uns hoffnungs- und vertrauensvoll in die Zukunft blicken, wie trübe und opfervoll auch die Gegenwart

ist, wie wenig auch die unfertige Einigung Deutschlands unsern Hoffnungen entspricht. Ein ganzes Werk hätte nur die Not „mit ihrem heiligen Wetterschlage" vollbringen können; aber Dank unsern Heeren und deren unvergleichlicher Leitung ist sie den Fürsten und Völkern des Südens nicht nahe getreten. Immerhin ist mehr erreicht, als vor einem Jahre auch nur denkbar schien. Das Jahr 1870 hat allen, die einer Belehrung durch Tatsachen zugänglich sind, gezeigt, daß die Politik von 1866 nicht bloß die Politik einer großartigen Kühnheit, sondern auch einer großartigen Weisheit war, und eitle Torheit aller Jammer der Gegner des Nordbundes über die Mainlinie und die nun erst denifitiv gewordene Zerreißung und Ohnmacht Deutschlands. Wie sind doch alle Prophezeiungen zu schanden geworden, die sich beim Ausbruch eines französischen Krieges unfehlbar erfüllen sollten! Dann würde das Unrecht der Annexionspolitik zum Verderben Preußens ausschlagen, die Hinfälligkeit der Schutz- und Trutzbündnisse mit den Südstaaten offenbar werden, die Ausschließung Österreichs aus Deutschland sich rächen. Von allen Triumphen der Politik von 1866 ist wol der größte, daß das schwer verletzte Österreich schon heute die Freundschaft des mächtigen Deutschlands sucht.

Das Jahr 1870 hat auch den Ausspruch König Friedrich Wilhelms IV. bestätigt, daß die Kaiserkrone für Preußen nur auf dem Schlachtfelde, nur durch Wiederaufnahme der Politik Friedrichs des Großen gewonnen werden könne. König Wilhelm, dessen Haupt sie nun schmücken wird, ist der sechste Hohenzoller nach dem, der heute vor 170 Jahren sich in unsern Mauern die Königskrone aufsetzte. Hundert und siebzig Jahre, kaum sechs

Menschenalter! Eine kurze Spanne Zeit im Völkerleben, doppelt kurz im Verhältnis zu der Bahn, die Preußen seitdem durchmessen hat. Die Königskrone Friedrichs I. war eine Belohnung von Kaiser Leopold für einen Vasallendienst, für die gegen Ludwig XIV. im spanischen Erbfolgekriege geleistete Heeresfolge; das neue Königreich war ein armes, wenig kultiviertes Land mit kaum mehr als anderthalb Millionen Menschen, und der höchste Ehrgeiz des neuen Königs, seinen Hof dem zu Versailles so ähnlich als möglich zu machen. Sein sechster Nachfolger, König Wilhelm, hat Preußen auf eine Höhe gehoben, die auch vor einem Dezennium, als er den Thron bestieg, kaum geahnt werden konnte, und den deutschen Namen (wie Cicero von dem römischen sagt) zu einem „bei den fernsten und barbarischesten Völkern mit Achtung genannten" gemacht. Möge die Zukunft immer herrlicher die Hoffnungen des schwäbischen Dichters erfüllen, der schon vor vierzig Jahren das Heil Deutschlands allein von der Führung Preußens erwartete. Paul Pfitzer schließt sein Gedicht „Einst und Jetzt", in dem er Vergangenheit und Gegenwart, Staufen und Zollern, gegenüber stellt, mit folgender Strophe:

Adler Friederichs des Großen!
Gleich der Sonne decke du
Die Verlaßnen, Heimatlosen
Mit der goldnen Schwinge zu!
Und mit mächtgem Flügelschlage
Triff die Eulen, Rab' und Weih!
Stets empor zum neuen Tage,
Sonnenauge, kühn und frei!

VIII.

Über die antike Kunst im Gegensatz zur modernen.[1])

Wenn es eine der niederschlagendsten Lehren der Geschichte ist, daß alle, auch die edelsten und am höchsten organisierten Völker nach Perioden herrlichster Blüte und scheinbar unverwüstlicher Kraft Alter und Siechtum beschleicht und endlich der Tod dahinrafft: so tröstet und erhebt uns doch die Gewißheit, daß das Leben der Völker wie der Einzelnen wenigstens nicht vergeht, ohne auf den großen Entwicklungsprozeß der Menschheit eine wenn auch noch so bescheidene Wirkung geübt zu haben. Kein Dasein endet, ohne eine Spur zurückzulassen, sie ist unverloren, wenn auch für unser Auge oft nicht erkennbar. Auch die antike Kultur, auf der ja noch unsre heutige Bildung ganz wesentlich beruht, schien doch Jahrhunderte lang für immer verschwunden zu sein.

Seit in der Zeit der Karolinger die letzte Abendröte des Altertums verglommen war, deckte eine tiefe, lange Nacht fast alles, was Griechenland für die Menschheit

---

1) Rede bei der Niederlegung des Prorektorats. Preußische Jahrbücher, Band XVIII (1866) 2, S. 148 ff.

geschaffen hatte, zu. Das Verständnis für die zum Teil bis zur Unkenntlichkeit umgewandelten Reste der römischen Kunst und Literatur blieb immer ein sehr unvollkommenes. Im Parthenon und im Pantheon wurde die Jungfrau verehrt und in den Tonarten, in denen griechische Kitharöden Hymnen an die alten Götter gesungen hatten, setzten fromme Mönche Bußlieder und Psalmen. Nur leise wie im Traum dämmerten und regten sich im Bewußtsein der Menschen gleich schwankenden, ineinander verfließenden Schattengestalten Erinnerungen an die versunkene Welt. In jenen Jahrhunderten galt Homer für einen lateinischen Dichter, Virgil für einen Zauberer, die antiken Götterbilder für Werke der Magie, und in den zuchtlosesten Gedichten der Römer wurden allegorisch ausgedrückte christliche Lehren gesucht und gefunden. Doch es kam die Zeit, „wo die Menschheit sich des schönen Heidentums mit scheuer Sehnsucht zu erinnern begann", das nun seinen unwiderstehlich fesselnden Zauber auf das menschliche Gemüt von neuem üben sollte, wie es die mittelalterliche Sage sich selber unbewußt in der Erzählung von dem marmornen Venusbilde in Rom ausgedrückt hat, das den Ring, den ihm ein Jüngling spielend an den Finger steckte, als Brautring festhält. (Gregorovius, Gesch. d. St. Rom. IV. 622.) Immer stärker erwachte und regte sich nun in den Gemütern der Menschen das Verlangen nach den köstlichen, schon einmal besessenen Schätzen, die Sehnsucht wuchs zur grenzenlosen Leidenschaft und vermochte endlich, wie in unserm Märchen der Königssohn die im Zauberschlaf ruhende Prinzessin durch seinen Kuß weckt, die Gruft zu sprengen, in der das Altertum ruhte. Wie nun die alte Herrlichkeit, über alles Denken und Ahnen schön, vor den

entzückten Augen emporstieg, da war es, als ob der gealterten Menschheit eine neue Jugend geschenkt würde, und die jubelnde Begeisterung, mit der sie die Wiedergeburt der antiken Kultur begrüßte, behält auch für die späte, nüchtern urteilende Nachwelt etwas höchst Rührendes.

Seit der Zeit der Renaissance wurzelt die ganze moderne Kultur mit tausend Fasern in der antiken, vor allem aber hat die Kunst fort und fort ihre beste Nahrung aus der Hinterlassenschaft des Altertums empfangen. Und doch, trotz dieses so höchst umfassenden und innigen Zusammenhangs, trotz der Übertragung zahlloser Elemente aus der einen Kultur in die andere, stehen sich antik und modern als die schroffsten, durch eine tiefe, nie auszufüllende Kluft getrennten Gegensätze gegenüber, und dem modernen Menschen bleibt das Höchste, was das Altertum geschaffen, falls ihm nicht die Bildung das Verständnis vermittelt, fern und fremd, vielleicht nur ein Einziges ausgenommen, die homerischen Gedichte, die allerdings zu dem sehr kleinen, wenn auch freilich nicht allen Zeiten gleich zugänglichen Besitz der ganzen Menschheit gehören. Aber auch die Bildung vermag doch nur den Wenigsten die antike Kunstschönheit so nah oder gar, wie einem Winkelmann, näher zu bringen als die moderne. „Was Homer uns erzählt und Äschylus und Sophokles, sagt einer unserer neuesten Schriftsteller, H. Grimm (Leben M. Angelos 2, 213), ist wie eine heitere, liebliche, ernste, donnernde Musik, nicht aber das Glück, die Liebe, den Schrecken selber tragen sie in unsere Seele hinein. Keine Verse des Sophokles oder Pindar, die uns erschütterten, wie Göthe und Shakespeare; keine Erinnerung an die Ideale des eigenen Busens, wenn Antigone spricht und handelt, oder wenn die Venus

von Milo dasteht. Prachtvolle Gestalten, aber Schatten, die losgelöst vom Lebendigen des heutigen Tages nicht mehr aus Fleisch und Blut gebildet erscheinen, wenn Göthes Iphigenie oder Shakespeares Julie neben ihnen erscheinen, aus deren Worten jedem das Liebste zu klingen scheint, das von der liebsten Lippe zu hören uns entzückte. Aus Rafaels Madonnenaugen sehen uns Blicke an, die wir verstehen; wer aber erhoffte das von griechischen Gestalten? Die Griechen, die für sich und ihr Jahrtausend gearbeitet, vermögen unser Herz nicht auszufüllen. Seitdem sie nicht mehr gedacht, gedichtet, gebildet, sind weltbewegende, neue Gedanken aufgekommen, unter deren Einfluß das Kunstwerk mit entstanden sein muß, das uns bis in die Tiefe ergreifen soll."

So lebhaft und scharf aber die Gegensätze zwischen antiker und moderner Kunst auch empfunden werden, so schwer ist es, diese Empfindungen überall auf ihre letzten Gründe zurückzuführen, denn sie beruhen ja zum Teil auf den durchgehenden Grundverschiedenheiten der beiden Weltalter, des Heidentums und Christentums, oder hängen doch damit zusammen. Es versteht sich, daß eine kurze, über ein so weites Gebiet flüchtig hinschweisende Betrachtung nur hie und da die Spitzen streifen kann; ihr darf auch die antike Kunst der modernen gegenüber als ein Ganzes gelten, und die Entwicklung der römischen Zeit, in der ihr ursprüngliches Wesen getrübt oder gebrochen erscheint, darf sie unbeachtet lassen.

Am leichtesten zu erfassen ist der Gegensatz der antiken und modernen Kunst natürlich da, wo er von dem Gegensatz des heidnischen und christlichen Glaubens und Kultus bedingt ist, und es gibt ja wenige Gebiete der alten Kunst,

die sich nicht irgendwie mit der Religion berühren. Und wie diese Religion nicht vom irdischen Dasein abgewendet war oder ihm feindselig gegenüber stand, so gab es auch keine Scheidung der Kunst in heilige und profane, wie sie in der christlichen Welt überall, am schärfsten in der Musik hervortritt. Soweit es überhaupt möglich ist, den Charakter der gottesdienstlichen antiken Musik mit unseren Kunstmitteln wiederzugeben, mag dies vielleicht F. Mendelssohn in dem Chor des Paulus „Seid uns gnädig, hohe Götter" gelungen sein, bei dessen Klängen wol schon mancher Hörer unwillkürlich des Rafaelschen Kartons gedacht hat, der jene Szene zu Lystra darstellt. Die festliche Heiterkeit, die den ganzen antiken Kultus durchstrahlte, war ein Abglanz jener ewig ungetrübten Seligkeit, ohne die der Grieche das Dasein seiner Götter überhaupt nicht zu denken vermochte, und vollends eine bildliche Verewigung von Leiden und Schmerzen der Götter widerstrebte aufs äußerste seinem religiösen Gefühl.

Unter den fingierten Kriminalfällen, die in den römischen Rhetorenschulen zur Übung in Anklage und Verteidigung dienten, war auch der des Malers Parrhasius, der, um einen an den Kaukasus geschmiedeten Prometheus nach der Natur zu malen, einen alten Mann zu Tode gemartert haben sollte; er wird, da er das Bild in einem Minervatempel aufgestellt hat, der Tempelschändung angeklagt. Unter den Anklagepunkten ist auch: daß er Martern eines Gottes dargestellt. So sehr sträubte sich damals das Gefühl gegen eine Aufgabe, die die christliche Kunst stets als eine der höchsten betrachtet hat, und der sie in der Malerei und Skulptur sowie in der Musik ihre erhabensten Schöpfungen verdankt.

Doch auch abgesehen von dem Gebiet, auf dem die Forderungen des Glaubens ihr keine Wahl ließen, hat die moderne bildende Kunst in unzähligen Fällen unter dem Einflusse einer Weltanschauung, der der Geist alles, der Körper nichts war, der die Ertötung des Fleisches als verdienstlich galt, die Qualen des Fleisches, also das Gräßliche, das Widrige, das Peinliche und Verletzende zu ihrem Gegenstande frei gewählt. Auf den meisten Darstellungen des jüngsten Gerichts sind die Qualen der Verdammten mit Vorliebe behandelt, sehr oft der gelungenste Teil des Ganzen. Bei der Geschichte der Heiligen und Märtyrer mag es allerdings in vielen Fällen der Wille der Besteller verschuldet haben, daß man sich immer „auf der Anatomie, dem Rabenstein, dem Schindanger befindet“ (Goethe 23, 122). Aber diesen Wünschen kam doch jene im Gräßlichen schwelgende Phantasie entgegen, die sich in so vielen mittelalterlichen Legenden offenbart und die keineswegs bloß untergeordnete Künstler erfüllte, wie Tempesta und Pomeranzio, die Maler jener über allen Begriff scheußlichen Illustration der gesamten Acta martyrum (in der Rundkirche des heiligen Stephanus in Rom), da ja z. B. auch ein Maler vom Range Poussins einen heiligen Erasmus gemalt hat, dem die Eingeweide mit einer Haspel aus dem Leibe gewunden werden. Die bekannte Statue des heiligen Bartolomäus im Dom zu Mailand, ein Muskelkörper mit abgezogener Haut, trägt die Inschrift: Non me Praxiteles sed Marcus fecit Agrates, die so klingt, als ob auch Praxiteles einen geschundenen Leib hätte bilden können. Der Wettkampf zwischen Apoll und Marsyas war im Altertum ein oft behandelter Gegenstand, aber, so viel wir wissen, hat sich nie auch

selbst ein untergeordneter Bildhauer oder Maler so weit verirrt, einen geschundenen Marsyas darzustellen.

Aber die antike Kunst hat sich mit dem Schrecklichen keineswegs bloß durch Umgehung abgefunden, ihr sind „die furchtbaren Grazien" nichts weniger als fremd geblieben, und dieser Ausdruck, mit dem das Altertum den Charakter der Äschyleischen Poesie bezeichnete, deutet schon den so oft hervorgehobenen Unterschied von der modernen Kunst an. Die antike Kunst vermochte das Schreckliche mit ungeschwächter Wirkung zur Erscheinung zu bringen, und doch ohne Verletzung eines so höchst empfindlichen Schönheitsgefühls. Dieser Satz ist durch Lessings Laokoon fast trivial geworden, doch sein Ausspruch, daß die alten Künstler sich der extremen Leidenschaften entweder ganz und gar enthalten oder sie auf geringere Grade heruntergesetzt hätten, in welchen sie eines Maßes von Schönheit fähig sind, trifft nicht völlig das Richtige. Nicht die Leidenschaften setzten sie herab, sondern die gleichsam pathologischen Affektionen des Körpers, die sie begleiten, deuteten sie entweder nur an oder beseitigten sie ganz, sie brachten den Vorgang der Seele, so viel als möglich von seiner materiellen Grundlage abgelöst, zur Erscheinung. Dies gilt allerdings nur für die beste Zeit der griechischen Kunst, nicht mehr für die Zeit, in der der Laokoon entstand. Aber es gilt im vollsten Sinne für die Niobe, für die Medusa Rondanini, in der das Entsetzen selbst verkörpert ist; wer vermöchte sich bei ihrem Anblick des Grauens zu erwehren, und fühlte sich nicht doch zugleich von dem unheimlichen Zauber dieser unirdischen Schönheit wie gebannt? So ist also die Vereinigung der widerstrebenden Forderungen der Schönheit und Wahr-

heit nicht durch jene angebliche Mäßigung und Milderung der Affekte bewirkt, sondern durch ihre Verklärung und Vergeistigung, und hängt so aufs innigste mit dem Grundzuge der antiken Kunst zusammen, der am meisten dazu beiträgt, ihren Werken für die moderne Empfindung etwas Fremdartiges zu geben, mit ihrem Idealismus.

Überall strebt die griechische Kunst aus dem körperlich Materiellen zur Abstraktion, aus der bunten Sinnenwelt, in der wir heimisch sind, in das Schattenreich der Ideale, aus dem Gewimmel der vergänglichen und unvollkommenen individuellen Erscheinungen, die unseres gleichen sind und denen wir gerade durch ihre Schwäche und Unvollkommenheiten uns verwandt fühlen, zu den ewigen Urbildern der Gattungen. Ihre Gestalten sind in der Tat Wesen einer andern Welt, „wie des Lebens schweigende Phantome glänzend wandeln an dem stygschen Strome"; sie sind nicht Gestalten aus Fleisch und Blut und wollen es nicht sein; sie täuschen uns nie die Wirklichkeit vor, sie verlangen im Gegenteil, daß wir sie vergessen, und vollends der an den Eindrücken einer realistischen Kunst gesättigten Empfindung müssen sie wie Schatten erscheinen.

Eine notwendige Konsequenz dieser idealen Richtung ist jene Darstellungsweise, die überall die künstlerische Absicht mit einem Minimum von Mitteln zum Ausdruck bringt. Diese Sparsamkeit erscheint freilich dem durch Verschwendung oder doch ungleich reichere Anwendung der künstlerischen Mittel verwöhnten Kunstgefühl als Kargheit, und sie ist es ganz vorzüglich, die der antiken Kunstschönheit in den Augen der Modernen den Charakter der Kälte, Strenge und Herbheit gibt. Die Werke der

Alten bieten sich nicht gefällig zum Genusse dar, schmeicheln nicht unserm Gefühl, nehmen nicht unsere Seele gefangen; die Schönheit, sagt Winkelmann, liegt in den Werken der Alten versteckt. Ihr Verständnis setzt immer, weil es eben Abstraktion von der Wirklichkeit erfordert, eine ganz andere Selbsttätigkeit des aufnehmenden Geistes voraus, als das der modernen Kunstschönheit. Wie diese Grundeigentümlichkeit der antiken Kunst in deren verschiedenen Gattungen hervortritt, verdient wol näher betrachtet zu werden.

Im Drama schreitet die Handlung dem Ziele auf dem geradesten Wege zu, unaufhaltsam, ohne Pause und Stillstand, sie vermeidet auch die lockendsten Ab- und Umwege, da ist keine Person entbehrlich, keine Szene überflüssig, man darf fast sagen, kein Vers wird zu viel gesprochen. Daher der Unterschied zwischen den Tragödien des Sophokles und denen Schillers und Shakespeares schon äußerlich so sehr in die Augen fällt. Jene sind oft nicht länger oder nicht so lang als ein Akt von diesen, sie haben 5—6, diese 20—30 Personen, eine Fülle von Episoden und Nebenhandlungen, die die Haupthandlung nicht fördern, sondern gerade aufhalten, und wer an diese wechselvolle, bunte, zögernde, oft unterbrochene dramatische Entwicklung gewöhnt ist, fühlt sich von dem unaufhaltsamen Vorwärtsstreben der antiken Tragödie fremdartig berührt; denn auch hier bleibt das moderne Drama der Wirklichkeit näher als das antike, das die tragische Handlung von ihrem Hintergrunde ablöst, alle zufälligen Momente, alle nebensächlichen Ereignisse, mit denen die wirklichen Vorgänge durchsetzt sind, ausscheidet.

Gottfried Hermann sagt in dem Vorwort zu seiner

meisterhaften griechischen Übersetzung einiger Szenen aus Wallenstein (Opp. 5, 355), Schiller habe wol empfunden, worauf das Wesen der griechischen Tragödie beruhe, aber es nicht klar erkannt, und darum nicht gehörig die Fehler der Neuern vermieden. Er habe nicht verstanden den Anfang und Schluß des Dramas zu machen, er habe durch Einführung einer übergroßen Personenzahl jener Einfachheit geschadet, in der der Hauptvorzug der Tragödie liege, auch habe er an einzelnen Stellen sich vieles erlaubt, was dem Ernst und der Würde der Tragödie durchaus unangemessen sei. Gerade das aber, was das ganz an antiken Mustern erzogene Urteil Hermanns als Fehler der Neuern verwirft, will der realistisch gewöhnte Geschmack nicht entbehren.

Jene scheinbar äußerlichen Verschiedenheiten des antiken und modernen Dramas sind also in dem eigentlichen Wesen der alten Kunst tief begründet, und ebenso hat auch der Verlauf der tragischen Handlung innerhalb weniger Stunden und die Einheit des Orts ihren Grund in der Selbstbeschränkung auf das geringste Maß der erforderlichen Darstellungsmittel. Aber diese Selbstbeschränkung geht noch weiter. Sie verzichtet darauf, die Handlung sich vor den Augen der Zuschauer vollziehen zu lassen. Der materielle Vorgang, den wir als durchaus wesentlich zu betrachten gewohnt sind, ist den Griechen das Unwesentliche und tritt so viel als möglich in den Hintergrund, damit der geistige Inhalt um so reiner wirken könne. Wir sehen nicht sowol die Handlung, als ihren Reflex. Sehr wahr sagt Grote (History of Greece VIII, 459), daß das Drama seinen Namen durchaus mit Unrecht führt, da darin nichts wirklich getan wird, das

Ganze besteht aus Reden; was geschieht, geschieht an einem andern Ort oder in einer andern Zeit. Es sind keineswegs nur die blutigen und gewaltsamen Vorgänge, die hinter die Szene verwiesen werden, fast alles, was sich ereignet, wird nur berichtet, wir sind nur Zeugen der durch die Ereignisse in den Gemütern der Beteiligten bewirkten Vorgänge; in diese allein ist ganz spiritualistisch die Handlung verlegt, hier sehen wir die tragischen Schicksale entstehen, ihren Gang nehmen und endigen. In der Antigone erfolgt nicht bloß der Selbstmord der Heldin in ihrem unterirdischen Kerker und der Selbstmord Hämons in Gegenwart des herbeigeeilten Vaters hinter der Szene, sondern auch — was in einer modernen Tragödie den Mittelpunkt bilden würde — die zweimalige Bestattung des Polyneikes und die Ergreifung der Täterin.

Man denke nun z. B. in Romeo und Julie nicht bloß den Zweikampf des Mercutio und Romeo mit Tybald, sondern auch die Schlaftrunkszene, den Tod Romeos in der Gruft, das Erwachen Julias und ihren Tod — dies alles denke man bloß berichtet, und man fühlt, daß das Stück seinen Charakter wesentlich verändert haben würde. In der Beschränkung der Darstellungmittel, der Zurückführung der Handlung auf ihren reinsten idealen Gehalt, der Ausscheidung des Materiellen und Unwesentlichen stehen Goethes Iphigenie und Tasso dem antiken Drama am nächsten. In jener fand Hermann, dem an den Schillerschen Stücken so viel zu einem harmonischen Gesamteindruck fehlte, „den zarten Hauch der griechischen Camöne", während die naive moderne Empfindung bei aller Bewunderung der dichterischen Schönheit hier nicht einmal ein Drama anerkennen will; so erklärt

Lewes den Tasso für eine Reihe schöner Verse, aber für kein Drama.

Noch weiter als die dramatische Dichtung entfernte sich die szenische Darstellung im Altertum von der Wirklichkeit. Sie kannte das Streben nach Illusion ebensowenig als die Zuschauer das Verlangen darnach. Die antiken Bretter bedeuteten nicht die Welt. Die ganze Bühneneinrichtung ließ keinen Augenblick die Täuschung aufkommen, als habe man einen wirklichen Vorgang vor Augen, die Darstellung konnte und sollte eben nur als eine Produktion der Kunst verstanden und gewürdigt werden, die nicht nur keine Realität hatte, sondern jeden Gedanken an Realität ausschloß. Schon allein die Darstellung mehrerer Rollen durch dieselben Schauspieler, der Frauenrollen durch Männer, war der Illusion nicht günstig. Nun aber im hellsten Tageslicht, das der beschönigenden, vertuschenden Tätigkeit der Phantasie keinen Zoll breit Spielraum ließ, traten jene wundersamen Gestalten auf, die in ihrer übermenschlichen Größe, in ihrer pomphaften Tracht, ihren starren Masken mit weiten Mundöffnungen, wie Gestalten aus einer andern Welt erscheinen sollten und wirklich erschienen.

Musik und Tanz erhöhte die Feierlichkeit des Eindrucks und vollendete die Erhebung der Darstellung in eine ideale Sphäre. Noch weiter von der Wirklichkeit als die griechische Bühne entfernte sich sogar die römische, wo im ernsten lyrischen Monolog der Schauspieler den Text nur im stummen pantomimischen Tanze ausdrückte, während ein Sänger ruhig daneben stehend die Worte vortrug, die jener hätte sprechen oder singen sollen. Für Goethes auch hier antikisierende Richtung ist charakteristisch, daß

er, wenn auch nur aus Not, etwas Ähnliches wagen zu dürfen glaubte, indem er, als einmal bei der Aufführung der Zauberflöte die Sängerin, die die Rolle der Königin der Nacht übernommen hatte, nicht auf der Bühne erscheinen konnte, sie hinter der Szene singen ließ, während eine andere Schauspielerin vor den Zuschauern die begleitenden Gesten machte.

Bei weitem größer als im Drama und Schauspiel ist der Abstand der antiken und modernen Kunst in der Musik. Hier erscheint die Einfachheit und Sparsamkeit im Gebrauch der künstlerischen Mittel bei den Alten uns vollends als Dürftigkeit, und hängt hier freilich auch mit der verhältnismäßig dürftigen Entwickelung der antiken Musik zusammen; denn selbst die Vokalmusik, die allein eine kräftige Entwickelung gehabt hat, blieb der Poesie durchaus untergeordnet, die Melodie hatte kein selbständiges Leben, ihr Wert bestand einzig in der Wahrheit und Angemessenheit des Ausdrucks, sie muß wesentlich rezitativisch gewesen sein. Das Tonsystem war beschränkt, die Singstimme bewegte sich am liebsten und besten innerhalb einer einzigen Oktave, schon darum konnte der Gesang sich nicht allzuweit von einer gehobenen Deklamation entfernen. Außer dem Gesang der Einzelstimme kannte das Altertum nur den Chorgesang, und in diesem keine Mehrstimmigkeit, sondern nur eine Nüancierung des unisonen Vortrags durch Verschiedenheit der Oktaven. Die Instrumentalmusik war eigentlich auf zwei Instrumente beschränkt, die der Harfe verwandte, aber in ihrem Tonumfange sehr hinter dieser zurückstehende Zither, und die der Klarinette ähnliche Langflöte. Der Abstand auch von dem Zusammenspiel dieser Instrumente

zu der modernen Symphonie ist enorm. Die Aufgaben, die diese mit ihren unendlich reicheren Mitteln löst, konnte sich das Altertum niemals auch nur stellen, und den Abstand von einer Beethovenschen Symphonie zu den einfachen Klängen der Zither und Flöte hat man mit Recht verglichen mit dem Abstand von einem der großen Gemälde M. Angelos oder Rafaels mit ihrer Gestaltenfülle, ihren großen Licht- und Schattenmassen, ihrem gewaltigen Inhalt und hinreißendem Ausdruck, zu den einfachen und anspruchslosen, wenn auch oft edeln und anmutigen Figuren griechischer Vasenbilder. Wenn bei den Römern freilich eine Vereinigung verschiedener Instrumente zu einer Art Orchester stattfand, so wurde damit nicht eine Lösung höherer Aufgaben bezweckt, sondern auch hier galt die Verstärkung oder vielmehr Vergröberung der Mittel nur der Erzielung stärkerer, aber auch unreinerer Wirkungen, wie sie dem rohen Geschmack der Römer zusagte.

Von den bildenden Künsten ist der Skulptur schon durch ihr Material eine große Selbstbeschränkung auferlegt, dessen Farblosigkeit oder Einfarbigkeit selbst das Streben ausschließt, den Schein des Lebens nachzutäuschen. Auch die Polychromie der Skulptur bezweckte niemals, vielleicht die älteste Zeit ausgenommen, die Farben der wirklichen Körper wiederzugeben, sondern den Gesamteindruck der Darstellung durch größere Feierlichkeit und Pracht zu erhöhen, die Absicht war hier wesentlich dieselbe, wie bei den zweifarbigen Werken aus Gold und Elfenbein.

Durch das Material ist ferner eine relative Ruhe der plastischen Darstellung bedingt, und der sehr große Kreis von Gegenständen, Momenten und Motiven, die diese Ruhe nicht zulassen, von vornherein ausgeschlossen. End-

lich ist die Skulptur durch ihre Aufgabe, Ideen in organischen, vor allem menschlichen Formen darzustellen, auf Abstreifung alles dessen, was die Form beeinträchtigt oder verhüllt, gewiesen, auf Beseitigung alles überflüssigen Beiwerks, alles irgend zu entbehrenden Kostüms. „Die Bildhauerkunst, sagt Göthe (über Laokoon 30, 309), wird mit Recht so hoch gehalten, weil sie den Menschen von allem, was ihm nicht wesentlich ist, entblößt. So ist auch bei dieser Gruppe Laokoon ein bloßer Name; von seiner Priesterschaft, von seinem trojanisch nationellen, von allem poetischen und mythologischen Beiwesen haben ihn die Künstler entkleidet, er ist nichts von allem, wozu ihn die Fabel macht, er ist ein Vater mit zwei Söhnen, in Gefahr zwei gefährlichen Tieren zu unterliegen." Freilich ist die antike Skulptur bei dieser Beseitigung aller hinderlichen Nebendinge und Äußerlichkeiten, bei der Zurückführung der Persönlichkeit auf ihre rein menschliche Bedeutung, der Handlung auf ihren ideellen Gehalt ebenso von der Sitte und auch von der Tracht des griechischen Altertums begünstigt gewesen, als die moderne von größter Ungunst der äußeren Verhältnisse gedrückt wird. In der Tat wird keiner Kunst die Gewinnung eines festen Bodens und einer organischen Entwickelung so erschwert, als der Skulptur durch die der Nacktheit widerstrebende Sitte, die den Körperformen so wenig sich anschmiegenden Trachten und die realistischen Forderungen des modernen Kunstgefühls.

Die antike Plastik aber durfte nicht blos, was ihr von Kostüm, Waffen, Attributen und dergl. hinderlich war, beseitigen oder leicht andeuten, sie durfte auch der an den strengen Idealismus der Darstellung erzogenen

Phantasie des Beschauers manches zu ergänzen zumuten, was nach heutigen Begriffen zur Totalität des Kunstwerks unentbehrlich ist. Schon für ein Werk wie den Apoll von Belvedere, dem gegenüber ein besiegt im Staube liegendes Ungetüm gedacht werden muß[1]), dürfte sich in der ganzen neueren bildenden Kunst kaum ein Analogon finden: nie hat wohl ein Maler den siegreichen heiligen Georg ohne den Drachen dargestellt. Vollends eine Darstellung wie die des Unterganges der Niobiden ohne die beiden Götter, deren Pfeilen dies ganze blühende Geschlecht erliegt, ist in der modernen Kunst geradezu undenkbar.

Bei der antiken Malerei hängt wie bei der Musik die Sparsamkeit im Gebrauch der Mittel mit einer verhältnismäßig dürftigen Entwickelung zusammen. Sie darf wenigstens in sofern eine auf die Fläche übertragene Plastik genannt werden, als auch sie sich im wesentlichen auf die menschliche Gestalt beschränkt hat. Und zwar waren die berühmtesten Bilder des Altertums einzelne Figuren, die Anadyomene des Apelles, die Helena des Zeuxis; unter den erhaltenen Gruppenbildern zeichnen sich die wenigsten durch die Komposition aus. Sehr figurenreiche Darstellungen werden in der Regel in kleine, unverbundene Gruppen aufgelöst gewesen sein: wenigstens ist dies bei den beiden einzigen, die wir aus genauer Beschreibung kennen, der Fall, den beiden polygnotischen Bildern zu Delphi. Daß es Ausnahmen gab, zeigt freilich die Alexanderschlacht, doch ist ihr Abstand z. B. von

1) Furtwänglers Ansicht, daß der Apollo in keiner bestimmten Situation zu denken sei, ist mir unverständlich.

der Konstantinsschlacht Rafael's auch in der Komposition weit größer als von den Schlachtenbildern auf griechischen Vasen. Denn auch hier wie überall ist doch von dem für uns so wesentlichen Vorzug der Malerei, der Fläche den Schein eines vertieften Raumes zu geben und dadurch die Darstellung zu vervielfachen, zu erweitern und ihr Körperlichkeit zu leihen, nur ein sehr unvollkommener Gebrauch gemacht. Die verschiedenen Gründe, die Landschaft, die Architektur fehlen den antiken Figurenbildern, dürftige Anfänge abgerechnet, ganz, und Luft und Linienperspektive sind daher unentwickelt geblieben. Die Entwicklung der Landschaftsmalerei war durch jene spiritualistische Auffassung der Natur ausgeschlossen, für die das Materielle der Naturerscheinungen gar kein Interesse hatte: was sie ansprach und erfaßte, waren deren gleichsam seelische Eigenschaften, „die Anmut, die Klarheit und Regsamkeit der Quelle, die sichere Kraftfülle des Flusses, das schattige Dunkel des Hains, die üppige Feuchte der Trift, das farbige Wellenspiel des Meeres", und diese Erscheinungen wurden „als Lebensäußerungen, als göttliche Wirksamkeiten empfunden." (Lehrs popul. Aufs. 92.) Nicht in die Natur selbst war der Blick gerichtet, sondern „wie in einem Spiegel, in welchem jene Eindrücke in Gestalten reflektiert waren", die daher auch in der Darstellung als Gestalten, als Personen erscheinen. Aus der Beschränkung auf die menschliche Gestalt erklärt sich auch die Beschränkung auf nur vier Farben, die nach modernem Begriff die Malerei ihres höchsten Vorzugs beraubt, ja ihr eigentliches Wesen aufhebt und mit denen sich doch auch Apelles begnügte. Die vier Farben Schwarz, Weiß, Rot und Gelb und ihre Mischungen reichten eben

für die Figurenbilder völlig aus, Blau und Grün waren entbehrlich. „Jetzt, sagt Plinius (35, 50), wo Purpur, Indigo, Drachenblut auf die Wände aufgetragen werden, gibt es keine berühmten Bilder mehr. Alles war also damals besser, als die Fülle geringer war." Daß übrigens die antike Malerei in Staffeleibildern, die moderne in Wandgemälden das größte geleistet hat, hängt mit der Verschiedenheit ihrer Entwickelungen ebenfalls zusammen.

Endlich steht auch der ideale Charakter der griechischen Architektur im innigsten Zusammenhange mit der strengsten Beschränkung auf die Formen, in denen die architektonische Funktion sich am reinsten ausspricht. Bei der Erschaffung der architektonischen Formen nach den Analogien von organischen Bildungen oder Erzeugnissen menschlicher Tätigkeit ist von jedem „Analogon nur das für seinen tektonischen Begriff allgemein Wahre festgehalten, alles zufällig Anklebende und Unwesentliche abgelöst; und ebenso wie der Begriff und die Form jedes einzelnen darstellenden Teils innerlich so lange geläutert und von allem Unwesentlichen befreit wird, bis der reine Kern des Gedankens und das Schema übrig bleibt, so findet sich gleich von vorn herein die ganze Idee des Bauwerks, die Organisation aller einzelnen Teile nach solchem Bestreben aufgefaßt, festgehalten und räumlich angelegt; darnach wird der ganze hellenische Bau gleichsam ein Kosmos. Aus dieser in den Hellenen innerlich wirkenden Ethik entspringt allein auch jener weise Haushalt mit den Gedanken, jenes Beschränken und Konzentrieren aller Mittel auf das unerläßlich Notwendige, jene stetige, rhythmische Wiederkehr der einmal als wahr und gültig erfundenen Form bei demselben Gedanken — kurz

jene idealische Ökonomie, die von dem Gedanken auf das Mittel übergehend, sich selbst bis auf den realen, körperlichen Maßstab erstreckt." (Bötticher, Tektonik der Hellenen I, 101.) Zu diesem Charakter der antiken Architektur steht der der mittelalterlichen im schroffsten Gegensatz. Die den Kultuszwecken entsprechende räumliche Kleinheit der griechischen Tempel erscheint fast winzig, verglichen mit den kolossalen Dimensionen, den gigantischen Massen der gotischen Dome; hier die größte Einfachheit der Anlage, dort eine höchst mannichfaltige, komplizierte bauliche Gliederung, hier eine beschränkte Mechanik, dort eine höchst künstliche, die alle räumlichen Schwierigkeiten spielend überwindet, endlich eine relative Schmucklosigkeit gegenüber einer wuchernden Überfülle der Ornamentik. Kein Wunder, daß, wenn der ganz in antiken Anschauungen befangenen Renaissancezeit und dem Pseudo-Klassizismus der folgenden Jahrhunderte gotisch für barbarisch galt, andrerseits auch der für die märchenhaften Wunderbauten des Mittelalters neu entzündete Sinn sich für die keusche Harmonie, „die edle Einfalt und stille Größe" der griechischen Tempel nur schwer zu erwärmen vermag.

Durch die strenge Konsequenz ihres Idealismus ist die griechische Kunst ebenso einzig als die Nation, die diese Kunst erschuf, durch ihre hohe Begabung, und darum steht sie auch dem Gefühl aller anderen, minder hoch organisierten Völker so fern, auch abgesehn davon, daß dieser Abstand durch die Verschiedenheit des Glaubens und der Kultur erweitert wird. Schon das Verständnis der Römer für die griechische Kunst war ein sehr unvoll-

kommenes und auf kleine Kreise beschränktes, sie haben sie aus ihrer überirdischen Sphäre herabgezogen, aber gerade dadurch auch den übrigen Völkern näher gebracht. Die hohen griechischen Ideale hätten nimmermehr in so weiten Kreisen Begeisterung entzünden können. Virgil und Horaz, der Laokoon und Apoll von Belvedere, das Pantheon und das Kolosseum standen der Renaissancezeit sehr viel näher, als Sophokles, als der Parthenon und die Götter und Menschen des Phidias ihr hätten stehen können. Der strenge Idealismus dieser Kunst würde die moderne Menschheit in scheuer Entfernung gehalten haben, nicht durch ihn hätte sie die Lehrerin aller Völker werden können, sie wurde es dadurch, daß sie das wiederbrachte, was die römische Kultur, wenn auch nicht unversehrt und unentstellt, erhalten hatte, was dagegen dem christlichen Mittelalter fast auf allen Kunstgebieten verloren gegangen war und bei fortschreitender Entwickelung immer schmerzlicher ersehnt wurde: die Form.

Wie der Idealismus der griechischen Kunst, ist auch das griechische Formgefühl mit seiner Schärfe, Feinheit, Sicherheit und Allseitigkeit, sowie mit seiner gestaltenden Kraft ohne Beispiel in der Geschichte der Kultur. Wie eine zweite Natur hat die Kunst der Griechen auf allen Gebieten jeder künstlerischen Idee die ihr gemäße Form anerschaffen. In dieser unübersehbaren Fülle von Schöpfungen ist jede gleich einem selbständigen, in sich vollkommenen Organismus von ihrem eigenen Leben erfüllt und bis in ihre letzten und unscheinbarsten Glieder hinein individualisiert. Von dem in milder Majestät thronenden Zeus bis zu der Brut der Satyrn und Kentauren, welche Reihe durchgebildeter Ideale, deren Grundformen für Ge-

sichtszüge und Gestalt, ja selbst in vielen Fällen für Haltung und Gewandung feststehen, ohne doch der freiwaltenden Erfindung zu enge Schranken zu setzen! Von der Tragödie bis zum Epigramm hat jede Dichtungsart ihre für Dialekt, Versmaß, Ausdrucksweise unwandelbar maßgebende Normen, jede architektonische Ordnung hat ihre eigenen Maße, Verhältnisse und Ornamente, von der Säulenbase bis zum Dachfirst ist derselbe Charakter allen Gliedern aufgeprägt. Aus geringen Trümmern ist es möglich, den ganzen Bau zu rekonstruieren, von einem einzelnen Vers kann man in vielen Fällen sagen, ob er der Tragödie oder Komödie angehört, auch wenn der Sinn darüber keinen Aufschluß gibt, von dem Fragment einer Stirn, ob der Kopf der eines Zeus, Pluto oder Poseidon, eines Merkur, Bacchus oder Apollo war. Dieser staunenswerte Reichtum an festen Kunstformen in der antiken, gegenüber dem fast gänzlichen Mangel derselben in der modernen Kunst drängt sich auch der flüchtigsten Betrachtung auf. Jakob Grimm hat in seinen Reiseeindrücken diesen Unterschied für die religiösen Darstellungen der bildenden Künste hervorgehoben: „Ein wesentlicher, ja unausgleichbarer Unterschied der alten und der neuen Kunst liegt nun darin, daß alles, was jene gestaltete, typisch ist, d. h. lang überliefertem Urbild entsprungen, die Bilder der neueren Kunst aber fast ganz in Phantasie und Willkür des Malers beruhen. Jene waren darum echt religiös, diese sind es nur anscheinend, weil die Kraft des einzelnen, auch des größten Meisters solch einen Typus zu erzeugen oder zu ersetzen viel zu schwach ist. — In allen noch so verschieden gefaßten Bildsäulen der Pallas wird der Göttin Typus walten; wie grundabweichend ist Maria von den Malern, von einem

und demselben Meister genommen, dem Haupte des Heilands sehen wir bald schwarzes bald nußbraunes, bald schlichtes bald gekräuseltes Haar beigelegt. Man weiß, daß die ersten Jahrhunderte alle Bilder verabscheuten, die folgenden fast verstohlen wieder dazu, niemals aber zu einem stetigen Typus der Gestalten und Farben gelangten. Es gebricht also der modernen Kunst an einem vollen Hinterhalt, an lebendigem, festem Zusammenhang mit Religion und Mythus, den keine künstlerische Schwärmerei vergütet." Der Mangel fester Traditionen, den J. Grimm nur für die religiöse Malerei und Skulptur hervorhebt, macht sich auch sonst überall nur gar zu fühlbar. Die moderne deutsche Tragödie — um nur dies eine Beispiel anzuführen — ist bald in Versen, bald in Prosa, bald aus beidem gemischt, neben dem fünffüßigen jambischen findet sich das vierfüßige trochäische und andere Versmaße, sie schließt sich bald antiken Vorbildern an, bald spanischen, englischen, französischen, bald entlehnt sie aus verschiedenartigen gleichzeitig; weil sie ihre Gegenstände allen Lebenskreisen, von den höchsten bis zu den niedrigsten entnimmt, schlägt sie alle Töne an, von königlicher Würde bis zur pöbelhaften Rohheit. Hier wie überall ist der Vorteil größeren Reichtums und größerer Mannigfaltigkeit durch Stillosigkeit und Buntscheckigkeit erkauft. Überall begegnen wir Verwirrungen und Vermischungen verschiedenartiger Formen, Gattungen und Stile, aus denen daher nur zu oft auch widersinnige Zwittergeschöpfe hervorgehn.

Ähnlichen Verirrungen war die antike Kunst freilich schon von vornherein dadurch entzogen, daß sie nicht eine chaotische Überfülle fertiger Kunstformen der verschiedensten Zeiten und Völker bereits vorfand, daß sie

eben keine epigonische, sondern eine ursprüngliche war. Das äußerst wenige, was die Griechen von den Kunstformen fremder Nationen sich angeeignet haben (nachweislich ist dies nur in der bildenden Kunst geschehen), ist so vollständig durch die gestaltende Kraft des griechischen Geistes absorbiert, daß man es nach Winkelmanns Ausdruck als unter griechischem Himmel von neuem geboren bezeichnen kann. Sodann aber ist die fernere Entwickelung darum eine so stetige, so ohne Sprünge und Abweichungen fortschreitende gewesen, weil von Anfang an auch hier eine hohe Ehrfurcht vor der Tradition gewaltet hat — wie sie sich ja auch in der wunderbaren Fortpflanzung der homerischen Gedichte zeigt. Die einmal gefundenen und als mustergiltig anerkannten Formen hatten gleichsam die Kraft von bindenden Gesetzen, die jede Willkür ausschlossen, gegen die kein Künstler sich aufzulehnen wagte. Nirgend, wo die Form einmal glücklich gewonnen war, ist ihr Besitz durch törichtes Experimentieren wieder aufs Spiel gesetzt worden, nirgend zeigt sich das Streben, den Ruhm der Originalität durch Überbietung des bereits gelungenen zu erstreben. Es gab im Altertum auf allen Kunstgebieten nicht nur viel weniger falsche Originalität, es gab auch weniger wahre als in der neueren Zeit, wo bei der steten Unterbrechung der Tradition immer neue Bahnen gesucht werden mußten und noch müssen. Es gab unendlich mehr Nachahmung, Kopie und Reproduktion des fort und fort überlieferten festen Besitzes. Die der neueren Zeit so geläufige Vorstellung, daß Genie, selbst Talent, ohne Fleiß und Studium in der Kunst etwas vermöge, war dem Altertum, man kann sagen, völlig unbekannt; und auch bei geringer Begabung vermochte Fleiß und Studium

verhältnismäßig viel. Namentlich stand die große Masse der bildenden Künstler sicherlich tiefer als in irgend einer neueren Zeit, und konnte die neuern doch durch ihre Leistungen weit übertreffen; ja selbst handwerksmäßige Fertigkeit, technische Routine genügte, um die herrlichen Vorbilder früherer Zeiten in erfreulichen Abbildern wiederzugeben. So gab es auch hier keine Grenze zwischen Kunst und Handwerk, und gerade dem Kunsthandwerk kam der unermeßliche Vorteil einer überall maßgebenden künstlerischen Tradition am meisten zu gute.

Diese Eigentümlichkeiten der antiken Kunstentwicklung muß man im Auge behalten, um zwei auf den ersten Blick unbegreifliche Erscheinungen zu verstehen, die Erhaltung der bildenden Künste durch länger als ein halbes Jahrtausend auf einer bewundernswürdigen Höhe und ihre immense Massenproduktion während dieser Zeit. Die griechische Kunst der Blütezeit schuf und überlieferte den folgenden Jahrhunderten einen unübersehbaren Reichtum von Ideen und Formen. Mit dieser Erbschaft einer nach allen Seiten hin aufs vollkommenste durchgebildeten Darstellungsweise konnte auch die spätere Zeit, der eigene schöpferische Kraft gebrach, noch Jahrhunderte lang haushalten, ohne arm zu erscheinen. Nicht blos wurden die älteren Originale in zahllosen Kopien und Nachahmungen vervielfältigt, sondern die alten Formen, Gestalten und Kompositionen blieben fort und fort befolgte Muster und Vorbilder; so bewegte sich die Kunst in gewohnten Kreisen und löste auch die neuen Aufgaben nach altbewährten Gesetzen. Bis in die Werkstätten jener bescheidenen Maler, die in römischer Zeit die Wohnungen mit heiteren Fresken schmückten, der Tonarbeiter, die die Reliefs für Häuser-

fronten formten, der Steinmetzen, die Sarkophage und Aschenurnen „mit Leben verzierten", wirkte der Geist des Phidias und Polyklet, des Praxiteles und Apelles fort und fort.

Die beispiellose Großartigkeit der Kunstentwickelung und die Festigkeit der Tradition hat es auch bewirkt, daß die Nachblüte der bildenden Kunst Jahrhunderte gewährt, daß die Skulptur noch in dieser Zeit eines wenn auch langsamen Sinkens Werke geschaffen hat, denen die moderne Plastik wenige an die Seite zu stellen vermag. Ja, es ist erklärlich, daß die Stumpfsichtigkeit gar keinen Unterschied zwischen den Werken aus der Zeit des Hadrian und Phidias zu erkennen vermag und eine ununterbrochene Blütezeit der Kunst von mehr als fünf Jahrhunderten annimmt, eine Vorstellung, die freilich ebenso jeder historischen Analogie widerspricht, als sie durch den Augenschein für jeden Urteilsfähigen widerlegt wird. Ja auch in der Poesie, wo der Mangel an schöpferischem Geist sich eher fühlbar macht, kann der Rest des Formenadels, den auch die letzten Produktionen des Altertums nicht völlig verleugnen, über die Wertlosigkeit des Inhalts täuschen. „Auch die Dichter späterer Jahrhunderte, sagt Lehrs (Populäre Aufs. S. 203), die unbegabt, ja insipid heißen müssen, können eine gewisse Anmut — man möchte sagen — nicht los werden. Und diese Anmut ist nicht ein bloßer Vorzug des sprachlichen Ausdrucks: sie verdankt ihren Reiz zugleich einer poetischen Anschauung, einer treffenden Empfindung, einer ansprechenden Vorstellung, und so ist mit der Fortpflanzung der Dichtersprache zugleich eine Menge so guter Eigenschaften des Inhalts hinüber geleitet worden." Nicht blos die Re-

naissanceperiode hat in der antiken Literatur mittelmäßiges und schlechtes neben dem Besten mit unterschiedslosem Enthusiasmus bewundert, auch heute ist selbst das gebildetste Urteil der Gefahr, auf ähnliche Weise zu irren, ausgesetzt; wie denn Göthe den läppischen Schäferroman des Longus so sehr überschätzt hat.

Die hier angedeuteten Gegensätze der antiken Kunst gegen die Kunstentwickelungen aller folgenden Zeiten werden ewig unausgleichbar fortbestehen, wenn sie auch in manchen Perioden wie in der Renaissancezeit und im 18. Jahrhundert minder schroff hervortreten. Aber auch die Fortwirkungen der antiken Kunst werden dauern, und wie in der gegenwärtigen Kultur ihre „heimlich bildende Gewalt" auch da, wo wir sie nicht spüren, wirkt und schafft, wird sie es auch künftig, so lange es überhaupt eine Kultur geben wird.

IX.

Das Nachleben der Antike im Mittelalter.[1])

1. Die griechische Sprache, Literatur und Philosophie. — 2. Die lateinische Sprache und Literatur. Die allegorische Erklärung. — 3. Die sieben freien Künste. — 4. Die Abhängigkeit der mittellateinischen Poesie und Geschichtsschreibung von altrömischen Vorbildern. — 5. Die Mythologie und Geschichte des Altertums. Die Kaiser-, Alexander-, Virgil- und Trojasage. — 6. Architektur, Skulptur, Musik, Gartenbau und Naturgefühl. — 7. Glaube und Kultus. Die Weltmonarchie und die Welthauptstadt. Das römische Recht.

1. Die griechische Sprache, Literatur und Philosophie.

Die Grenzen der beiden Reiche, in die seit Theodosius dem Großen die römische Welt zerfiel, waren im Wesentlichen auch die Grenzen der Gebiete seiner beiden Hauptsprachen: im Osten herrschte das Griechische, im Westen das Latein. Seit der Trennung des ost- und weströmischen Reichs und der zunehmenden Entfremdung beider von einander schwand hier wie dort die Kenntnis der Sprache des andern Gebiets überraschend schnell. Gregor der Große (Papst 590—604) verstand kein Griechisch, obwol er sechs Jahre als Nuntius in Konstantinopel gelebt hatte, und er sagt,

1) Deutsche Rundschau Bd. LXXXXII (1897) S. 210ff. und 370 ff.

es gebe dort niemanden, der gut aus dem Griechischen ins Latein und umgekehrt übersetzen könne[1]). Am längsten mag sich die Kenntnis des Griechischen in Irland erhalten haben. Dort lebten noch in der Zeit Bedas des Ehrwürdigen (674—735) Schüler der von Gregor nach Britannien gesandten Missionare Adrianus aus Afrika und Theodor von Tarsus, die Griechisch und Latein wie ihre Muttersprache kannten[2]).

Als lebende Sprache bestand innerhalb des Occidents die griechische nur in dem bis 752 zum byzantinischen Reich gehörenden Exarchat fort. Dort hat sie in beiden Calabrien in den Klöstern und Schulen der Basilianermönche die byzantinische Herrschaft überdauert und war auch unter den Normannen, den Hohenstaufen und den Anjous noch nicht völlig ausgestorben. Seit die aus dem Altertum fortgepflanzte Kenntnis der Sprache im ganzen übrigen Abendlande erloschen war, müssen die sehr wenigen Europäer, die sie verstanden, sie mittelbar oder (wie Boccaccio) unmittelbar von Calabresen gelernt haben, mit Ausnahme Einzelner, die als Reisende oder (wie Liutprand von Cremona 968) als Gesandte im byzantinischen Reich gewesen waren, oder, wie die aus Scheffels „Ekkehard" bekannte Herzogin Hadwig von Schwaben († 994), einen der äußerst selten nach Europa gekommenen Griechen zum Lehrer gehabt hatten. Ihre Zahl nahm je länger je mehr ab. Die 827 von dem griechischen Kaiser

---

1) Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom. Bd. II, S. 87, 2.

2) Cramer, De graecis medii aevi studiis. 1849. I, p. 38 f.

Michael Balbus an Ludwig den Frommen gesandten Schriften des sogenannten Dionysius Areopagita konnte Niemand übersetzen als der Ire Johannes Scotus Erigena, und seine Kenntnis des Griechischen war, wie die groben grammatischen und metrischen Schnitzer in seinen an Karl den Kahlen gerichteten griechischen Versen zeigen, eine sehr mangelhafte[1]). Wenn es vom 10. bis 14. Jahrhundert Europäer gegeben hat, die vom Griechischen mehr kannten, als die Buchstaben und eine Anzahl von Vokabeln, so ist ihre Zahl jedenfalls klein gewesen. Roger Bacon sagt 1267, es gebe nicht vier Lateiner (d. h. Westeuropäer), die die Grammatik der griechischen Sprache kennen, und ohne diese nütze die Kenntnis der Sprache nichts und reiche namentlich zum Übersetzen nicht hin. Dies wird auch von den Basilianermönchen gegolten haben. Die Vorliebe für griechische Büchertitel bei Schriftstellern (z. B. Johann von Salisbury) ist aus dem Reiz des fremdartig Geheimnisvollen vollkommen erklärlich[2]).

Von der ganzen griechischen Literatur kannte man im früheren Mittelalter nur einiges Wenige aus lateinischen Übersetzungen. Doch allmälich gelangte auf einem weiten Umwege ein beträchtlicher Teil der wissenschaftlichen Werke der Griechen wieder in den Besitz des Abendlandes[3]). Die Depositare und Überlieferer dieser seit einem halben

1) Cramer, Ibid. 1853. II, p. 29.

2) Schaarschmidt, Johannes Sarisberiensis, p. 111.

3) Ich benutze hier außer den Arbeiten von Wenrich, Wüstenfeld, Steinschneider und August Müller hauptsächlich einen Vortrag von H. Suter, Die Araber als Vermittler der Wissenschaften und deren Übergang vom Orient zum Occident. 1896.

Jahrtausend verloren gegangenen Erbschaft des Altertums waren die Araber: man lernte im christlichen Europa Hippokrates, Galenus, Euklid, Ptolemäus, Aristoteles und andere erst durch lateinische Übersetzungen aus dem Arabischen kennen, in welches sie aber in der Regel nicht direkt aus den Originalen, sondern aus syrischen Übersetzungen übertragen worden waren. Wie im Orient die Abbassiden und zum Teil auch ihre Vesiere, waren in Spanien die Omejjaden Freunde und Beschützer der Wissenschaft. Hier waren Cordova, Granada, Sevilla, Toledo, dort Bagdad, Basra, Damascus im 9. und 10. Jahrhundert Stätten einer hohen Kultur und eines reichen geistigen Lebens, das in der ganzen damaligen Welt nicht seinesgleichen hatte. In Cordova, das die Nonne Roswitha als eine durch die von ihr umschlossenen Wonnen berühmte und im Vollbesitz aller Dinge strahlende Zierde der Welt pries, gründete der Omejjade Hakem (912—976) siebenundzwanzig neue Lehranstalten, in denen die Kinder unbemittelter Eltern unentgeltlich unterrichtet wurden; die dortige Bibliothek soll 400000 Bände gezählt haben. Im ganzen arabischen Spanien waren die im übrigen Europa fast nur einem Teil der Geistlichkeit bekannten Künste des Lesens und Schreibens allgemein verbreitet. In Bagdad ließen die Abbassiden besonders durch nestorianische Christen, die ihnen oft als Ärzte dienten, griechische Werke ins Syrische übersetzen; daß die nochmalige Übertragung ins Arabische zur Vermehrung der ohnehin auch bei den späteren direkten Übersetzungen unvermeidlichen Mißverständnisse und Entstellungen der Originaltexte beitrug, ist selbstverständlich. Im 10. Jahrhundert waren alle damals noch vorhandenen Schriften der griechischen

Astronomen, Mathematiker und Ärzte ins Arabische über setzt und kommentiert.

Die Ersten, die einen Teil dieser Schätze nach Europa zurückbrachten, waren Constantinus Africanus aus Karthago und Athelard von Bath. Jener, der dreißig oder vierzig Jahre im Orient gereist war, bei seiner Rückkehr als der Zauberei verdächtig aus seiner Heimat vertrieben, an der medizinischen Schule von Salerno lehrte und 1085 als Benediktinermönch in Monte Cassino in hohem Alter starb, übersetzte zuerst Schriften des Hippokrates, Galenus und arabischer Ärzte aus dem Arabischen ins Lateinische. Ein Benediktinermönch war auch Athelard von Bath, der, ebenfalls nach langen Reisen (auch im Orient und in Spanien) nach England zurückgekehrt, zuerst (1120—1130) mathematische und astronomische Werke aus dem Arabischen übersetzte und durch eine vollständige Wiedergabe der Werke Euklids den Grund zu einem fruchtbaren Studium der betreffenden Wissenschaften legte. Auf dem von den Griechen und Arabern bereiteten Boden standen im 13. Jahrhundert Leonardo Fibonacci von Pisa, der sein Wissen auf Handelsreisen erworben hatte, und der Deutsche Jordanus Nemorarius, die Vorgänger der deutschen und italienischen Mathematiker und Algebraisten des 15. und 16. Jahrhunderts[1]). Durch die arabischen Übersetzungen der griechischen, sowie die eigenen Werke der arabischen Astronomen (die den Abendländern auch die Kenntnis der Trigonometrie vermittelten)[2]), wurde die Epoche der Peuer-

1) Suter, S. 17.

2) Suter, S. 26—30. Die Bezeichnung sinus stammt daher, daß die Araber das indische Wort für „Sehne" in dem Werk des

bach, Regiomontanus und Copernicus vorbereitet. Erst im 12. Jahrhundert wurde (von Gerard von Cremona) das 827 ins Arabische übersetzte, noch heute mit seinem arabischen Namen (Almagest) bezeichnete Hauptwerk des Claudius Ptolemäus, das sein Weltsystem enthielt, ins Lateinische übertragen. Die Hauptsitze der medizinischen Richtung, die sich auf Galen (und Avicenna) stützte, waren Bologna und Paris, während die Schulen von Montpellier und Padua mehr den Arabern, besonders dem Averroës, folgten.

Von unvergleichlich größerer Bedeutung als für diese Wissenschaften war die Übersetzertätigkeit der Araber für die philosophischen und theologischen Studien des Mittelalters[1]). Die griechische Philosophie hatte nach dem Untergange der alten Welt in den Ländern des Orients neue Zufluchtsstätten gefunden. Die Schulen der syrischen Nestorianer zu Edessa und (nach dessen Zerstörung 487) in Nisibis waren Hauptsitze aristotelischer Studien. Die letzten griechischen Philosophen, die der orthodoxe Kaiser Justinian vertrieb, fanden ein Asyl bei dem Sassaniden Chosru Nuschirvan, der mehrere berühmte Werke ins Persische übersetzen ließ. Dem Chalifen Almamun (813—833) soll ein Traum das Verlangen erweckt haben, die griechische Weltweisheit kennen zu lernen. Nach einer Erzählung sah er Aristoteles in königlicher Würde auf seinem eigenen Throne sitzen, der ihm drei Fragen über das

im 7. Jahrhundert lebenden Mathematikers Brahmegupta durch dschaib Busen (im Kleid) wiedergaben, wofür die Abendländer sinus setzten. Suter, S. 12.

1) Ueberweg-Heinze, Grundriß der Geschichte der Philosophie. II[7], S. 19, 4 f.

höchste Gut beantwortete; nach einer andern erschien ihm eine Frau von überirdischer Schönheit, die sich ihm als die griechische Philosophie zu erkennen gab. Durch lange Unterhandlungen habe er dann von dem oströmischen Kaiser eine Sendung auserlesener griechischer Schriften erhalten. Aber, so schließt die Erzählung,

bei der Übersetzung ward vom Glanz
Viel verwischet dort und hie.
Dem Chalifen schien kein Philosoph so ganz
Schön wie die Philosophie[1]).

Nach und nach wurden sämtliche erhaltene Werke des Aristoteles und seiner Erklärer den Arabern bekannt, auch diese anfangs aus dem Syrischen ins Arabische übertragen, später auch durch direkte Übersetzungen. Am meisten studiert und kommentiert wurden die logischen und physikalischen Schriften, am wenigsten die ethischen[2]). Die Metaphysik machte die Lehre von der persönlichen Einheit Gottes den Bekennern des Islam annehmbar[3]). Aristoteles, der größte aller Weisen im Lande Rum, der das Fundament der Weisheit gelegt hatte, war für sie eine unanfechtbare Autorität, der Philosoph schlechthin, dem seine Erklärer kaum je zu widersprechen gewagt haben[4]). Unter ihnen waren die bedeutendsten Avicenna (980—1037), der zu Ispahan, und Ibn Roschd (Averroës) (1126—1198), der zu Cordova lehrte und von den Orthodoxen verfolgt, in Marokko starb. Nach ihm hatte Aristoteles unter allen Menschen die höchste Stufe der Vollkommenheit erstiegen,

1) Rückert, Morgenländische Sagen und Geschichten. Bd. II, S. 113.

2) Suter, S. 10.

3) Ueberweg-Heinze, S. 194.

4) Ueberweg-Heinze, S. 198 und 201.

war seine Erkenntnis die Grenze der menschlichen Erkenntnis überhaupt, und hatte die Vorsehung ihn uns gegeben, um uns alles zu lehren, was gewußt werden kann [1]). Averroës, der mit Aristoteles die persönliche Unsterblichkeit leugnete, gestaltete sich in der Vorstellung des Occidents allmählich zu dem Urheber aller Ketzereien und Feinde der Kirche. Petrarca nennt ihn den wütenden Hund, der Christum und den katholischen Glauben anbelle und schmähe. In der (gegen 1335 ausgeführten) Hölle des Orcagna im Campo Santo von Pisa ist er (von einer Schlange umwunden) zusammen mit Mahomet und dem Antichrist Repräsentant der als Feinde des Glaubens Verdammten. Ebenso, am Turban kenntlich, erscheint Averroës als Häresiarch in den großen, den Dominikanerorden verherrlichenden Gemälden in Santa Catarina zu Pisa und in Santa Maria Novella zu Florenz [2]). Doch wurde er im 14. Jahrhundert auch vielfach anders beurteilt, und schon bei Dante gehört „der große Kommentator" wie Avicenna zu den edeln Geistern des Limbus, die nur deshalb vom Paradiese ausgeschlossen sind, weil sie die Taufe nicht empfangen haben. Ein großer Teil der Scholastiker trat ihm bei, und in der paduanischen Schule hat die in Averroës personifizierte arabische Peripatetik sich bis ins 17. Jahrhundert erhalten [3]).

Wie Averroës wurde auch der jüdische Philosoph Moses ben Maimon (1135—1204) in Cordova von seinen Glaubensgenossen als Ketzer verfolgt, der für die Kennt-

1) Renan, Averroès et l'Averroisme², p. 55 f.

2) Renan, S. 302 ff.

3) Renan, S. 322 ff.

nis der sublunarischen Welt dem Aristoteles eine unbedingte Autorität zuschrieb und zur Verbreitung seiner Philosophie unter den Juden mächtig beitrug. Seine Behauptung, daß es ein vom Glauben unabhängiges Wissen gebe, erschien fanatischen Rabbinen in Frankreich als eine Gefährdung der jüdischen Religion, „ein Verkaufen der Heiligen Schrift an die Griechen", und sie verlangten und erhielten die Hülfe der Inquisition gegen den verhaßten Irrglauben[1]).

Im christlichen Europa kannte man im früheren Mittelalter nur einen Teil der logischen Schriften des Aristoteles (das sogenannte Organon) aus der lateinischen Bearbeitung des Boethius, in welcher sie eine Quelle des gelehrten Unterrichts blieben, bis Araber und Juden dem Abendlande die Kenntnis seiner sämtlichen erhaltenen Werke vermittelten. Um 1130 gründete der Erzbischof Raimund von Toledo, Großkanzler von Castilien, eine Übersetzerschule, die den Europäern das Wichtigste aus der arabischen Literatur zugänglich machen sollte. Der Leiter derselben, der Archidiakon Dominicus Gundisalvi (d. h. Sohn Gonsalvo's), der anfangs kein Arabisch verstand, ließ sich von dem Juden Johannes ben David (Avendeath) aus Sevilla eine kastilische Übersetzung vorsagen, die er sofort ins Lateinische übertrug. Überhaupt haben die Juden zur Verbreitung der griechisch-arabischen Philosophie sehr viel beigetragen, sowohl als Übersetzer, wie als Lehrer an den hohen Schulen Spaniens, Italiens und Südfrankreichs in der Zeit vom 12. bis 14. Jahrhundert.

1) Ueberweg-Heinze, daselbst S. 206, 217, 218.

Auch Kaiser Friedrich II., der von Jugend auf mit arabischer Sprache und Bildung vertraut war, sich mit gelehrten Mohammedanern umgab und von seinem arabischen Lehrer der Philosophie sogar auf seinem Kreuzzuge begleiten ließ, hat durch Juden und Araber die Schriften des Aristoteles und seiner Kommentatoren übersetzen lassen, die er dann mit einem eigenen Schreiben der Universität Bologna überreichte. Für die Rechtgläubigen war der kaiserliche Freidenker, der jede positive Offenbarung leugnete, ein Vorläufer des Antichrist. Daß er das berüchtigte, ihm von Gregor IX. 1239 zur Last gelegte Wort von den drei Betrügern (Moses, Jesus, Mohammed) gesprochen hat, ist zwar unerweisbar, aber mindestens nicht unwahrscheinlich[1]). Dante nennt ihn unter den Ketzern und Leugnern, die in der Hölle in glühenden Särgen büßen, und deren mehr als tausend seien. In der Tat hatte im 13. Jahrhundert eine dem Glauben feindliche Strömung eine nicht geringe Stärke gewonnen, sowohl unter dem Einfluß der arabischen Literatur, als infolge der durch die Kreuzzüge und die Handelsreisen verbreiteten bessern Kenntnis des Islam und der vorurteilsloseren Beurteilung seiner Bekenner. Der Geschichtschreiber der Kreuzfahrt des Königs Richard Löwenherz nennt die Mohammedaner reich an jeder Art der Rechtschaffenheit und meint, sie entbehrten nur des rechten Glaubens, um das erste Volk der Welt zu sein. Der Predigermönch Ricoldus de Monte Crucis (um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts), der Jahre lang unter den Ungläubigen gelebt hatte, bekennt, daß er mit

1) Reuter, Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter. Bd. II, S. 296 f.

Staunen auf dem Boden einer solchen Irrlehre so viele gute Werke habe erwachsen sehen, und fordert die Christen nachdrücklich zur Nachahmung des Vorbildes auf, das ihnen die Mohammedaner in vieler Hinsicht geben; er rühmt an ihnen den Bildungstrieb, die Gebetsinbrunst, die Mildtätigkeit, die Gastfreundschaft. Der Eindruck der Gestalt Saladin's auf das christliche Europa war ein nachhaltiger; Dante hat auch ihn in den Limbus versetzt. Die Anerkennung so vieler Tugenden bei einem ungläubigen Volk war der erste Schritt zu der Erkenntnis, daß die Sittlichkeit von der Form des Glaubens unabhängig sei[1]). Es bildete sich die Vorstellung von der Gleichberechtigung der drei monotheistischen Religionen und ihrer natürlichen Entstehung. Die (vielleicht in Andalusien, wo ihre Mischung am größten war, entstandene) Parabel von den drei Ringen ist wahrscheinlich jüdischen Ursprungs[2]).

Seit dem zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts waren fast sämtliche Werke des Aristoteles ins Lateinische übersetzt. Nach wiederholten Verboten (1209, 1215, 1231) seiner Metaphysik und Naturphilosophie, in der besonders die Lehre von der Ewigkeit der Welt Anstoß erregte, verhalf der aristotelischen Philosophie (die man nun auch durch direkte Übersetzungen aus den griechischen Originaltexten kennen lernte), ihr theistischer Zug zum Siege, und damit begann für die Scholastik eine neue Epoche. Die großen Dominikaner Albert von Bollstädt (Albertus Magnus † 1280) und Thomas von Aquino

1) Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge. S. 56 ff., 85 ff., 267.

2) Reuter, S. 302 ff. — Renan, S. 294, 1.

(† 1274) stellten die im Sinne des kirchlichen Dogmas umgebildete Lehre des Aristoteles in den Dienst der Theologie. Für deren dem Glauben vorbehaltenen Teil war er nun formell, für den philosophisch beweisbaren auch materiell der anerkannte Führer und so „der Vorläufer Christi auf dem Gebiet des Natürlichen". Dante sieht ihn, „den Meister Aller, die da wissen", im Limbus allein sitzend in der Mitte der Philosophen, die ehrerbietig auf ihn schauend umher stehn. Auch die deutschen Mystiker kannten ihn. Melanchthon erklärte ihn für den Philosophen, der am meisten mit der Offenbarung stimme, während Luther als Hasser der scholastischen Theologie ihn „eine gottlose Wehr der Papisten" und wegen seiner Leugnung der persönlichen Unsterblichkeit einen frechen Menschen, einen schalkischen Heiden nannte.

Während nun Aristoteles schon seit Jahrhunderten auf das Geistesleben der Araber und Juden, dann auch der christlichen Welt einen dominierenden Einfluß geübt hatte, wurde Plato nach einer tausendjährigen Vergessenheit erst in der Renaissancezeit wieder in Europa bekannt[1]). Die Araber, deren realistischem Sinne seine Ideenlehre nicht zusagen konnte, hatten außer einigen Dialogen nur die Bücher vom Staat und den Gesetzen übersetzt. Im Abendlande besaß man von ihm nichts als eine unvollständige lateinische Übersetzung des Timäus und kannte ihn außerdem nur aus Anführungen, besonders der Kirchenväter. Albert der Große, dem einzelne platonische und neuplatonische Schriften bekannt waren, hielt ihn für

1) G. Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums. 1², S. 83, 84.

einen Stoiker. Petrarca, der, als Gegner der Scholastik dem Aristoteles abhold, um dessen Autorität zu erschüttern, sich auf Plato berief, ihn als den dem Christentum am nächsten gekommenen Philosophen pries, wußte (ebenso wie Dante) nichts von ihm, als was er bei Cicero, Seneca, Augustinus und Boethius gelesen hatte. Zwar übersetzte schon Leonardo Bruni (1397/98) eine Reihe seiner Dialoge, aber die Wiedererweckung seiner Philosophie erfolgte erst durch das 1438 eröffnete Unionskonzil von Ferrara. Bei diesem erschien als begeisterter und begeisternder Apostel des Platonismus der mehr als achtzigjährige Grieche Georgios Gemistos Plethon aus Mistra[1]). Er war der Begründer einer neuen religiös-philosophischen, auf einer seltsamen Mischung von Platonismus und Neuplatonismus beruhenden, stark zur Theurgie und Dämonologie neigenden, dem Christentum entschieden abholden Weltanschauung; sehr wohl kann er die von einem seiner Gegner berichtete Äußerung getan haben, in kurzem werde die Welt eine von der heidnischen nur wenig verschiedene Religion annehmen. Seinen Gegnern war Gemistos Plethon ein zweiter Mahomet; der Patriarch von Konstantinopel ließ 1453 seine Schriften verbrennen. Dagegen schrieb sein pietätvollster Verehrer, der Kardinal Bessario, nach seinem Tode: Plato's Seele habe seinen Körper zu ihrem Aufenthalt erwählt; er sei in den Himmel aufgestiegen, um mit den Göttern den olympischen Reigen zu tanzen. Pandulfo Malatesta ließ seine Gebeine aus

1) Fr. Schultze, Geschichte der Philosophie der Renaissancezeit. I. Georgios Gemistos Plethon und seine reformatorischen Bestrebungen. 1874.

Mistra nach Rimini bringen, um sie dort in San Francesco zu bestatten. Seine Vorträge in Ferrara und Florenz, die gewaltig wie eine Offenbarung wirkten, bewogen Cosmo de' Medici zur Gründung einer platonischen Akademie, deren Platonismus allerdings, wie der ihres intellektuellen Urhebers, sehr stark mit Neuplatonismus versetzt war und blieb, und je länger je mehr zu Mystizismus und Theosophie neigte.

Bei den Platonikern hatte der Gegensatz ihres Systems gegen die scholastische Theologie eine Abneigung gegen Aristoteles als deren höchste Autorität zur Folge, und der Kampf zwischen ihnen und den Aristotelikern wurde mit nicht geringerer leidenschaftlicher Erbitterung geführt, als ein Kampf zweier einander feindlich gegenüberstehender Religionsparteien. Allmählich glichen diese Gegensätze sich aus. Auch diejenigen, die in Plato den Fürsten der Philosophen verehrten, der wie kein anderer Weltweisheit und Gotteserkenntnis zu vereinen vermocht habe, erkannten an, daß die Lehre des Aristoteles den Weg zu dem von ihm erreichten Gipfel bahne. In Raffael's Schule von Athen stehen beide auf der höchsten Estrade der dargestellten Halle in der Mitte des Bildes neben einander. Plato, der den Timäus in der Hand hält, deutet als Verkünder einer auf eine höhere Welt weisenden und darum dem Christentum verwandten Lehre gen Himmel. Die Gebärde des Aristoteles (mit der Ethik in der Hand) ist nicht, wie A. Springer sagt, die eines Gebietenden, sondern eines Erörternden und Demonstrierenden, durch die er als Meister der Methode charakterisiert wird.

Über die wissenschaftlichen Gebiete der griechischen

Literatur hatte sich die Übersetzertätigkeit der Araber nur in einigen wenigen Fällen hinaus erstreckt. Das Traumbuch des Artemidor war übersetzt worden, weil es ohne Zweifel die (auch von seinem Verfasser beanspruchte) Geltung eines wissenschaftlichen Werkes hatte, die Fabeln des Äsop wegen ihres lehrhaften Inhalts. Der weitaus größte, nicht ins Arabische übersetzte Teil der griechischen Literatur, namentlich die sämtlichen Dichter, Redner und Geschichtschreiber, war den Abendländern im Mittelalter, wenn überhaupt, nur aus Anführungen römischer Schriftsteller, also kaum mehr als dem Namen nach bekannt. Dante erwähnt unter den im Limbus weilenden großen Geistern der griechischen Welt weder Äschylus oder Sophokles, noch Herodot, Thukydides oder Demosthenes. Er gibt gelegentlich[1]) durch Nennung einiger anderer Namen (Euripides, Antiphon, Agathon, Simonides) einen Beweis ungewöhnlicher Gelehrsamkeit, der aber zeigt, daß dies für ihn eben nur Namen waren. Sonst nennt er (außer den sagenhaften Dichtern Orpheus und Linus) nur Homer, „den königlichen Dichter", der, durch das Schwert in der Hand als Begründer des Epos gekennzeichnet, den vier größten römischen Dichtern als Meister voranschreitet. Aber auch von ihm wußte er nichts, als was er bei römischen Autoren gelesen hatte. Wie völlig unbekannt Homer dem ganzen Mittelalter blieb, geht daraus hervor, daß er vielfach für einen lateinischen Dichter galt, weil man unter seinem Namen einen Auszug aus der Ilias in lateinischen Hexametern (aus dem 1. Jahrhundert nach Chr.) las.

---

1) Fegefeuer, XXII, 106.

Von welcher Beschaffenheit die Vorstellungen selbst der Gelehrtesten im Mittelalter von der griechischen Literatur waren, soweit man sie nicht durch die Araber kannte, und wie völlig ihnen das Verständnis für die Bedeutung der überlieferten Namen fehlte, zeigt am besten eine Äußerung Richard's von Bury (Erzbischof von Durham im 14. Jahrhundert), des Gründers der Oxforder Bibliothek, der aufs eifrigste Bücher kaufte und durch andere kaufen ließ. Er beklagt, daß durch den Brand der alexandrinischen Bibliothek so viele kostbare Werke verloren gegangen seien, wie die Antidota des Äskulap, die Grammatik des Cadmus, die Gedichte des Parnassus, die Orakel des Apollo, die Argonautica des Jason, die Kriegslisten des Palamedes u. s. w.[1]).

2. Die lateinische Sprache und Literatur. Die allegorische Erklärung.

Während also im Abendlande mehr als acht Jahrhunderte hindurch mit der griechischen Sprache auch die griechische Literatur so gut wie völlig verschollen war, gehörten nicht unbeträchtliche Reste der römischen durch das ganze Mittelalter zu den wesentlichen Fundamenten der Gesamtbildung. Die lateinische Sprache erwies ihre unverwüstliche Lebenskraft, sowie die ihr schon von Plinius nachgerühmte Fähigkeit, die Völker zu einigen, auch nach dem Untergange der römischen Welt. Sie behauptete sich als Sprache des Staates und des internationalen Verkehrs bis zum Frieden von Utrecht, als Sprache der

1) Fr. Haase, De medii aevi studiis philologicis, p 14.

Wissenschaft bis ins 19. Jahrhundert. Die Sprache der katholischen Kirche wird sie immer bleiben, weil sie die einzige ist, die sich für deren Weltherrschaftstendenz eignet. Im Mittelalter war sie Jahrhunderte lang die einzige Schriftsprache des Abendlandes, blieb aber auch nach der Entstehung von Werken in den Vulgärsprachen eine vor diesen in Poesie und Prosa in vieler Beziehung bevorzugte, und neben den Literaturen der einzelnen Nationen bestand eine sehr reiche und umfassende, allen Völkern gemeinsame in lateinischer Sprache fort. So hat das Mittelalter die von Goethe erhoffte Weltliteratur wirklich besessen[1]). Lateinische Poesie und Prosa wurden am Ebro und an der Themse, an der Seine und an der Elbe verstanden. Wer in seiner Muttersprache schrieb und dichtete, konnte nur auf den Beifall seiner Volksgenossen, wer in der lateinischen, auf Weltruhm hoffen. Die in der Sprache und den Versmaßen des Virgil, Horaz, Juvenal verfaßten epischen, satirischen und didaktischen Gedichte wurden in allen Klosterschulen neben ihren altrömischen Mustern gelesen. Die gereimten rhythmischen Lieder namenloser Poeten von Liebe und Wein trugen fahrende Schüler von Land zu Land[2]). Heloisens Name war, wie sie selbst sagt, durch Abälard's (lateinische) Gedichte in aller Munde; alle Gassen, alle Häuser hallten von ihm wider. Die er-

---

1) Ebert, Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande. Drei Bände. 1874 ff. — G. Gröber, Übersicht über die lateinische Literatur von der Mitte des 6. Jahrhunderts bis 1350. Grundriß der romanischen Philologie. Bd. II, S. 97—432. 1893.

2) O. Hubatsch, Die lateinischen Vagantenlieder des Mittelalters. 1870. S. 8 f.

schütternden Klänge des Dies irae, die schmelzenden des Stabat mater erklangen in allen Kathedralen der Christenheit. Und dabei verbreiteten sich die neuen literarischen Erscheinungen mit erstaunlicher Schnelligkeit „von einem Ende Europas bis zum andern". „Ein in Marokko oder Kairo verfaßtes Buch", sagt Renan, „war in Paris und Köln in kürzerer Zeit bekannt, als jetzt ein wichtiges deutsches Werk braucht, um den Rhein zu überschreiten"[1]).

So war es also auch für Dante, der in Italien zuerst die verachtete Vulgärsprache zu Ehren brachte, ein großer Entschluß, auf die anfangs beabsichtigte Abfassung der „Göttlichen Komödie" in lateinischen Hexametern zu verzichten; sie sollte beginnen: Ultima regna canam. „Als ihm Giovanni di Virgilio zumutete, seine edeln Geisteswerke nicht dem Pöbelhaufen, seine Perlen nicht den Schweinen vorzuwerfen und die kastalischen Schwestern nicht in ein unwürdiges Gewand zu zwängen, wies Dante diese Aufforderung in der ersten seiner Eklogen scherzend zurück"[2]). Petrarca, den nur ein sehr kleiner Teil der Mitwelt als den Sänger Laura's kannte, verdankte die Ehre der Dichterkrönung auf dem Kapitol zu Rom im Jahre 1341 seinen lateinischen Dichtungen und Schriften (das 1339 begonnene Epos „Afrika", durch das er selbst unsterblich zu werden hoffte, war damals noch nicht bekannt)[3]).

Die Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters zerfällt in drei Perioden. In der ersten (vom

1) Renan, S. 202.

2) Voigt, I², S. 14.

3) Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom. Bd. VI, S. 209—216.

6. bis Ende des 8. Jahrhunderts) befand sie sich in tiefstem Verfall; „die beiden folgenden Zeiträume waren Stufen einer fortschreitenden Wiedergewinnung der einst geläufigen Darstellungsmittel und der Kenntnis des Altertums.“ Auf eine erste Stufe der Vervollkommnung erhob sich die neulateinische Schriftstellerei mit der Herrschaft Karls des Großen über den europäischen Westen; die mit ihr anhebende Periode der kirchlichen Renaissance dauerte bis zum Ende des 10. Jahrhunderts. Die dritte Periode, die Blütezeit der lateinischen Prosa und Dichtung, währte bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, d. h. bis zum Beginn der weltlichen Renaissance[1]).

Die Erhaltung der Reste der römischen Literatur wurde ganz und gar den Klöstern verdankt[2]). Zu den Arbeiten der Mönche hatte das Schreiben von jeher gehört; die Regel des heiligen Benedikt setzt eine Bibliothek im Kloster voraus. Neben den geistlichen Büchern bedurfte man aber auch der profanen. In neu bekehrten Ländern mußten die Klöster dafür sorgen, daß die Mönche lesen, schreiben und Latein lernten; ihnen fiel, da die Weltgeistlichkeit überbürdet war, die ganze gelehrte Tätigkeit zu, namentlich die Herstellung von Exemplaren der für den Unterricht erforderlichen Bücher. In Irland und England entwickelte sich diese Neugestaltung des Mönchslebens zuerst; dort wurde massenhaft und schön geschrieben; schottische und irische Mönche verpflanzten diese Tätigkeit auf das Festland; die Klöster von Luxeuil und dessen Filialen Corbie und Bobio, bald auch St. Gallen zeichneten sich dadurch aus. Der dann allmälich wieder eingerissenen

1) Gröber, S. 98 f.

2) Wattenbach, Schriftwesen im Mittelalter. S. 247 ff.

Barbarei und Ignoranz steuerte Karl der Große im Jahre 789 durch die Verordnung, daß bei jedem Kloster und jeder Kathedralkirche eine Schule errichtet werden solle. Von dem durch Alcuin gestifteten Musterkloster in Tours ging die Reform des ganzen Klosterwesens aus. Die Klöster von Fulda, Hersfeld, Lorsch, St. Gallen, Reichenau wurden Bildungszentren für weite Gebiete und bargen große Schätze antiker Literatur. Die Bestrebungen der karolingischen Zeit nahmen mit noch größerem Erfolge die Ottonen auf, unter denen neben den schwäbischen Klöstern auch die bayerischen blühten und zahlreiche neue entstanden (so zu Paderborn, Magdeburg, Bremen, Hildesheim). Die Reform Odos von Cluny, des Erneuerers der Regel des heiligen Benedikt im 10., die Stiftung der Orden der Karthäuser und Cistereienser im 11. Jahrhundert waren auch für die Erhaltung der antiken Literatur fruchtbar; die Mönche der beiden neuen Orden schrieben fleißig, die Cistereienser auch kalligraphisch. In der Blütezeit der Klöster, vom 9. bis 13. Jahrhundert, wurde eine unermeßliche Menge von Exemplaren römischer Werke in Vers und Prosa hergestellt; auch Nonnen beteiligten sich an dieser Arbeit. Selbstverständlich wurden die zu Unterrichtszwecken gebrauchten Bücher am meisten vervielfältigt. Während von Vellejus, dem ersten Teil der Annalen des Tacitus, der fünften Dekade des Livius nur je eine Handschrift bekannt ist, gibt es etwa zweihundert von der Naturgeschichte des Plinius, sehr zahlreiche von den gelesensten Dichtern (etwa 250 von Horaz) und gegen tausend von dem großen grammatischen Werk des Priscian. Zu den geschätztesten und folglich am meisten abgeschriebenen Büchern gehörten auch einige encyklopädische, die Hauptfächer des

höheren Unterrichts umfassende (von Martianus Capella, Cassiodor und Isidor), ferner geschichtliche Kompendien (Florus, Eutropius, Justinus), rhetorische Schriften (und die Beispielsammlung des Valerius Maximus für rhetorische Zwecke), ein Teil der Schriften Ciceros und Senecas, die man beide zu den Moralisten (ethici) rechnete; endlich mehrere aus dem spätesten Altertum stammende Werke (wie das des Macrobius). Von diesen letzteren haben die Schriften des „letzten Römers" Boethius († 524) auf die gesamte Bildung des Mittelalters, besonders des früheren, den größten Einfluß geübt, namentlich seine (bereits erwähnte) Übersetzung und Bearbeitung des Aristotelischen Organon, auf Grund deren er als der größte Philosoph des Altertums galt; auch seine Übersetzungen von Schriften griechischer Mathematiker. Als Kaiser Otto III. die Statue des Boethius in seinem Palast aufstellen ließ, feierte ihn Ottos Lehrer Gerbert in schwungvollen lateinischen Versen nicht bloß als Weisen, sondern auch als Vertreter des Altertums[1]). Seine im Kerker verfaßte Schrift „Vom Trost der Philosophie" war in zahlreichen Handschriften verbreitet, wurde in alle Sprachen übersetzt und viel nachgeahmt. Dante schöpfte aus ihr Trost nach dem Verluste seiner Beatrice, Cristina di Pisan nach dem Tode ihres Gatten. Bald galt Boethius auch als Märtyrer des wahren Glaubens, obwohl Theoderich der Große zu seiner Hinrichtung nur durch politische Gründe bestimmt worden war, und wegen seiner wirklichen und angeblichen theologischen Schriften zählte man

---

1) Ebert, Bd. III, S. 389 f. — Gregorovius, Bd. III, S. 524.

ihn zu den Lehrern der Kirche, ja zu den Heiligen. Dante hat seine Seele (zusammen mit denen des Thomas von Aquino, Albert des Großen und anderer Gottesgelehrten) in die Sonne versetzt[1]). Von den im Mittelalter vorzugsweise gelesenen römischen Dichtern wird noch besonders die Rede sein.

Konnte man nun auch die Unentbehrlichkeit des Studiums der römischen Literatur nicht verkennen, so erregte doch deren heidnischer Inhalt die größten Bedenken, und auch der ästhetische Genuß daran erschien sündhaft. Petrus Damiani, einer der angesehensten Wortführer des Mittelalters († 1072), vergleicht das Studium der lateinischen Sprache mit einem unzüchtigen Liebesverhältnisse[2]). Schon der heilige Hieronymus († 420), der Verfasser der in der katholischen Kirche noch heute geltenden Bibelübersetzung (Vulgata), war von Gewissensbissen wegen seiner sündhaften Liebe zu den klassischen Autoren gequält worden. Auch als er sich bereits dem asketischen Leben zuzuwenden begann, konnte er sich nicht enthalten, bei Plautus und Cicero Trost und Zerstreuung zu suchen, während die ungebildete Sprache des lateinischen Psalmentextes ihn abschreckte. Aber er entsagte für Jahre der Lektüre der Alten, als er sich in einem Traumgesicht vor den Richterstuhl Gottes gefordert sah, und auf die Frage, was er sei, sich für einen Christen erklärend, die furchtbare Antwort vernahm: „Du lügst, ein Ciceronianer bist Du, nicht ein Christ, denn wo Dein Schatz, da ist auch Dein Herz."

1) A. Graf, Roma nella memoria e nelle imaginazioni del medio evo. 1882/83. II, 326.

2) Springer, Nachleben der Antike im Mittelalter. Bilder aus der neueren Kunstgeschichte. I², S. 5.

Solche Träume werden auch aus späteren Jahrhunderten mehrfach berichtet. Nach der Vision eines Klerikers war auch Brun, Erzbischof von Cöln, Bruder Ottos des Großen, wegen seines Studiums heidnischer Schriften vor Gottes Richterstuhl gestellt worden, und hatte es nur dem Fürwort des Apostels Paulus zu danken gehabt, daß ihm ein Platz unter den Heiligen gelassen wurde. Der heilige Odo († 942) sah, nachdem er Virgil gelesen, im Traum ein schönes Gefäß voll Schlangen, ein Bild der ebenso verführerischen wie verderblichen heidnischen Poesie [1]. Hugo von Autun, um 1050 Abt von Cluny, träumte, daß ein Knäuel von Schlangen unter seinem Kopfe sei; erwachend fand er einen Virgil unter dem Kopfkissen, warf ihn fort und konnte dann schlafen. Einem Mönch des Laurentiusklosters in Lüttich, der mit seinen Schülern den Terenz las, erschien in der Nacht der heilige Laurentius, um ihn zu züchtigen. Der Chronist Radulfus Glaber (Mönch von Cluny, Verfasser einer Zeitgeschichte 900—1044) erzählt: Einem Grammatiker in Ravenna, Namens Wilgard, der sehr eifrig die Alten studierte und auf sein Wissen stolz war, erschienen im Traum drei Teufel in der Gestalt des Virgil, Horaz und Juvenal. Sie dankten ihm für die ihnen bewiesene Liebe und versprachen ihm, daß auch er an ihrem Ruhm Anteil haben solle. Durch diesen teuflischen Trug ließ er sich verleiten, in aufgeblasener Weise vieles der heiligen Schrift Widersprechende zu

1) D. Comparetti, Virgil im Mittelalter. Deutsch von Dütschke. 1875. S. 75—90. — F. A. Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland. 1885. S. 54 f. — H. v. Eicken, Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung. 1887. S. 674 ff. und 713.

lehren und zu behaupten, daß den Worten der Dichter durchaus Glauben beizumessen sei. Schließlich wurde er als Ketzer erfunden und vom Papst selbst verdammt, und viele in Italien, die jenem verderblichen Glauben anhingen, endeten durch das Schwert oder auf dem Scheiterhaufen.

Daß die so vielfach und lebhaft empfundene Furcht vor den unheilvollen Wirkungen des heidnischen Geistes zu immer neuen Versuchen führte, das Studium der Alten auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken, ist selbstverständlich. Selbst Alcuin von York (735—805), der Begründer der karolingischen Renaissance, warnt einen Freund vor einem zu eifrigen Lesen des Virgil und kam im Alter zu der Ansicht, daß man überhaupt nicht nötig habe, sich mit dessen üppiger Beredtsamkeit zu beflecken, sondern sich mit den christlichen Dichtern begnügen könne. Am feindlichsten stand der klassischen Literatur Gregor der Große gegenüber, der es geflissentlich verschmähte, Sprachfehler zu vermeiden, da er es für unwürdig hielt, das Wort Gottes in die Regeln des Donat zu zwängen; das Lob Christi und Jupiters könne nicht in demselben Munde Raum haben. Die Verachtung der weltlichen Bildung war zu sehr im Geist der Kirche, als daß sie nicht immer wieder hätte als Beweis wahrer Frömmigkeit zur Schau getragen werden sollen. Auf die Klagen der zu Rheims versammelten Bischöfe Galliens über die Unwissenheit der römischen Geistlichkeit antwortete der päpstliche Legat Leo in einem Brief an die Könige Hugo und Robert, daß die Stellvertreter und Schüler des heiligen Petrus nicht Plato, Virgil, Terenz und andere von dem Philosophenvieh zu Lehrern haben wollten. Die Auserwählten Gottes seien zu allen Zeiten nicht Redner und Philosophen, sondern

solche gewesen, die von der Welt nichts wußten. Die Wahrheit, daß das Evangelium zu rohen und ungebildeten Fischern, nicht zu gewandten Redekünstlern gekommen sei, wurde durch unaufhörliche Wiederholung zum Gemeinplatz. Wenn nun Gregor der Große den Geistlichen das Lesen der römischen Schriftsteller ganz untersagte, so ließ sich dies Verbot unmöglich aufrecht erhalten; auch konnte man sich dagegen auf das Beispiel der Kirchenväter berufen. Immerhin meinte man den Abscheu vor dem die antike Literatur befleckenden und vergiftenden Heidentum nicht oft und nachdrücklich genug betonen zu können. Der Mönch Ermenrich von Elwangen (850—885) erklärt die Werke der heidnischen Dichter in derselben Weise für nützlich wie den Mist für den Acker: seien sie auch garstig, weil nicht wahr, so fördern sie doch das Verständnis des göttlichen Worts. Im Cluniacenserorden, wo für gewisse Zeiten und Orte das Gebot des Schweigens galt und daher eine Art Zeichensprache eingeführt war, mußte derjenige, der ein heidnisches Buch verlangte, bei dessen Angabe ein Ohr mit einem Finger berühren, wie ein Hund, den es juckt, mit der Pfote, „weil nicht mit Unrecht ein Ungläubiger mit einem solchen Tier verglichen wird". Die Regel der Dominikaner und Franziskaner gestattete das Lesen heidnischer Bücher nur mit ausdrücklicher Erlaubnis. Die Verwahrungen dagegen, daß man an den alten Autoren, die man erwähnt, Gefallen finde, ziehen sich durch die ganze Literatur des Mittelalters. Übrigens wurde die klassische Bildung schon damals nicht bloß vom christlichen, sondern auch vom nationalen Standpunkt bekämpft. Wipo, Verfasser eines Lebens des Kaisers Konrad II. (dessen Kaplan er war), sagt: es sei töricht, von Tarquinius

Superbus, Tullus und Aneus, dem Vater Aeneas und dem trotzigen Rutuler und anderen solchen zu schreiben und zu lesen, dagegen unsere Karle, die drei Ottonen, den Kaiser Heinrich II., den Kaiser Konrad, den Vater des höchst ruhmreichen Kaisers Heinrich III., und denselben in Christus triumphierenden König Heinrich ganz und gar zu vernachlässigen[1]).

Doch man besaß ein Mittel, das in den alten Autoren enthaltene Gift unschädlich zu machen: die allegorische Erklärung. Auch diese war aus dem Altertum übernommen. Schon im 6. Jahrhundert vor Christus hatte man in Griechenland zu ihr gegriffen, um Homer von dem Vorwurfe der Gottlosigkeit zu befreien: unter den bei ihm auftretenden Göttern, denen er so viel menschliche Schwächen nachsagt, seien Naturerscheinungen oder Tugenden und Laster zu verstehen. Auch der Glaube, daß Homer im Besitz des Wissens aller späteren Zeiten gewesen sei, das er in die Ilias und Odyssee hineingeheimnißt habe, ließ sich nur durch allegorische Erklärung aufrecht erhalten. Bei der im ganzen Altertum so verbreiteten Ansicht; daß die Dichtung ihren Zweck nur erfülle, wenn sie mit der Ergötzung Belehrung verbinde, mußte der Wert eines Gedichts um so größer erscheinen, wenn es außer dem allgemein verständlichen Sinne noch einen oder gar mehr als einen tieferen Sinn enthielt, und wenn man sich bemühte, diesen zu entdecken, versagte die bewährte Methode niemals. Nach Fulgentius, einem christlichen Autor aus der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts, ist Virgils Aeneide

1) K. Franke, Zur Geschichte der lateinischen Schulpoesie des 12. und 13. Jahrhunderts. S. 34 f.

eine Darstellung des menschlichen Lebens[1]). Der Schiffbruch des Aeneas bedeutet die stets unter Gefahren erfolgende Geburt, das Brechen des goldenen Zweiges im Tempel des Apollo die Erlangung der Lehre, mit der ausgerüstet Aeneas in die Unterwelt, d. h. in die Geheimnisse der Weisheit, hinabsteigt, nachdem er vorher den Misenus, d. h. die eitle Ruhmsucht, begraben hat usw. Die Schätzung dieser Erklärung im Mittelalter beweist die große Zahl der Handschriften des Fulgentius; Siegbert von Gembloux (im 11. Jahrhundert) rühmt, daß er verstanden habe „im Koth Virgils Gold zu suchen". Nach dem Grammatiker Donat hatte Virgil durch die Gattungen seiner Gedichte und deren Reihenfolge auf die drei großen Stufen in der Entwicklung der Menschheit hinweisen wollen: durch die Bucolica auf das Nomadenleben, durch die Georgica auf die Zeit des Ackerbaus und durch die Aeneide auf den Krieg, zu welchem die Neigung der Völker mit dem Wachsen des Wohlstandes immer größer werde.

Die allegorische Erklärung des alten Testaments ging im Altertum von den alexandrinischen Juden aus, die die griechische Philosophie kennen gelernt hatten und überzeugt waren, daß ihre heiligen Bücher auch die philosophische Wahrheit enthalten müßten. Indem sie diese aufs gewaltsamste in die Bibel hinein interpretierten, glaubten sie den tieferen Schriftsinn aufzuzeigen. Für Philo war die heilige Schrift ihrem ganzen Inhalt nach ein Gewebe von Allegorien[2]). Die buchstäbliche Bedeutung der Schrift-

---

1) Comparetti-Dütschke, S. 108.

2) Zeller, Geschichte der Philosophie der Griechen. V², S. 303.

worte stellte nur ihren Leib dar, die geistige, d. h. allegorische, ihre Seele. So ist z. B. Adam der Geist, der in das Paradies, d. h. die Fülle göttlicher Tugenden, gesetzt wird, um sie zu pflegen, der Baum des Lebens die Gottesfurcht. Abel ist die Frömmigkeit, der es an wissenschaftlicher Bildung fehlt, Kain der gewandte Egoismus, die Sophistik, Seth die beständige Tugend; Abraham, Isaak und Jakob sind die Repräsentanten der erlernten, angeborenen und durch Übung erworbenen Tugend usw. Die Christen waren von Anfang an durch die Gleichnisse Christi und die Aussprüche der Propheten an die allegorische Auslegung gewöhnt. Mit dem Glauben an einen verborgenen Sinn der Schriftwerke ging auch die Methode seiner Erschließung aus dem Altertum ins Mittelalter über, und es gab kaum ein Buch, an dem man sie nicht versucht hätte. Durch die fortwährende Anwendung und Ausbildung dieser Interpretationsweise bildete sich die schon bei Johannes Cassianus, dem eifrigen Förderer des Mönchswesens in Gallien († 435), vorkommende Lehre von den vier Bedeutungen, die man in jeder Schrift finden könne: der wörtlichen (historischen), allegorischen, tropologischen und anagogischen[1]). Der historische Sinn der heiligen Schrift, sagt ein mittelalterlicher Poet, sei nur Milch oder Wasser, der typische (allegorische) berauschender Wein, der das Herz begeistere[2]).

Nun kam aber zu den schon im Altertum wirksamen

---

1) G. Kaufmann, Rhetoren- und Klosterschulen (Raumer, Historisches Taschenbuch. Bd. IV, S. 10, 1869) S. 67. Die Tropologie zieht die Moral aus den Worten der Schrift, die Anagoge strebt nach der Erkenntnis des Übersinnlichen.

2) Franke, S. 67.

Momenten ein neues, sehr wesentliches hinzu, um die allegorische Erklärung der heidnischen Literatur als die natürliche und notwendige erscheinen zu lassen. Das Mittelalter suchte und fand überall bewußte oder unbewußte Hinweisungen auf das der Menschheit durch Christus gebrachte Heil als den Endzweck der Schöpfung, in der Gegenwart wie in der Vergangenheit, in der Natur wie im Leben[1]). Die Sinnenwelt war ihm ein Gleichnis der übersinnlichen, die Natur ein Sinnbild der Gottheit, die Aufgabe der Naturwissenschaft die Erkenntnis der Harmonie der religiösen Idee der Kirche und der Körperwelt. Die sichtbare Welt, lehrte Albert der Große, ist des Menschen wegen geschaffen, damit der Mensch durch ihre Betrachtung zur Erkenntnis Gottes gelange. Man sah die symbolische Zeichensprache der Natur als deren vom Schöpfer beabsichtigten objektiven Zweck an. Wald, Feld und Firmament redeten in Gleichnissen die Geheimnisse der unsichtbaren Welt; auch in die Sterne hatte Gott sie geschrieben. Die sieben Planeten waren nach Berthold von Regensburg Sinnbilder der sieben christlichen Tugenden; die Sternbilder des großen und kleinen Wagens deuteten auf Glaube, Liebe und Beharrlichkeit. Die Grundlage der mit besonderer Vorliebe behandelten Symbolik der Edelsteine war einerseits die Stelle der Apokalypse (12,19), nach welcher das himmlische Jerusalem aus zwölf dort genannten Edelsteinen gebaut ist, andererseits die Nachrichten der Alten, besonders des Plinius, von den Wunderkräften der Steine. Ihre verschiedene Bedeutung wurde von ihrer Farbe abgeleitet; im einzelnen waren die Aus-

1) Eicken, S. 612–640.

legungen verschieden. Auch die Pflanzenwelt bot der religiösen Symbolik zahlreiche Beziehungen. Der Weinstock bedeutete Christus, als welchen er sich selbst bezeichnet hatte, der Apfelbaum die Erbsünde, die Palme den Sieg des Gerechten über den Tod usw. Doch am ergiebigsten war für die religiöse Symbolik die Tierwelt. Eine in Alexandria vor 140 n. Chr. entstandene populär-theologische Schrift der „Physiologus", die in allegorischer Anlehnung an Tiereigenschaften die wichtigsten Sätze der christlichen Glaubenslehre zum Ausdruck bringt und andere Tiereigenschaften als nachzuahmende oder abschreckende Beispiele den Menschen für ihren Lebenswandel mahnend vorhält, ging früh, in die abendländischen und morgenländischen Sprachen übersetzt, in die Naturgeschichte des Mittelalters über und wurde allmählich zum Gemeingut der mittelalterlichen Welt[1]). Dort wird z. B. das Geheimnis der Menschwerdung des Herrn durch den Löwen und das Einhorn allegorisch erläutert. Daß das Einhorn sich nur von einer Jungfrau fangen läßt, bedeutet, daß Christus von einer solchen geboren sein wollte. Daß der Löwe seine Spuren mit dem Schwanz verwischt, bedeutet das auch den himmlischen Mächten verborgene Geheimnis der Menschwerdung. Wenn der Panther, von einem dreitägigen Schlaf erwachend, seine Stimme erhebt, entströmt ein köstlicher Wohlgeruch seinem Munde, und alle Tiere außer dem Drachen sammeln sich um ihn. So stand Christus am dritten Tage auf und sammelte um sich die Juden und Heiden; der Drache aber ist der Teufel usw. Diese Tiersymbolik war in der Poesie (namentlich seit dem 12. und 13. Jahrhundert) und

1) Fr. **Lauchert**, Geschichte des Physiologus. 1889.

Kunst sehr beliebt und ist schon in der Ornamentik der romanischen Bauten zur Anwendung gekommen.

Derselben Betrachtungsweise ergaben sich auch in den Überlieferungen der vorchristlichen Welt überall Beziehungen auf die Heilslehren, vor allem natürlich im alten Testament: die Schlange des Moses sollte auf Christus am Kreuz deuten, das dreimalige Wassersprengen des Elias auf die Dreieinigkeit, die warme Quelle in der Wüste auf den heiligen Geist in der Gesetzesöde[1]). Gleiche Resultate gewann man mit derselben Methode aus der antiken Sage und Geschichte. Die Gesta Romanorum, eines der am meisten verbreiteten Bücher des späteren Mittelalters, enthalten z. B. Deutungen der von Herodot und Plinius beschriebenen fabelhaften Völker: die hundsköpfigen, in Tierfelle gekleideten Menschen sind die Priester, die in strenger Buße leben, also gleichsam in Tierfelle gekleidet sind. Die Menschen, die nichts essen, durch Strohhalme trinken, vom Duft der Früchte und Blumen leben und von übeln Gerüchen sterben, sind die Klosterleute. Sie sollen im Essen und Trinken mäßig sein, von guten Lehren und Tugenden leben. „Sie sterben aber an einem übeln Geruche, d. h. an plötzlicher Sündhaftigkeit, denn sobald jemand eine Sünde begangen hat, stirbt er unserem Heilande, Christo Jesu.“ Die Menschen mit langen Ohren, mit denen sie den ganzen Körper zudecken können, bedeuten die, so gern Gottes Wort hören, durch das sie Leib und Seele vor Sünden behüten. Die Leute, die nur ein Bein haben, aber sehr schnell laufen können, sind die, welche nur das eine Bein der Vollkommenheit gegen Gott und

1) Franke, S. 67 f.

ihren Nächsten haben, d. h. das Bein der Liebe; diese laufen schnell dem Himmelreich zu.

Wie hätte man bei einem so allgemeinen und tiefgewurzelten Bedürfnis, überall Beziehungen auf die Lehren der Kirche zu entdecken, in der gesamten heidnischen Literatur einen andern Inhalt voraussetzen sollen, als einen mit der ewigen Wahrheit des Christentums übereinstimmenden? Ein hervorragender Schriftsteller des 14. Jahrhunderts, der Engländer Robert Holcot († 1349), hat nicht bloß Moralisationen der Geschichte und der heiligen Schrift, sondern auch der Metamorphosen des Ovid geschrieben[1]). Es sei die Art der Dichter, sich der Fabeln und Rätsel zu bedienen, damit man eine Moral daraus ziehe; so werde das Falsche gezwungen, der Wahrheit zu dienen; dies geschehe häufig auch in der heiligen Schrift. Er wolle zur Moralisierung der Dichter beitragen, damit so selbst durch die Erdichtungen der Menschen die Sittenlehre und die Geheimnisse des Glaubens eine Bestätigung erhalten. Wenn Ovid den Apollo in seinem Stolz auf die Besiegung des Drachen Python die Pfeile Amors verachten läßt, und dieser sich dann rächt, indem er ihm eine unerwiderte Neigung zu Daphne einflößt, so ist Apollo von denjenigen zu verstehen, die, im Kloster oder in der Welt auf ihre Tugenden stolz, ihre Gebrechlichkeit vergessen; diese sich selbst Erhöhenden werden dann von Gott erniedrigt, indem er zuläßt, daß sie von den Pfeilen fleischlicher Liebe getroffen werden, auf daß sie die Schwäche des Fleisches erkennen und fürder andere nicht verachten. Auch kann man Daphne auf weltlichen Ruhm deuten,

---

1) Haase, S. 22.

dem viele gleich Apoll unablässig nachstreben. Oder Apollo ist der Teufel, der Daphne, d. h. die christliche Seele, verfolgt, bis sie durch ihr Gebet an Christus eine sichere Zuflucht erlangt und Wurzel schlägt. Lykaon, der Jupiter als seinen Gast töten wollte, ist das jüdische Volk; deshalb wird es in einen Wolf verwandelt, d. h. flüchtig und unstät u.s.w.

In dieser Weise wurde die ganze römische Literatur behandelt. Es gibt aus dem 14. Jahrhundert ein Buch „Über die geistliche Kriegführung", worin die Anweisungen der römischen Militärschriftsteller Frontin und Vegetius zur Kriegskunst auf den Kampf des Menschen gegen das Böse angewendet werden. So war es möglich, selbst obscöne Gedichte in den Schulen lesen zu lassen, wie die Elegien des Maximianus[1]).

So seltsam dies erscheint, so ist es doch kaum so erstaunlich, als das kraft derselben Auffassung das Hohe Lied einen Platz in der heiligen Schrift gefunden und behauptet hat: eine Dichtung, in der die Freuden glücklicher Liebe ohne jede Prüderie besungen werden, und die vor dem dreißigsten Jahre zu lesen ein Teil der jüdischen Gesetzeslehrer nicht gestatten wollte. Daß der buchstäbliche Sinn der wahre sein könne, erschien als undenkbar. Schon im 5. Jahrhundert wurde Theodor von Antiochia (lange nach seinem Tode) von einem Konzil verdammt, weil er sich an diesen halten wollte, und Chastillon mußte Genf verlassen, weil er in diesem Punkte heller sah, als der allgebietende Calvin. Um einen unterzulegenden tieferen Sinn ist man auch hier nie in Verlegen-

1) Haase, S. 16 f. und 24.

heit gewesen; es genügt, einige der zahlreichen Erklärungen anzuführen. Man hat als den wahren Inhalt des Hohen Liedes das eheliche Verhältnis Jehovahs zu Israel, ferner die Liebe der Seele zu ihrem himmlischen Bräutigam oder die Vermählung mit seiner Kirche angenommen; nach Hengstenberg ist unter dem liebenden Mädchen das nach dem Heiland sich sehnende Judentum zu verstehen u. s. w.[1]). Und alle diese Erklärungen, die sich in nichts von den Moralisationen des Robert Holcot unterscheiden, haben im 19. Jahrhundert Zustimmung gefunden.

3. Die sieben freien Künste.

Auch die Organisation des Unterrichts hat das Mittelalter aus dem Altertum übernommen. Der gelehrteste Römer, Varro, hatte (kurz vor Christi Geburt) neun Lehrfächer als diejenigen bezeichnet, die als Grundlage jeder höheren Bildung zu betrachten seien, und für sieben derselben ist seine Autorität, wie auf anderen Gebieten, für das ganze spätere Altertum maßgebend geblieben[2]). Man kannte im Mittelalter diese sieben „Disziplinen" aus encyklopädischen Werken des 5., 6. und 7. Jahrhunderts. Das älteste derselben, von Martianus Capella in Nordafrika noch vor dessen Eroberung durch die Van-

---

1) Reuß, Das Alte Testament. 1883. Bd. V, S. 318. — Derselbe, Geschichte der heiligen Schriften des Alten Testaments. Zweite Auflage. 1890. S. 233.

2) Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland. 1885. S. 81 ff.

dalen verfaßt, diente allgemein im Klosterunterricht als Schulbuch und wurde vielfach kommentiert. Die sieben Wissenschaften treten hier bei der Vermählung des Mercurius mit der Philologie (d. h. der höheren Bildung) als zum Hofstaate des Bräutigams gehörige Personen auf: eine Einkleidung, die dem Geschmack des Mittelalters gewiß sehr zusagte. Die bei uns eingebürgerte Bezeichnung der Lehrfächer als der „sieben freien Künste" ist ganz unzutreffend. Denn die sieben artes liberales sind sämtlich Wissenschaften, mit Ausnahme der für jeden Geistlichen unentbehrlichen Musik, und auch bei dieser ist neben der praktischen Ausübung an die Theorie zu denken. Das Beiwort liberales bedeutet nicht, daß sie in irgend einem Sinne frei sind, sondern daß sie zur Bildung des Freien (Edeln, des gentleman) gehören. Drei dieser artes bilden die untere Stufe des Unterrichts (das trivium), vier die höhere (das quadrivium); jene sind Grammatik, Dialektik (Logik), Rhetorik, diese Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie. Daß alle diese Disziplinen nur auf Grund der erhaltenen Schriften römischer Autoren gelehrt wurden, versteht sich von selbst. Zu den am meisten benutzten gehörten die des Boethius.

Auch die Bildung des durch die Universalität seines Wissens ausgezeichneten Südfranzosen Gerbert von Aurillac (Rheims), als Papst 999 bis 1003 Silvester II., des größten Gelehrten seiner Zeit, erstreckte sich nicht über den Bereich der sieben artes hinaus. Mit Unrecht hat man früher geglaubt, er habe (bei einem Aufenthalt in Barcelona) seine mathematischen und astronomischen Kenntnisse aus arabischen Quellen geschöpft; seine Schriften tragen durchaus den Charakter der griechisch-römischen

Rechnungsweisen und Ausmessungsmethoden[1]). Sein Führer auf diesen (wie auf anderen) Gebieten war kein anderer als Boethius. Durch seine Gelehrsamkeit in der Musik und in der Astronomie hatte Gerbert das Interesse Papst Johanns XIII. erregt[2]). Er scheute weder Mühe noch Geld, um die Werke der römischen Klassiker zu erwerben, die er beim Unterricht in der Grammatik und Rhetorik zugrunde legte[3]). Als Kenner der Dialektik erwies er sich in einer durch einen Streit mit Kaiser Otto III. veranlaßten Behandlung einer logischen Frage[4]). In dem damals in die tiefste Barbarei versunkenen Rom mochte die Gelehrsamkeit des Papstes übermenschlich erscheinen, der auf einem Turm des Lateran die Sterne beobachtete, von Pergamenten umgeben geometrische Figuren zog, eine Sonnenuhr, astronomische Instrumente und Globen konstruierte, die mit Pferdeleder bezogen und mit verschiedener Farbe bemalt waren; es ist begreiflich, daß er schon nach einem Jahrhundert für einen Zauberer galt, der sich dem Teufel verschrieben habe.

Auch in Frauenklöstern wurden die Wissenschaften des Trivium und Quadrivium gelehrt. Die Äbtissin des Klosters von Odilienberg im Elsaß, Herrad von Landsberg († 1195), war auf beiden Gebieten gleich bewandert. Sie dichtete Lieder und setzte sie in Musik, beschäftigte sich mit den kompliziertesten Aufgaben der Kalenderberechnung, trieb mit Vorliebe Geometrie und exzerpierte die geistlichen und die profanen Bücher der Klosterbibliothek.

1) Suter, S. 17.
2) Ebert, Bd. III, S. 385.
3) Gregorovius, Bd. III, S. 512.
4) Gröber, S. 134.

„Unerschöpflich", sagt A. Springer, „war die Phantasie des Mittelalters in der Anpreisung und Beschreibung der freien Künste, nicht minder fruchtbar die Einbildungskraft der Künstler in der ausdrucksvollen Wiedergabe ihrer Bilder. Wer alle Stellen in mittelalterlichen Schriften und Dichtungen, alle bildlichen Darstellungen der sieben freien Künste sammeln wollte, würde staunen über den breiten Raum, welchen sie in den Anschauungen des Mittelalters einnehmen. Von der karolingischen Periode an bis in die Tage Rafaels wiederholen sich ihre Bilder; so ließ beispielsweise Karl der Große in einem Saal seines Palastes zu Aachen die sieben freien Künste malen. Bereits am Ende des 11. Jahrhunderts kann ein französischer Dichter keinen schöneren Schmuck für das Brautbett eines Fürsten ersinnen, als daß er es mit den Statuen der Philosophie und der freien Künste krönt. Sie kehrten wieder in Wandgemälden, Miniaturen und Spielkarten. Die Malerei wie die Skulptur, die letztere auch, wenn sie der Kirche diente, fanden in der Schilderung der Wissenschaften einen fruchtbaren und dankbaren Gegenstand. Weibliche Gestalten personifizieren die einzelnen Künste, Wahrzeichen in ihren Händen geben Kunde über ihre besondere Richtung; lernende Knaben zur Seite bezeichnen den Lehrberuf. Als nächstliegende Beispiele erwähnen wir die Skulpturen Giovanni Pisanos im Campo Santo zu Pisa und ferner die Fresken im Kapitelsaale von S. Maria novella in Florenz"[1]). Unter den minder zahlreichen Darstellungen der sieben Wissen-

1) A. Springer, Rafaels Schule von Athen. Wien 1883. S. XXXVI, vergl. S. III.

schaften in Deutschland verdienen die Figuren am Portal des Freiburger Doms Erwähnung.

Mit dem Trivium und Quadrivium war die Bildung nicht abgeschlossen; die sieben Wissenschaften waren auch im Mittelalter wie im Altertum Vorstufen für das höchste Studium, das philosophische. Die Aufgabe der Philosophie definiert der Chronist Bernhard Itier († 1225) ganz im Sinne der Alten: sie ist Erforschung der Natur, Erkenntnis der göttlichen und menschlichen Dinge, soweit es den Menschen möglich ist, sie zu beurteilen; die Philosophie ist auch Ehrbarkeit des Lebens, das Streben, (sittlich) gut zu leben, Vorbereitung auf den Tod, Verachtung der Welt[1]). Auch jetzt zerfiel sie in drei Teile, Ethik, Logik und Physik. Die Logik (Dialektik) hatte schon Rabanus Maurus, sowie Augustin für die „Wissenschaft der Wissenschaften" erklärt, die vor allen den Geistlichen unentbehrlich sei, um die Trugschlüsse der Ketzer zu widerlegen[2]). Ihr Ansehen stieg, je mehr die Kenntnis der aristotelischen Schriften und die Schätzung ihres Wertes für die dialektische Bearbeitung der Begriffe der Glaubenslehre zunahm. Besonders seit Berengar von Tours galt die Logik „als ein unverächtliches Rüstzeug für die Sicherung überlieferter, von ihrer Unbegreiflichkeit bis dahin nicht befreiter kirchlicher Lehrsätze"[3]). Im Unterricht erhielt sie schon seit der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts eine Art zentraler Stellung[4]). In bildlichen Darstellungen hält

1) Gröber, S. 243.
2) Specht, S. 23.
3) Gröber, S. 224.
4) Gröber, S. 243.

sie öfter Schlangen (als Symbol der Schlangenklugheit) in den Händen.

Wenn auch vielen die Philosophie mit dem wahren Glauben unvereinbar schien, so hatten doch die hervorragendsten Kirchenväter anerkannt, daß in den Schriften der heidnischen Philosophen Keime der Wahrheit enthalten seien, und namentlich Plato und Sokrates rechnete man zu denen, die von einer Vorahnung des Christentums erfüllt gewesen waren, und hoffte, daß ihre Seelen zu den geretteten gehörten. Auch Herrad von Landsberg war der Ansicht, daß die artistisch-philosophische Bildung nicht nur mit dem orthodoxen Glauben vereinbar, sondern auch ihn zu unterstützen geeignet sei. In ihrem den Nonnen von Odilienberg gewidmeten, bei der Belagerung von Straßburg 1870 zugrunde gegangenen encyklopädischen Bilderwerk, dem „Lustgarten" (Hortus deliciarum) hat sie ihre Auffassung durch eine bildliche Darstellung auf einem besonderen Blatte zum Ausdruck gebracht. Ein äußerer Kreis, der die als weibliche Figuren dargestellten, durch Embleme charakterisierten sieben Artes enthält, umschließt einen inneren mit dem Bilde der Philosophie, deren Krone drei Köpfe mit den Inschriften Ethik, Logik, Physik schmücken; zu ihren Füßen sitzen Sokrates und Plato. Die Kreisform soll vielleicht auf das Wort „Encyklopädie" hindeuten. Eine Beischrift sagt: Sieben Quellen der Weisheit fließen von der Philosophie, die die freien Künste heißen; eine andere: Der heilige Geist ist der Erfinder der sieben freien Künste (die dann namentlich aufgeführt werden). So hoch aber die gelehrte Klosterfrau die antike Wissenschaft und Philosophie schätzte, so unbedingt verdammte sie (mit Abälard und vielen anderen) die Poesie. Den

Dichtern hat sie zusammen mit den Zauberern ihren Platz außerhalb der beiden Kreise angewiesen; ihnen spricht ein Rabe ins Ohr, und die Beischrift sagt: Diese, von unreinen Geistern inspiriert, schreiben Zauberkunst und Poesie und fabelhafte Erdichtungen[1]). Auch an dem Becken des großen Brunnens von Perugia (von Niccolò und Giovanni Pisano um 1280) ist die Philosophie mit den freien Künsten verbunden: eine prachtvoll gekleidete, königliche Frau, mit Krone, Szepter und Weltkugel auf einem Throne sitzend. In Rafaels Schule von Athen, in der die herrschenden Ansichten der Zeitgenossen von der Würde und Bedeutung des wissenschaftlichen Lebens zum Ausdruck gebracht sind, erscheinen die sieben freien Künste ebenfalls als Stufen, auf denen man zur Höhe der Philosophie emporsteigt, wie sie Jacopo Sadoleto und Marsilio Ficino bezeichnet hatten[2]).

4. Die Abhängigkeit der mittellateinischen Poesie und Geschichtschreibung von altrömischen Vorbildern.

Wurde nun auch das Studium der heidnischen Dichter von strenger Gesinnten für schädlich gehalten, so waren sie doch nicht aus den Schulen zu verbannen. Die am meisten gelesenen waren jene acht, die der Grammatiker Aimericus in einer 1086 verfaßten Rangordnung zu den „goldnen" Autoren zählt: Terenz, Virgil, Ovid, Lucan,

1) Graf, Bd. II, S. 183—195.
2) Springer, a. a. O. S. XLII—XLVII.

Statius, Horaz, Persius und Juvenal[1]). Dante nennt sie (außer dem ins Fegefeuer versetzten Statius) sämtlich als im Limbus befindlich; sie alle gehören „zur schönen Schule der Meister des erhabensten Gesanges". Offenbar nur aus Nachlässigkeit wird bei ihrer Aufzählung der eine oder der andere übergangen: so Statius in dem Romans de tous les philosophes des Alars de Cambrai (im 13. Jahrhundert), wo sie zu den Philosophen gerechnet werden[2]), und Ovid in Richer's Verzeichnis der Dichter, durch die Gerbert seine Schüler zur Rhetorik vorbereitete, da er der Ansicht war, daß man zur Beredsamkeit nicht gelangen könne, ohne sich die Dichtersprache bis zu einem gewissen Grade angeeignet zu haben[3]).

Von ihnen war Virgil dem Mittelalter am meisten vertraut. Er galt ebenso unbestritten als der höchste und weiseste unter den Dichtern, wie Aristoteles unter den Philosophen, und sein Einfluß auf die ganze mittelalterliche Literatur ist ein wahrhaft unermeßlicher gewesen. Neben ihm wurden als Epiker Statius und Lucan bewundert, die einzelne ihm gleich stellten[4]). Von dem ersteren kannte man nur die für uns wenig genießbaren epischen Gedichte, die Thebais und die unvollendete Achilleis, denn seine Gelegenheitsgedichte entdeckte Poggio erst 1417 in St. Gallen. Dante hatte für ihn eine auffallende

1) Außerdem: Homerus latinus Claudianus (Dionysius) Cato Avianus Maximianus und die christlichen Dichter (nach einem Verzeichnis des Hugo von Trimberg 1280). Specht, S. 100 f.

2) Graf, Bd. II, S. 189.

3) Richer, Hist. ed. Pertz. 1839. III, 47, p. 133.

4) Franke, S. 24.

Vorliebe, wohl weil er ein begeisterter Verehrer Virgils war; dies zeigt sich besonders darin, daß er ihn für einen Christen erklärt, der allerdings nicht gewagt habe, seinen Glauben zu bekennen, wofür er im Fegefeuer büßt. Bei der Abhängigkeit dieses Dichters von Virgil, den das Mittelalter zu den Propheten des Christentums zählte, lag es für Dante nahe, Statius sagen zu lassen, daß Virgil ihn ebenso zum Christen wie zum Dichter gemacht habe; später ist er sogar für einen Märtyrer und Heiligen gehalten worden [1]). Vielleicht noch mehr als Statius wurde Lucan gelesen, den Quintilian kaum als Dichter gelten lassen wollte, dem aber gerade der rhetorische Charakter seiner Poesie zur Empfehlung gereichte, und der überdies als Verfasser des einzigen aus dem Altertum erhaltenen geschichtlichen Epos (des Bürgerkrieges zwischen Cäsar und Pompejus) für alle poetischen Darstellungen historischer Ereignisse das erwünschteste Vorbild bot. Auch er ist, vermutlich als Neffe des Philosophen Seneca (der nach der Legende von dem Apostel Paulus bekehrt sein sollte), für einen Christen gehalten worden. Ovids Metamorphosen (von denen man bereits mehr als 150 Handschriften kennt) waren eine unerschöpfliche Fundgrube für die Kenntnis antiker Götter- und Heldensage; Alfons der Zehnte von Castilien nannte sie die Bibel der Heiden. Seine poetischen Episteln und auch (trotz aller Warnungen vor ihrer Gefährlichkeit) die erotischen Gedichte dienten Versuchen in denselben Gattungen als Muster; die Kunst zu lieben wurde in alle Sprachen übersetzt [2]). Die satirischen Dichter schätzte man, weil sie das reichste Material

1) Graf, Bd. II, S. 320.
2) Graf, Bd. II, 311–315.

für die so beliebten Schilderungen menschlicher Sündhaftigkeit, Eitelkeit und Torheit boten, an Sentenzen reich und für moralische Betrachtungen besonders gut verwendbar waren; aus demselben Grunde gehörten auch Sammlungen von Sittensprüchen, wie die sogenannten Disticha des Cato (aus dem 3. oder 4. Jahrhundert nach Christus), zu den Schulbüchern. Die Satiren des Persius standen schon deshalb in Ansehn, weil er von den Kirchenvätern oft angeführt wird. Doch bei weitem mehr gelesen wurden die sehr viel leichter verständlichen und benutzbaren Satiren Juvenals, den man geradezu den Moralisten (ethicus) nannte. Aber auch Horaz heißt so, den man allgemein zu den Satirikern rechnete, so auch Dante; denn man las vorzugsweise seine Satiren und Episteln, die als seine Hauptwerke galten; daß die Oden und Epoden wenig gelesen wurden, bezeugt noch (um 1300) Hugo von Trimberg[1]). In Deutschland, wo Horaz erst um die Mitte des 10. Jahrhunderts recht heimisch wurde, waren seine Oden bis dahin nur den Gelehrtesten bekannt. Terenz wurde im 10. Jahrhundert in Deutschland wie in Italien mit Vorliebe gelesen[2]); im 11. übersetzte Notker seine Andria[3]).

War nun die Anerkennung dieser Dichter als der nachahmenswertesten Vorbilder unbestritten und das Studium ihrer Werke eine unerläßliche Vorbedingung für jeden Versuch, in ihrer Sprache zu dichten, so ergab sich eine

---

1) Manitius, Analekten zur Geschichte des Horaz im Mittelalter. 1893. S. 108.

2) Gröber, S. 121, 174.

3) Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen. 1854. Bd. I, S. 267.

große Abhängigkeit der mittellateinischen Poesie von der altrömischen als notwendige Folge; doch ist der Grund dieser Abhängigkeit in den verschiedenen Gattungen ein sehr verschiedener gewesen. Die Lyrik des Mittelalters hat sich soweit davon frei gemacht, daß man ihr wahre Originalität nicht absprechen kann; sie ist der Poesie in der Volkssprache ebenbürtig. Ein neuer Inhalt drängte hier zur Erschaffung einer neuen Form. Das für den Gebrauch und das Verständnis des Volkes berechnete christliche Kirchenlied wurde von Anfang an nicht in den strengen Maßen der Kunstpoesie verfaßt, sondern in dem Rhythmus der Volkslieder, in denen der Accent die Quantität ersetzte. Die jambischen und trochäischen Verse bilden Strophen; noch mehr als der Rhythmus trägt der je länger desto regelmäßiger angewendete Reim dazu bei, diesen Dichtungen einen von den antiken grundverschiedenen Charakter aufzuprägen. Daß wir uns bewußt sind, in den Kirchenliedern des Mittelalters Klänge aus einer Welt zu vernehmen, die von der des Virgil und Horaz durch einen unermeßlichen Abstand getrennt ist, liegt nicht an ihrem Inhalt allein. Diese durch ihre großartige Schlichtheit ergreifende Poesie hat die Jahrhunderte überdauert. „Wie feierliche Glockenklänge ertönt noch fort und fort die ernste Mahnung des Dies irae, dies illa in der ganzen christlichen Welt“[1]). Übrigens hat der Franziskaner Thomas von Celano (im 13. Jahrhundert), der als Verfasser dieses berühmten Kirchenliedes genannt wird, ihm nur die letzte Form gegeben. Wie die kirchlichen Hymnen überhaupt, ist es allmählich entstanden und lange im Fluß

1) Eicken, S. 676 f.

gewesen. Die Strophe Lacrimosa dies illa u. s. w. kommt schon in einem Choral des 12., der (aus Zephanja 1, 15 entlehnte) Ausdruck dies irae in einem Hymnus des 11. Jahrhunderts vor[1]).

Die profane Lyrik nahm die kirchliche zum Muster; dieselben Dichter haben oft weltliche Lieder neben kirchlichen verfaßt; oft sind jene diesen nachgebildet worden und Verse aus jenen in diese übergegangen. Auch das Gaudeamus, das in einzelnen Teilen wol ins 12. Jahrhundert zurückreicht, ist an einigen Stellen auf geistliche Poesie zurückzuführen. Drei oder vier seiner Verse sind fast wörtlich aus einem zur Erbauung bestimmten Liede des 13. Jahrhunderts entlehnt, das mit einer Betrachtung der Eitelkeit und Hinfälligkeit der Welt den Rat verbindet, im stillen Kloster Gott zu dienen[2]). Das Geburtsland der weltlichen lyrischen Poesie war Frankreich, zu dessen Schulen sich im 12. Jahrhundert die Jugend von ganz Europa drängte. Die jungen Kleriker, die ihre Freuden und Sorgen, ihren Haß und ihre Liebe in der ihnen zur zweiten Muttersprache gewordenen lateinischen besangen, zogen während ihrer oft zehn Jahre währenden Studienzeit von einer Hochschule zur andern und verbreiteten ihre Lieder in Frankreich, England und Deutschland, besonders den Rhein und die Donau entlang. Auch diese Lieder, deren Verfasser namenlos blieben, sind, wie durch das Dunkel ihres Ursprungs, so auch durch ihre allmähliche

1) Hubatsch, S. 33 f.

2) Die zweite Strophe beginnt: Vita brevis, brevitas brevi finietur, Venit mors velociter et neminem veretur; die vierte: Ubi sunt qui ante nos in hoc mundo fuere? Hubatsch, S. 31 f.

Entstehung der Volkspoesie verwandt. Sie waren Gemeingut des ganzen Standes der fahrenden Kleriker (Goliarden, Vaganten) und wurden von den Vortragenden nach Belieben und Vermögen umgestaltet, ergänzt und erweitert. Das Persönliche und Individuelle tritt in ihnen zurück, und nationale Unterschiede fehlen ganz[1]). Großenteils sind die Vagantenlieder von einer überschäumenden Lebenslust erfüllt und atmen eine derbe Sinnlichkeit. Die Dichter „bekennen, daß ihnen nichts verhaßter sei, als ein Pfaffe mit langem Bart, ein eifersüchtiger Ehemann, ein kleines Stück Fleisch in einem Kessel, wenig Wein mit viel Wasser gemischt. Sie schwärmen für gefällige Damen, für muntere Gelage und finden ihr Paradies an dem kühlen Plätzchen nahe an der frischen Waldquelle, das Liebchen im Arm"[2]). Der Dichter der sogenannten (am Hof des späteren Erzbischofs von Cöln, Reinald von Dassel, Kanzlers des Kaisers Friedrich Barbarossa, zwischen 1162 und 1165 zu Pavia verfaßten) „Goliardenbeichte" bekennt seinem Gönner, daß er ohne Weiber, Spiel und Wein nicht leben könne; durstig zu dichten, sei ihm nicht gegeben; habe er getrunken, so sei er größer als Ovid. Diese Beichte wurde mit Änderung oder Weglassung der persönlichen Beziehungen von den Vaganten aller Länder gesungen. Besonders populär war der Teil des Gedichts, der mit der unsterblichen Strophe Meum est propositum in taberna mori beginnt; aus dem Zusammenhang gelöst, wurde er als Trinklied gesungen. Zahlreich wie die Trinklieder sind

1) Hubatsch, S. 32 ff.

2) Springer, Bilder aus der neueren Kunstgeschichte (Nachleben der Antike im Mittelalter). I², S. 34.

auch die erotischen Gedichte, in denen, wie der treffliche Herausgeber der Carmina Burana, J. A. Schmeller, mit wahrhaft rührender Naivetät sagt, „über ein uns heutzutage kaum begreifliches Verhalten von Klerikern zum andern Geschlecht gescherzt wird." Mit Vorliebe wird der Frühling als die Zeit der Liebe und Freude besungen. In vielen Liedern endlich werden die Mißbräuche der Kirche, die Laster der Geistlichkeit mit schonungslosem Spott aufs schärfste gegeißelt.

Natürlich konnten auch diese Dichter ihre gelehrte Bildung nicht ganz verleugnen. Reminiszenzen an römische Dichter sind nicht selten; die Verwendung von Figuren der antiken Götter- und Heldensage ist häufig; Beispiele und Bilder werden mit Vorliebe dem klassischen Altertum entlehnt. „In dem Wettstreit zwischen Phyllis und Flora, wer in der Kunst der Liebe höher stehe, ob der Ritter oder der Kleriker, wird schließlich, da sich die Parteien nicht einigen können, Amor die Entscheidung übertragen. Phyllis und Flora reisen auf schön geschmückten Rossen — der Sattel zeigt die Hochzeit Mercurs mit der Philologie; Vulkan hat die Arbeit am Schilde des Achill unterbrochen, um das Bildwerk zu treiben — nach dem Sitze Amors, einer paradiesischen Stätte, wo Musik tönt, die Nymphen in fröhlichem Reigen sich schwingen, sogar der alte, freilich durch den vielen Weingenuß heiser gewordene Silen auf seinem Esel dem Chore sich beimischt" [1]). Solche den Vorstellungskreisen des Altertums entnommenen Bilder sind in den Vagantenliedern nicht ein fremdartiger, nur äußerlich angefügter Schmuck: auch diese Poeten waren schon

---

1) Springer, a. a. O. I², S. 35 f.

von einer tiefen Sehnsucht nach den „schönen Wesen aus dem Fabelland" erfaßt. „Der lebendige Genußsinn", sagt Anton Springer sehr wahr, „die Naturfreude weckte unmittelbar die Erinnerungen an die Antike; die Begeisterung für die Schönheiten der Natur, für die freien Empfindungen webte das Band zwischen der Gegenwart und dem Altertum. Denn in den Jahrhunderten des Mittelalters vertrat die antike Welt die vom göttlichen Atem erfüllte Natur, und wer diese genießen wollte, wandte den Blick auf die Antike. Ist es ja doch den Künstlern nicht anders gegangen. Auch ihnen mußte die Nachahmung der Antike, so ungelenk sie auch ausfiel, die mangelnden Naturstudien ersetzen"[1]).

Konnte nun selbst die wahrhaft originale, nach Form und Inhalt mit der altrömischen Odenpoesie entschieden kontrastierende lateinische Lyrik des Mittelalters sich dem Einfluß der antiken Traditionen nicht völlig entziehen, so ist die (namentlich seit dem 12. Jahrhundert ausgebildete) lateinische epische und didaktische Dichtung reine Schulpoesie geblieben. Sie hat das Versmaß ihrer antiken Vorbilder, den Hexameter, beibehalten; allerdings wurde mit der Zeit (namentlich seit dem 11. Jahrhundert) die Aufnahme des Reims, an den die rhythmische Poesie auch die Leser lateinischer Gedichte gewöhnt hatte, zur Notwendigkeit. Von den zahlreichen Arten der gereimten Hexameter seien hier nur die gepaart am Ende und die in jeder Zeile in der Mitte und am Schluß gereimten (caudati und leonini) erwähnt[1]). Der enge Anschluß der ganzen hexametrischen Poesie an ihre antiken Vorbilder hat eine ungemeine, sich

---

1) Gröber, S. 324.

auf alle einzelnen Dichtungsarten erstreckende Gleichförmigkeit zur Folge gehabt. Es gibt auch hier nicht bloß keine nationalen Unterschiede, sondern auch keine individuellen zwischen mythologischen und geschichtlichen Epopöen, moralischen Lehrgedichten und Satiren. „Überall wesentlich der gleiche Vorrat an Wendungen, die gleichen Betrachtungen, überall die Herrschaft der gleichen Regel"[1]); ja selbst auf die ganze Anlage erstreckt sich die Übereinstimmung.

Auch der durch Scheffel populär gewordene Waltharius des Ekkehard ist auf der Schulbank entstanden. Dem ersten Mönche dieses Namens wurde (zwischen 920 und 940) die metrische Bearbeitung der Walthariſage aufgegeben, doch man fand sein Gedicht nicht klassisch genug, und 1020—1031 wurde es von Ekkehard dem Vierten gebessert, geglättet und gefeilt. Nibelungischer Inhalt (eine Sage aus dem Kreise des Attila und der Wormser Könige) ist hier in antike Form gegossen. Die Reminiszenzen an Virgil herrschen vor, aber wenn auch hin und wieder ein ganzer Vers von ihm eingeflochten wird, ist doch seine Ausdrucksweise mit vollkommener Freiheit gehandhabt; übrigens fehlt es auch nicht an Entlehnungen aus anderen römischen Dichtern[2]).

In ein altrömisches Gewand wurde auch die Geschichte von den epischen Dichtern gekleidet, die die Ereignisse ihrer eignen Zeit oder der jüngsten Vergangenheit in der Form und der Sprache des Virgil, Lucan und Statius besangen. So von Ermoldus Nigellus die Hauptunternehmungen Ludwigs des Frommen, seine Krönung und seine Für-

1) Franke, S. 1 f.; vergl. S. 16 f. und S. 27.

2) Scheffel und Holder, Waltharius, Lateinisches Gedicht des 10. Jahrhunderts. 1874. S. die Einleitung

sorge für die Kirche (826/27)[1]); von einem Lombarden die Taten Berengars I. und seine Erhebung zum Kaiser (um 916); von einem kirchlich gesinnten Anonymus aus Bergamo die Taten Friedrich Barbarossas in der Lombardei und Italien (bis 1160); von dem Pisaner Laurentius um 1115 der Sieg seiner Landsleute über die Leute von Majorca[2]). Einer der besten Dichter des Mittelalters, Gunther von Pairis, hat in seinem Heldengedicht Ligurinus Friedrich Barbarossas erste Regierungsjahre, seine Züge in Italien und die Ordnung der inneren Angelegenheiten, unter Ortsbeschreibungen, längeren Reden und Erörterungen eingehend behandelt. Das ganze Epos ist so sehr aus Reminiszenzen an die klassische Poesie zusammengearbeitet, daß man es für das Werk eines Humanisten gehalten hat; besonders hat sich der Dichter Lucan zum Muster genommen[3]).

Doch der Gegenstand einer der gelungensten, wo nicht der am besten gelungenen antikisierenden Epopöe ist der alten Geschichte entlehnt. Die (vor 1179 beendete) Alexandreis des Gautier von Chatillon (oder, nach seinem Geburtsort, von Lille), Propst an der Domkirche zu Dornik (Tournay), wurde den Werken der römischen Dichter gleich geschätzt, in Frankreich ihnen sogar vorgezogen und bis in die Reformationszeit in den Schulen gelesen. Die Statuten der Universität Toulouse verpflichteten im 13. Jahrhundert die dortigen Professoren, sie ihren Schülern zu erklären. Ein Vers daraus wird noch heute viel citiert: Incidit in Scyllam qui vult vitare Charybdin. Gautier hat seine

1) Ebert, Bd. II, S. 171, 176.
2) Gröber, S. 404 f.
3) Derselbe, S. 403.

Aufgabe, eine möglichst vollkommene Reproduktion der antiken Epik, „in einer für das Mittelalter klassischen Vollendung“ gelöst [1]).

Nächst Virgil ist im Mittelalter vielleicht kein römischer Dichter auf den Schulen mehr gelesen worden, als Juvenal, und Anführungen aus seinen Satiren sind in der ganzen Literatur von Alcuin bis auf Enea Silvio äußerst häufig, besonders im 11. und 12. Jahrhundert. So hat er denn auch auf die mittelalterliche Poesie einen sehr großen Einfluß geübt, namentlich im 12. Jahrhundert in Frankreich, wo die Satirendichtung zu den beliebtesten Übungen gehörte. Von Juvenals Satiren fanden den größten Beifall die sechste, die die Schwächen, Fehler und Laster des weiblichen Geschlechts schildert, und die zehnte, deren Gegenstand die Torheit der Menschen ist, in ihren Gebeten Dinge zu erflehen, die ihnen zum Unheil gereichen müssen. Marbod, Bischof von Rennes, der in seinem siebenundsechzigsten Jahre in seinem profanen Hauptwerke, den „Zehn Kapiteln“, einer eindringlichen und beredten Ermahnung zur Tugend und Frömmigkeit, die Summe seines Lebens zog, hat mehrfach dieselben Gegenstände behandelt, wie Juvenal, so die Gefahren der Seereise für den nach Gewinn jagenden Kaufmann, die Allherrschaft des Geldes, vor allem die Gefährlichkeit des Weibes; seinem Abschnitt „Von der Buhlerin“ liegt die sechste Satire zugrunde; überhaupt ist Marbod „ein verwässerter und versüßlichter Juvenal“. Ein (übrigens ungeschickter) Nachahmer Juvenals war auch in einigen seiner Gedichte Hildebert von Tours. Mit Vorliebe hat ihn ferner Jean d'Anneville

1) Gröber, S. 408. — Cholevius, Bd. I, S. 91. — Carraroli, Leggenda di Alessandro Magno. p. 137.

(d'Anville) in seinem Archithrenius (d. h. der Erzweiner, gegen 1154) benutzt, „einer allegorischen Reise durch die Welt des Wissens und der Moral, die unter satirischer Beleuchtung der Zustände der Zeit (auch unter den Geistlichen) den Weg der Sittlichkeit vorzeichnen und die Abwege, die zur Ausschweifung und zum Laster führen, kennen lehren soll"[1]). Durch dies Gedicht und den Anticlaudianus des Alain de l'Isle (ebenfalls eine moralisierende Allegorie)[2]) wurde der bei Juvenal vorkommende arme griechische Gelehrte Codrus als Repräsentant der Bettelarmut im Mittelalter zu einem ebenso allbekannten Typus wie Tartuffe und ähnliche Figuren, und auch Phalaris und Nero sind es vielleicht durch Juvenal geworden[3]).

Zu den Gattungen der mittellateinischen Poesie, die durchaus von der antiken abhängig waren, gehört auch die Rätsel- und Fabeldichtung und das Tierepos, so weit die Fabel zu dessen Elementen gehört. Rätsel, die in Klöstern gern als Unterhaltungsmittel benutzt wurden und namentlich bei den Angelsachsen beliebt waren, wurden besonders denen des Symphosius (im 4. oder 5. Jahrhundert) nachgebildet[4]). Die Fabeln des Phädrus, von denen auch die Predigt Gebrauch machte, wurden dem Mittelalter durch die Prosabearbeitung eines Romulus (im 10. Jahrhundert) vermittelt und diese dann abermals versifiziert; auch die Fabeln des Avianus (etwa aus dem 4. bis 5. Jahrhundert), die zu den in den Schulen ge-

1) Gröber, S. 374 f.
2) Gröber, S. 381.
3) Gröber, S. 385.
4) Ebert, Bd. III, S. 41. — Teuffel, R.L.G. §§ 26, 27.

lesenen Büchern gehörten, wurden nacherzählt[1]). Eine große Bekanntschaft mit der äsopischen Fabel zeigt schon das älteste (allegorische) Tierepos, die (von Entlehnungen aus römischen Dichtern, vor allem Horaz, ganz angefüllte) von einem Mönch des Klosters St. Evre de Toul, wohl zu Anfang der Regierung Ottos I., in meist leoninischen Hexametern verfaßte Ecbasis captivi (das Entkommen des Kalbes aus der Höhle des Wolfs). Die Innenerzählung ist ihrem Kern nach die Fabel von dem kranken Löwen und dem geschundenen Wolf. Aus äsopischer Fabel und einer Reihe mündlich weiter getragener Tiergeschichten ist (um 1148) der Ysengrimus eines flandrischen Dichters (in Distichen) entstanden, der besonders Ovid gelesen hat und gern seine Kenntnisse zeigt. Auch hier muß der durchweg von dem Fuchse gefoppte Wolf nach dessen Gutachten für den kranken Löwen seine Haut hergeben[2]). Doch überhaupt ist keine Gattung der mittellateinischen Poesie von antiken Mustern unabhängig, wenn solche vorhanden waren. Walahfrid Strabo (d. h. der Schieler), Abt von Reichenau († 849), der auf die klassische Färbung seiner Schriften so bedacht war, daß er die Namen der Zeugen für die Wunder des heiligen Gallus wegließ, um nicht durch ihre barbarischen Formen die Ehre des lateinischen Ausdrucks zu verletzen, hat sein Klostergärtchen in einem anmutigen Gedicht beschrieben, nicht ohne Reminiszenzen an Columella und Virgils Gedicht vom Landbau[3]). Als Nachbildner der horazischen Odenmaße (sowie der Strophen des Pru-

1) Gröber, S. 151, 321 f., 409.
2) Ebert, Bd. III, S. 276, 283–285.
3) Gröber, S. 410. — Bartsch, S. III.

dentius und Boethius)[1]) steht in so früher Zeit (nach 1167) ganz vereinzelt Metellus von Tegernsee, der in seinen Oden Leben, Wirken und Leiden des heiligen Quirin unter oft wörtlichen Entlehnungen aus den benutzten Mustergedichten, und außerdem in Eklogen in virgilischen Wendungen Wunder des Heiligen behandelt[2]).

Daß es aber bei allem noch so engen Anschluß an die Form und Ausdrucksweise der Alten doch nur den wenigsten gelang, in antikem Geiste zu dichten, braucht kaum gesagt zu werden. Zu diesen gehört Hildebert von Tours, dessen im Mittelalter sehr berühmte Elegie auf Rom zuweilen für das Werk eines klassischen Dichters gehalten worden ist[3]). Er hatte sich nach Rom begeben, um auf das ihm 1097 übertragene Bistum von Le Mans vor dem Papst Paschalis II. persönlich zu verzichten[4]). Ein Teil dieses Gedichtes, eines in jener Zeit ganz allein stehenden Zeugnisses für den Eindruck, den die Überreste des alten Rom auf empfängliche Gemüter machten, mag hier folgen:

Nichts ist, Roma, dir gleich, obwohl du in Schutt und in Trümmern
Liegst: in den Trümmern noch gibt einstige Größe sich kund.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sagen wir: dies war Rom, so kündet allein schon der Name:
Eine Stadt ist dahin, welcher sich keine vergleicht.
Doch nicht rollender Jahre Lauf, nicht Feuer noch Eisen
Hat so einzige Pracht ganz zu vernichten vermocht.
Was hier Menschenhand in unendlicher Arbeit erschaffen,
Trotzt der Zerstörungswut feindlicher Mächte noch heut.

---

1) Ebert, Bd. II, S. 158 f., 165.
2) Gröber, S. 336.
3) Graf, Bd. I, S. 33 f.
4) Franke, S. 29 ff.

Schaffte man alle Schätze der Welt und Berge von Marmor,
Schaffte zugleich man ein Heer emsiger Künstler herbei:
Nimmer gliche das neue Werk den noch stehenden Mauern,
Nie erständ' aus dem Schutt je die entschwundene Pracht.
Was noch steht, ist zu herrlich und groß, um es je zu erreichen,
Zum Aufrichten, fürwahr! ist des Gefallnen zu viel.
Hier bewundern die Götter sogar die Bilder der Götter;
Diesen Werken der Kunst wünschen sie ähnlich zu sein.
Solche Göttergestalten, wie hier der Mensch sie gebildet,
Hat die Mutter Natur nie zu erschaffen vermocht.
Hoheit strahlt aus den Zügen, und daß Anbetung sie fordern,
Danken sie menschlicher Kunst mehr als der eignen Natur.

Ein Einfluß antiker Vorbilder auf die einzige dramatische Dichtung des Mittelalters, das geistliche Drama, war durch dessen Zweck (die unmittelbare Vergegenwärtigung der christlichen Heilsgeschichte) und seine Bestimmung zur Feier kirchlicher Feste ausgeschlossen [1]). Der religiöse Zweck machte den möglichst vollständigen und wortgetreuen Anschluß an die biblische oder legendarische Erzählung zur notwendigen Bedingung. Die Gesetze der antiken und modernen Dramatik waren für die mittelalterliche nicht vorhanden, da diese eigentlich nichts anderes war als eine Umsetzung der biblischen oder legendarischen Erzählung in die Form des Dialogs. Einheitlichkeit der Handlung, psychologische Entwicklung und Individualität der handelnden Personen waren bedeutungslos für das Drama der göttlichen Erlösung [2]).

Einzig in ihrer Art sind die Dramen der Nonne Hrotsvith (Roswitha) von Gandersheim († 973). Die vielseitige Dichterin, die sich vorzugsweise der geistlichen

1) Gröber, S. 423—426.
2) Eicken, S. 691—701.



Epik widmete, aber auch historische Gedichte (über die Taten Ottos des Großen, die Anfänge des Klosters Gandersheim) verfaßte, wollte die damals viel gelesenen unkeuschen Komödien des Terenz, aus denen ihre geistlichen Schwestern so viel böse Dinge lernten, durch sechs echt christliche Stücke ersetzen[1]), die in der Form des dramatischen Zwiegesprächs und in einer hier und da gereimten Prosa abgefaßt sind. Ihre sechs Stücke sind sämtlich Variationen desselben Themas, der Verherrlichung der göttlichen Liebe im Gegensatz zur irdischen. Zwei behandeln das siegreiche Beharren in der ersteren, zwei den Abfall und die Rückkehr zu ihr, zwei die Bekehrung vom heidnischen Glauben zum christlichen. In der Hauptsache sind alle sechs eine Apotheose der Jungfräulichkeit, die unter den asketischen Tugenden in der christlichen Weltanschauung den breitesten Raum einnahm. Eine Charakterentwicklung der handelnden Personen ist nirgends erstrebt; sie sind fertige oder durch plötzliche göttliche Erleuchtung umgewandelte Gestalten. Den Hintergrund bildet überall die heidnische Welt in ihrer sündhaften Verstockung. Dramatische Bewegung fehlt nicht ganz; der Dialog ist rasch und sachlich und berührt nur zweimal gelehrte Erörterungen aus dem Gebiete der sieben Artes (Zahlenlehre und Tonverhältnisse); „Verkleidungen und andere Mittel, durch die Spannung, Überraschung, bedrohliche Lagen, komischer Umschlag herbeigeführt werden, sind herbeigezogen in der Ahnung von der Möglichkeit einer Verkörperlichung dialogisierter Handlung"[2]). Roswitha hat auf dem Gebiete

1) Cholevius, Bd. I, S. 267.

2) Eicken, S. 691—696. — Gröber, S. 174. — Ebert, Bd. III, S. 285 ff. und 295—298, 314 ff.

des geistlichen Dramas keine Nachfolger gefunden. Das erste weltliche Lesedrama, die (nach dem Helden, dem Tyrannen Ezzelino, benannte) Ecerinis des Albertino Mussato (im 14. Jahrhundert), die sich an Seneca anlehnt, eröffnet bereits die Renaissanceliteratur[1]).

Nicht weniger als die Schulpoesie war die Geschichtschreibung von antiken Mustern abhängig. Man richtete sich nach ihnen in Anlage und Anordnung, ahmte sie nach in Beschreibungen (besonders von Schlachten), eingeflochtenen Reden, Exkursen über Länder und Völker und allgemeinen Betrachtungen, entlehnte ihre Ausdrucksweise, ihre Bilder und Gleichnisse, Phrasen und Wendungen. Der Ostfranke Einhard (770—840) hat in seiner Biographie Karls des Großen (dessen vertrautester Rat er war), nach Rankes Ausspruch nicht bloß wie in seinen Bauwerken (bei welchen er sich von Vitruv leiten ließ) die Maße und Verhältnisse nach dem Muster der Antike eingerichtet, sondern auch antike Werkstücke angewendet. Aufs engste hat er sich an sein Vorbild, Suetons Leben des August, angeschlossen, nicht bloß in der ganzen Disposition, er hat auch reichlich aus dessen Wortschatz und seiner Phraseologie geschöpft; alle Verhältnisse, Einrichtungen und Zustände des Heeres und des Staates, des Krieges und des Hoflebens sind hier antikisiert[2]). Widukind von Corvey (um 973) hat die Geschichte der Sachsen in einer an Sallust gebildeten Schreibart erzählt[3]). Otto von Freising, der Biograph

1) Gröber, S. 427.
2) Ebert, Bd. II, S. 92—96.
3) Gröber, S. 149.

Friedrich Barbarossas, „arbeitet ganz mit der Technik der antiken Historiographie, ohne sich übrigens sklavisch an sie anzuschließen“[1]). Eine ähnliche Abhängigkeit von antiken Vorbildern zeigt sich bei Guillaume von Poitiers (um 1080), dem Geschichtschreiber Wilhelms des Eroberers; bei Guibert von Nogent in seiner Geschichte von Jerusalem 1095 bis 1104 (der außer Kritiken, Belehrungen und Betrachtungen auch Gedichte in verschiedenen Maßen eingewebt sind); bei Radulf von Caen in seiner Geschichte Tancreds (1099 bis 1105), der die Taten des ihm befreundeten Helden fast dichterisch schildert, Charakteristiken anderer Führer der Kreuzzugstruppen bei deren erster Erwähnung gibt, Vergleiche mit Helden des Altertums anstellt, Reden, Briefe und Stücke in metrischen und rhythmischen Versen einschaltet[2]).

Aber man begnügte sich nicht immer damit, Stil und Darstellungsweise der Alten nachzuahmen: man übertrug auch geradezu ihre Erzählungen und Beschreibungen auf Personen und Szenen der Gegenwart oder der jüngsten Vergangenheit. Angilbert († 814) hat seine Beschreibung der angeblichen Hafenbauten Karls des Großen dem ersten Buche der Äneide entlehnt, wo die Anlage des Hafens von Karthago geschildert ist[3]). Lambert von Hersfeld hat in der Erzählung eines Kampfes der Vettern des jungen Königs Heinrich IV. mit dem Slaven Otto bei Hausneindorf (1059) die Schilderung kopiert, die Livius von dem Zweikampfe des Aruns, Sohns des Tarquinius, und des Konsuls Brutus gibt, wobei die beiden Kämpfer sich

1) Scherer, Deutsche Literaturgeschichte, S. 73.
2) Gröber, S. 307 und 310.
3) Prutz, Kulturgeschichte der Kreuzzüge. S. 487.

gegenseitig durchbohren[1]). Ragevin, der Fortsetzer der Geschichte Friedrich Barbarossas von Otto von Freising[2]), hat hauptsächlich aus Sallust und Rufinus (dem Übersetzer des jüdischen Krieges des Josephus) entlehnt. Die von dem ersteren gegebenen Charakteristiken des Cäsar und Cato hat er zur Schilderung Heinrichs des Löwen und des Herzogs Welf VI. verwendet; die Beschreibung der Belagerung von Jerusalem (69/70) bei Josephus hat er auf die Belagerung von Crema (1158/59) übertragen; die Rede des Patriarchen von Aquileja an die Unterhändler aus Crema ist die Rede des Königs Agrippa an die Juden bei Josephus. Die Darstellung Friedrich Barbarossas ist aus der Theoderichs des Großen bei Sidonius Apollinaris und der (auf Sueton beruhenden) Karls des Großen bei Einhard zusammengearbeitet. Übrigens hat Ragevin trotz seiner fast wortgetreuen Entlehnungen es verstanden, seine Muster ohne Entstellung der Wahrheit zu reproduzieren. Der Verfasser der älteren von zwei Lebensbeschreibungen der Königin Mathilde (Gemahlin Heinrichs I.) läßt Heinrich und Mathilde eine Liebesszene spielen, wie Turnus und Lavinia bei Virgil, und schildert den jungen Heinrich durchaus mit den Worten, mit denen der alte Simo in der Andria des Terenz den jungen Pamphilus charakterisiert[3]).

---

1) Rockrohr, Forschungen zur deutschen Geschichte. Bd. XXV, S. 571.

2) G. Jordan, Ragevins Gesta Friderici imperatoris. 1881; vergl. Prutz, S. 488.

3) Jaffe, Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit XXXI (Bd. X, S. 4). Den Nachweis der hier benutzten Monographien verdanke ich H. Breßlau.

5. Die Mythologie und Geschichte des Altertums. Die Kaiser-, Alexander-, Virgil- und Trojasage.

Daß die Gestalten der antiken Sage und Geschichte, soweit sie aus der so eifrig und so allgemein studierten römischen Literatur bekannt waren, der Phantasie aller höher Gebildeten stets gegenwärtig blieben, ist selbstverständlich. Wenn sie Dante überall neben die Personen des alten und neuen Testaments, sowie der Kirchengeschichte stellt, konnte er sie ohne Zweifel auch bei seinen Lesern als bekannt voraussetzen. Als Sterbliche, die in das Jenseits eingedrungen sind, nennt er Äneas und Paulus, als Helden, die vor der Feuerpein nicht zurückschreckten, Mucius Scävola und den heiligen Laurentius, als Bilder gestürzten Hochmuts, neben Lucifer, Sanherib, Holofernes und anderen Personen des alten Testaments besonders Figuren aus Ovids Metamorphosen: Briareus (wohl weil er ihn irrtümlich zu den Titanen zählte), die Giganten, Niobe, Arachne, Eriphyle. Aber Dante entnahm der antiken Literatur nicht nur Beispiele und Gleichnisse für die Erscheinungen der christlichen Zeit, sondern er hat auch die dorther stammenden Vorstellungen vielfach für seine großen Gemälde des Jenseits verwandt. In der Hölle strömen die Todtenflüsse der heidnischen Unterwelt, setzt Charon die Seelen über den Acheron, richtet Minos, peinigt Cerberus die Seelen der Schlemmer usw. Im Fegefeuer wird aus der Lethe, die auf dem Berge der Reinigung fließt und das irdische Paradies begrenzt, Ver-

gessenheit der Sünden getrunken, wenn sie bereut sind. Hüter des Fegefeuers ist Cato von Utica, unter dessen Obhut die Geister sich läutern. Wie die tugendhaften Heiden die Vorhölle bewohnen, so erscheinen die lasterhaften unter den Büßern der Höllenkreise: im zweiten Semiramis, Dido, Helena, Achill und Paris, im achten unter den Verführern Jason, Amphiaraus, Tiresias, unter den Dieben Cacus, als betrügerische Ratgeber Diomedes und Ulysses; in der untersten Hölle büßen Brutus und Cassius zusammen mit Judas. Ins Paradies hat Dante zwei aus der Hölle erlöste Heiden versetzt: den Kaiser Trajan und Rhipheus, den Virgil den Gerechtesten der Trojaner nennt. Fortwährend hat er Erscheinungen und Zustände durch Vergleiche mit Mythen veranschaulicht und solche Gleichnisse auch den Personen seines Gedichts in den Mund gelegt. Wollte sie lächeln, sagt Beatrice zu dem Dichter, so würde er vor den Strahlen ihrer Schönheit zu Asche werden, wie Semele beim Anblick Jupiters. Beim Eintritt ins Paradies sagt Dante, seine Zuhörer werde größeres Staunen ergreifen, als die Argonauten, die Jason mit feuerspeienden Stieren pflügen sahen. Naturerscheinungen erklärt er oft aus Mythen, so die Milchstraße durch den Himmelsbrand bei Phaetons Fahrt auf dem Sonnenwagen; wenn es donnert, bedroht Jupiter die Giganten; Sonne und Mond heißen die Kinder der Latona, die Morgenröte die Wange der Eos, der Regenbogen die Tochter des Thaumantes und Dienerin der Juno. Die Parzen und Fortuna treten als noch wirksam auf; die „heiligen“ Musen werden öfter angerufen. Im ersten Gesange des Paradieses fleht Dante den „gütigen Apollo“ an, in seine Brust einzuziehen und ihn zu einem würdigen Gerät für

seine letzte Arbeit zu machen; er habe bisher nur einen Gipfel des Parnaß betreten, er müsse nun (indem er sich göttlichen Dingen zuwendet) auch den zweiten besteigen. Im zweiten Gesange sagt er, daß auf dem noch nie beschifften Meer, das er jetzt befahre, Apollo ihn führe, Minerva ihm die Segel schwelle, und die neun Musen ihm die Sternbilder zeigen, die seiner Fahrt die Richtung geben [1]). Wenn heidnische und christliche Vorstellungen so völlig verschmolzen oder jene eine christliche Bedeutung annahmen, ist auch die Bezeichnung Gottes als Jupiter bei Dante, Petrarca und anderen verständlich und ebenso die Anrede: „Höchster Jovis, der Du für uns gekreuzigt wardst auf Erden" [2]). Im Anticlaudianus des Alain de Lille erscheinen bei der Erschaffung der Seele durch Gott die Parzen mittätig, und stehen die Furien an der Spitze der aus dem Tartarus aufsteigenden Dämonen der Laster (unter denen sich auch Venus befindet) [3]). Derselben Verwertung von Personen und Motiven des antiken Mythus begegnet man in der bildenden Kunst. Herrad von Landsberg, der die heidnische Poesie so verhaßt war, hat in ihrem Bilderwerk den neun Musen ein eigenes Blatt gewidmet, die sie aber (wie die Beischriften neben den nonnenartig verhüllten Brustbildern zeigen), zu Vertreterinnen der verschiedenen Tätigkeiten und Stadien des Denkens, Verstehens, Behaltens und Urteilens umgestaltet hat: Klio bedeutet den Willen zum Lernen, Euterpe das Verlangen nach dem Gewollten usw. Fortuna erscheint auf ihrem

1) Piper, Symbolik und Mythologie der christlichen Kunst. Bd. I, S. 144—147, 255—274.

2) Piper, Bd. I, S. 139—141. — Francke, S. 37 f.

3) Piper, Bd. I, S. 238.

Rade, Könige auf- und abwälzend, und die Sirenen sind Sinnbilder der Versuchungen der Welt. In Giottos Fresken der unteren Kirche San Francesco d'Assisi ist die unheilige Liebe als ein Amor mit Köcher und Binde, aber mit Bocksfüßen, der Eigenwille unter dem Bilde eines Centauren[1]) dargestellt. Die historischen Personen des Altertums waren in manchen Fällen gar nicht zu entbehren. In der Darstellung einer Art Encyklopädie der menschlichen Bildung am Glockenturm des Doms von Florenz erscheinen neben biblischen Gestalten als Erfinder und Begründer der Künste und Wissenschaften Phidias, Apelles, Donatus, Plato, Aristoteles, Ptolemäus und Euklid[2]).

Weit minder klar bestimmt und zusammenhängend als die Erinnerungen an die antike Sage war im Mittelalter die Kenntnis der Geschichte des Altertums. Die Vorstellungen von den Personen und Ereignissen dieser versunkenen Welt glichen den sich durch einander wirrenden, in einander zerfließenden Bildern eines Traumes. Die Fähigkeit, die Weiten des Raums und der Zeit zu ermessen und abzugrenzen, fehlte ebenso wie die Fähigkeit, zwischen Wirklichem und Erdichtetem zu unterscheiden. Gestalten und Vorgänge wandelten sich bis zur Unkenntlichkeit und gingen vielfach in einander über.

Im Mittelalter bemächtigte sich die Sage selbst der jüngsten Vergangenheit und gestaltete sie nach ihrer Weise um. In den im Auftrage Karls des Dicken um 887

1) Piper, Bd. I, S. 275.

2) Piper, Bd. I, S. 416. — Schnaase, Geschichte der bildenden Künste. VII², S. 376.

aufgezeichneten Gesta Caroli Magni eines Mönchs von St. Gallen ist „Karl der Große zum Stärksten und Weisesten seiner Zeit idealisiert, mit Karl Martell verschmolzen, zum Herrn des Heiligen Landes gemacht und nimmt die Schwertmessung vor; Pippin kämpft mit dem Löwen, und der Autor berichtet von märchenhaftem Teufelsspuk mit derselben Überzeugtheit wie von der humorvollen Art, mit der Karl des Richteramts waltete, Hochmut beugte" u. s. w.[1]). Wurde nun die Geschichte einer nur um drei Menschenalter zurückliegenden Periode bereits zum Mythus, um wie viel mehr die Geschichte ferner Jahrhunderte. Ein im 9. Jahrhundert geschriebener Kommentar zu Virgil beginnt: „Als Julius Cäsar Kaiser war, regierte Brutus Casius über die zwölf Stämme der Etrusker, und es entstand ein Krieg zwischen Julius Cäsar und Brutus Casius, auf dessen Seite Virgil war. Brutus wurde von Julius besiegt, dieser aber dann vom Senat mit Fußschemeln totgeschlagen". Ein im 7. Jahrhundert in Südfrankreich lebender Gelehrter, der sich Virgilius Maro nannte, erzählt, daß ein Mann Namens Donat bei Troja lebte und tausend Jahre alt wurde. Er kam zu Romulus dem Gründer Roms, der ihn aufs freudigste empfing, blieb vier Jahre bei ihm, gründete eine Schule und hinterließ unzählige Schriften. In Troja war sein Zuhörer Virgil, der siebzig Bücher über Metrik schrieb[2]). Nach der um 1150 von einem Regensburger Geistlichen verfaßten Kaiserchronik wurde Jerusalem unter Tiberius zerstört und unter Vespasian noch einmal, Marcus Curtius

1) Gröber, S. 147 f.

2) Haase, S. 7.

stürzte sich unter Caligula in den Abgrund, nach Nero regierte Tarquinius, und trug sich die Geschichte der Lucretia zu.

Die zahlreichsten Beispiele von der chaotischen Verwirrung, die in den Vorstellungen des Mittelalters von der antiken Welt herrschte, geben die Gesta Romanorum, eine Beispielsammlung für Predigten mit hinzugefügten Moralisationen, vor 1342, vielleicht in England verfaßt[1]). „Taten der Römer" heißen sie, weil ihren Grundstock Erzählungen aus den damals gelesenen römischen Autoren bildeten, aus deren Schriften man alles schöpfte, was man von der antiken Welt wußte; wie diese Welt vom römischen Reich absorbiert war, so erschien die Geschichte der Vorzeit aller Länder und Völker als Geschichte der Römer, des einzigen Volks, das für das Mittelalter aus der Nacht der Vergangenheit deutlich sichtbar hervortrat. Der lokrische Gesetzgeber Zaleucus ist hier zum römischen Konsul Zalongus, der spartanische Gesetzgeber Lycurgus zum edeln Ritter Ligurinus geworden, Kaiser Claudius gibt seine Tochter dem Sokrates zur Frau (unter der Bedingung, sich nach ihrem Tode das Leben zu nehmen). Wie überall ist auch in den Gesta Romanorum die mythische Überlieferung als historische betrachtet und euhemeristisch behandelt. In der Geschichte der Jo ist Jupiter ein Edelmann, der die Hörner einer ihm gehörigen weißen Kuh vergolden läßt und sie dem Argus zur Bewachung übergibt, „der sehr wahrheitsliebend war und hundert Augen hatte". „Nun gab es damals einen sehr gewinnsüchtigen Menschen namens Mercurius, der sehr erfahren in

1) Gröber, S. 196 f. und 321.

der Musik war und die Kuh zu besitzen wünschte" u. s. w. Als Beispiel der Entstellungen, die antike Traditionen bei wiederholten Umschmelzungen in neue Formen erlitten, mag hier die Sage vom Sprunge des Marcus Curtius in den Abgrund dienen, wie sie in den Gesta erzählt ist. Der dort dem Helden gegebene Name Marcus Aurelius beruht darauf, daß die im Mittelalter sehr verschieden benannte Statue Marc Aurels auf dem Kapitol von vielen für ein Denkmal der Tat des Curtius gehalten wurde[1]). Die Erzählung, in welcher der das Leben für das Vaterland opfernde Römer die Züge eines Don Juan und Faust und sein heroischer Sturz in den Abgrund das Ansehen einer Höllenfahrt erhalten hat, lautet wie folgt:

„In der Mitte der Stadt Rom an einem gewissen Orte öffnete sich auf einmal die Erde, und von unten sperrte sich eine gähnende Kluft auf. Als nun darum die Götter befragt wurden, antworteten sie: dieser Schlund wird sich nicht schließen, bevor jemand von selbst hineingesprungen sein wird. Allein da man nun niemanden dazu bereden konnte, sprach Marcus Aurelius: Wenn Ihr mich ein Jahr lang in Rom nach meinem Gefallen leben laßt, will ich nach dessen Verlauf mich freudig und freiwillig hinabstürzen. Als das die Römer hörten, freuten sie sich sehr, und einstimmig beschlossen sie, es solle ihm nichts verboten sein. Er aber, der ihr Eigentum und ihre Weiber nach Gutdünken und mit völliger Freiheit benutzte, stürzte sich nach Verlauf eines Jahres mit seinem edeln Rosse in schnellem Sprunge hinab, und gleich schloß sich hinter ihm die Erde".

1) Graf, Bd. II, S. 116 f.

Wie die Ereignisse des ganzen Altertums als Taten der Römer betrachtet wurden, so suchte und fand man auch alle in der antiken Literatur erwähnten Örtlichkeiten in dem Zentrallande des römischen Reichs, Italien. Konrad von Querfurt, Kanzler und Stellvertreter Kaiser Heinrichs IV. in Neapel und Sizilien, zuletzt Bischof von Hildesheim, berichtet 1194, daß er in Süditalien den Olymp, den Parnaß und die Hippokrene gesehen habe, und freut sich, daß diese hoch gefeierten Stätten innerhalb der Grenzen des Deutschen Reichs liegen. Durch die Skylla und Charybdis glaubte er nach der Insel Scyrus gelangt zu sein, wo Thetis Achill verborgen gehalten hatte; das Theater von Taormina hielt er für das kretische Labyrinth[1]).

Im Vordergrunde der Erinnerungen an das Altertum standen während des ganzen Mittelalters die Bilder der römischen Imperatoren, wie sie sich in der Sage gestaltet hatten. Mit dem Anfange der Kaiserzeit hatte auch das neue christliche Weltalter begonnen. Auch nach dem Untergange des weströmischen Reichs war die Idee des römischen Kaisertums lebendig geblieben, und seine Wiederherstellung vollzog sich als ein ganz natürliches und lange erwartetes Ereignis. Die Chroniken springen von der Königszeit auf Julius Cäsar, den Begründer der Monarchie, über, den die Legende wie einen zweiten Alexander den Großen bis in den fernsten Osten, bis in die Gegend von Gog und Magog vordringen läßt, und dessen Mörder Brutus und Cassius (wie gesagt) bei Dante als die abscheulichsten Verräter zusammen mit Judas im

1) Comparetti, S. 221 f. — Gregorovius, Bd. IV, S. 640 f.

tiefsten Grunde der Hölle büßen. Erst in der Renaissancezeit änderte sich das Urteil über sie, und entstand das Interesse für die Helden der Republik und der Enthusiasmus für diese. Die Berühmtheit Augusts beruhte vor allem darauf, daß die Geburt Christi in die Zeit seiner Regierung fiel. Die Sage, daß dies die Welt umgestaltende Ereignis dem Beherrscher der Welt verkündet worden sei, bildete sich wahrscheinlich früh: von der Sibylle auf das Erscheinen des Heilands vorbereitet, sah August, dem sich der Himmel öffnete, die Jungfrau mit dem Kinde an der Stelle der Kirche Araceli in Rom[1]). Tiberius wurde nach der Legende von schwerer Krankheit durch das Christusbild Veronica (vera icon) geheilt. Nero, der erste Christenverfolger, erschien dem Mittelalter hauptsächlich aus diesem Grunde als die Incarnation des Bösen, Vespasian und der „gute Titus", die Zerstörer Jerusalems, als Vollstrecker der Strafe für die Kreuzigung des Heilands. Trajan wurde durch eine früh entstandene, allmählich weiter gebildete Legende zum Typus des gerechten Herrschers. Im Begriff, zu Pferde zu steigen, um in den Krieg zu ziehen, wird er von einer Witwe um Gerechtigkeit gegen die Mörder ihres Sohnes angefleht. Er verweist sie zuerst auf seine Rückkehr aus dem Kriege, erkennt es aber dann als seine Pflicht, ihre Forderung, auf der sie besteht, sofort zu erfüllen. Vermutlich ist die Legende aus der Deutung eines Reliefs entstanden, das Trajan zu Pferde und zu seinen Füßen die Figur einer knieenden Provinz darstellte. Dante sieht diesen Vorgang im Purgatorium in einen Felsen gemeißelt; im Paradiese erzählt er, wie Trajan, auf das Gebet Gregors des Großen

1) Oben S. 166.

auf kurze Zeit ins Fleisch zurückgerufen, im Glauben entbrannte und nun nach seinem zweiten Tode ins Paradies zugelassen wurde[1]): eine wohl zuerst in Britannien, das Gregor dem Großen seine Bekehrung verdankte, durch zurückgekehrte Kompilger verbreitete Erzählung. Die Legende Constantins nahm im Laufe der Zeit folgende Gestalt an. Zur Strafe für seine Christenverfolgungen wurde er vom Aussatz befallen; die Götzenpriester verordneten ihm als Heilmittel ein Bad im Blute von dreitausend Kindern, doch auf diese unmenschliche Kur verzichtete er. Der Papst Silvester heilte ihn durch dreimaliges Eintauchen in eine Piscina und taufte ihn, wofür ihm Constantin die Herrschaft über Rom und den Westen abtrat. Seine Mutter Helena tadelte ihn in einem aus Bethanien gesandten Brief, daß er statt des wahren Gottes der Juden den Gekreuzigten anbete. Constantin lud sie samt ihren Lehrern zu einer Disputation nach Rom ein; 161 Juden disputierten dort gegen Silvester und seine Geistlichen; zwei Heiden waren Richter; die Juden unterlagen und bekehrten sich zum Christentum, ebenso Helena, die Richter und viele andere. Aber seit Constantin Christ geworden war, tötete ein in einer tiefen Höhle hausender Drache täglich mehr als dreihundert Menschen, bis Silvester seinen Rachen mit dem Zeichen des Kreuzes versiegelte. Die verschiedenen Teile dieser Legende sind verschiedener Natur und gehören verschiedenen Zeiten an. Die Sage von der Heilung und Taufe Constantins ist sehr alt, da die Vorstellung, daß der erste christliche Kaiser durch den Bischof von Rom und nicht

1) Fegefeuer, 10, 74. — Paradies, 20, 106.

erst kurz vor seinem Tode die Taufe empfangen habe, notwendig früh entstehen mußte. Daß der Drache, der den Teufel oder das Heidentum bedeutet, kein legendarisches Element ist, sondern ein allegorisches, ist klar. Die Erzählung von der Schenkung Roms und des Abendlandes ist ebenfalls keine Legende, sondern eine (zwischen 750 und 754 entstandene) Geschichtsfälschung. Wenn übrigens Dante in seiner Hölle, in die er mehr als einen Papst versetzt hat, keinen römischen Kaiser nennt, nicht einmal Julian den Abtrünnigen, so kann dies wohl nur (mit Graf) aus seiner religiösen Ehrfurcht vor dem Kaisertum erklärt werden.

Auch die beiden Personen des Altertums, die die Phantasie des Mittelalters am meisten beschäftigt haben, Alexander der Große und Virgil, sind ganz und gar zu Sagengestalten umgewandelt worden. Bei Alexander war dies schon im Altertum in der Vorstellung der griechisch-orientalischen Völkerschaften geschehn. In einem unter dem Namen des Kallisthenes in Alexandria verfaßten Roman erscheint Alexander vom Hintergrunde seiner europäischen Heimat fast völlig losgelöst, als Eroberer und Ordner des Orients, als welcher er allein für die Völker Asiens und Ägyptens Bedeutung hatte[1]). Die interessantesten historischen Ereignisse fehlen hier, selbst das für einen Roman so geeignete Durchhauen des gordischen Knotens. In den Briefen, in denen Alexander von seinen Zügen im fernen Osten berichtet (wohl dem ältesten Teil des Romans), zeigt sich, daß die Phantasie des Volkes mehr als durch den ritterlichen Sinn des Helden durch sein Ein-

1) Rohde, Der griechische Roman, S. 184 ff. — J. Zacher, Pseudokallisthenes. 1867.

dringen in das Land der Wunder gefesselt wurde: „hier konnte sich der Hang zum Abenteuerlichen überschwänglich genug tun".

Alexander war nach dem Roman des Pseudo-Kallisthenes nicht der Sohn Philipps, sondern des letzten eingeborenen ägyptischen Königs Nectanebus, eines großen Meisters der Magie, der nach Pella geflohen war und die Königin Olympias durch Zauberkünste umgarnt hatte. Nach Philipps Tode zog Alexander zuerst nach Italien, wo sich die Römer ihm unterwarfen, dann nach Afrika, wo er von den Karthagern Tribut empfing. Er gründete Alexandria, errichtete dem Serapis einen Tempel und eine Statue und wurde von den Priestern in Memphis inthronisiert. Nach der Zerstörung von Tyrus bringen ihm Gesandte des Darius wie einem Knaben eine Peitsche, einen Ball und ein Kästchen mit Gold als spöttische Geschenke. Nach der Schlacht bei Issus geht er verkleidet als sein eigner Gesandter zu Darius nach Persis, wo er von der königlichen Tafel die ihm gereichten goldenen Becher mitnimmt. Die Unterwerfung der ganzen bewohnten Erde genügt ihm nicht; er will auch die ganze unbewohnte sein nennen. Nach vielen seltsamen Abenteuern und Zügen durch Wunderländer, die von fabelhaften Geschöpfen aller Art bewohnt sind, nach einem Aufenthalt bei den Brahmanen und einem Versuch, in einem gläsernen Fasse auf den Grund des Meeres hinabzusteigen, sucht er zum Paradiese oder zur Quelle des Lebens vorzudringen (eine besonders in der orientalischen, namentlich jüdischen Literatur verbreitete Sage): er läßt ausgehungerte Raubvögel[1]) vor einen

1) Oder Greifen. Alexanders Greifenfahrt, die an dem Münsterchor zu Basel abgebildet ist, kam schon im Lobgesang auf Hanno vor. Cholevius, Bd. I, S. 93.

Wagen spannen und vor ihnen auf einem Spieß eine Pferdeleber befestigen. Es begegnet ihm ein Vogel mit Menschenantlitz, der ihn umkehren heißt.

Die Quelle der meisten abendländischen Bearbeitungen der Alexandersage war nicht die noch vorhandene lateinische Übersetzung dieses griechischen Romans von einem Julius Valerius, sondern die sogenannte Historia (oder Liber) de preliis, eine in Neapel verfaßte, ziemlich freie lateinische Bearbeitung des Pseudo-Kallisthenes von dem Archipresbyter Leo, der das Original in Konstantinopel zwischen 920 und 944 kennen gelernt hatte. Das Mittelglied zwischen dem lateinischen Text und den abendländischen Bearbeitungen war das Gedicht eines Südfranzosen Aubry de Besançon; dies ist auch die Quelle des wertvollsten deutschen Alexanderliedes, das 1180 am Niederrhein entstand und einen Pfaffen Lamprecht zum Verfasser hat. Hier wie dort und überhaupt in den Alexanderliedern ergibt sich aus dem Schicksal des Helden die Eitelkeit alles irdischen Strebens: Ohnmacht ist das Ende seiner kühnsten Taten, und von allem, was er errungen, behält er nur sieben Fuß Erde. In diese tragische Lehre klingt auch die Alexandreis des Walter von Chatillon aus, der die Benutzung des auch ihm bekannten Romans verschmäht und sich ganz an historische Quellen, namentlich das Werk des Curtius, gehalten hat. Die Mahnung an die Grenzen der Menschheit hat er in die Form einer das Gedicht beschließenden Allegorie gekleidet. Als Alexander bis zum Ozean vorgedrungen ist und nun die Flotte ausrüstet, erhebt sich die Göttin der Natur gegen ein solches Beginnen, da die Erschließung ewiger Geheimnisse dem Menschen versagt ist. Sie steigt zu Leviathan in die Hölle und deutet auf die Mög-

lichkeit, Alexander werde die Seelen der Toten befreien wollen, was doch erst einem Künftigen vorbehalten sei. Deshalb erbietet sich die Göttin des Verrats, die Gefahr durch eine Vergiftung abzuwenden. Vor seinem jähen Ende erscheint Alexander noch einmal auf dem Gipfel seines Ruhms. Gesandte der Karthager, Spanier, Gallier, Italiker und Deutschen bringen ihm Geschenke und huldigen ihm. Dies Fest wird plötzlich durch den Aufruhr der Natur unterbrochen, und bald versenkt man den, dem die Erde zu eng war, in sein kleines Haus[1]).

Eine an Anbetung grenzende Verehrung Virgils hatte das Mittelalter vom Altertum übernommen. Schon bei seinen Lebzeiten huldigte man in Rom dem Dichter wie sonst nur den höchsten Personen, und durch die ganze römische Kaiserzeit waren seine Gedichte in aller Munde, schon darum, weil sie überall in der Schule gelesen wurden. Man feierte seinen Geburtstag, pilgerte zu seinem Grabe; Orakel antworteten mit seinen Versen; seine Gedichte wurden, wie in christlichen Zeiten die Bibel, selbst als Orakel befragt, bei dem man in schweren Momenten Rat und Trost in Stellen suchte, auf die bei zufälligem Aufschlagen der Blick fiel. In der christlichen Welt entstand sehr früh der Glaube, Gott habe sich seiner bedient, um durch ihn die bevorstehende Erlösung der Welt zu verkünden. Man fand diese Prophezeiung in der vierten Ekloge, die sich auf die bevorstehende Geburt eines Sohnes des Asinius Pollio bezieht. Der Dichter spricht die Hoffnung aus, daß mit dem Eintritt dieses Kindes in die Welt ein neues Zeitalter des Glücks, der Liebe, der Gerechtig-

1) Cholevius, Bd. I, S. 91—93.

keit und des Friedens anbrechen werde; durch das Ansehen der cumäischen Sibylle als der Verkünderin einer so frohen Botschaft erhielt sie eine noch höhere Bedeutung. Ihre Beziehung auf die Geburt Christi findet sich schon in einer Rede, die Eusebius von Cäsarea den Kaiser Constantin halten läßt. Durch das ganze Mittelalter und darüber hinaus galt diese Auslegung der Virgilstelle als die allein wahre; noch Rafael hat in S. Maria della Pace die cumäische Sibylle durch ihre Anfangsworte Jam nova progenies gekennzeichnet. Mit den Sibyllen wurde auch Virgil den Verkündern des Christentums zugesellt und trat zusammen mit David, Jesaias und anderen Propheten in den Mysterien auf. An der Grenze der heidnischen und christlichen Welt stehend, begabt mit der höchsten Weisheit jener und begnadet mit einer Ahnung des dieser vorbehaltenen Heils, wurde er wie ein frommer Weiser, fast wie ein Heiliger verehrt. Bis zum Anfange des 15. Jahrhunderts wurde in seiner Vaterstadt Mantua alljährlich sein Gedächtnis mit einem angeblich vom Apostel Paulus verfaßten Liede gefeiert, der darin sein Bedauern aussprach, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei, den Dichter zu kennen und zu bekehren. Der edle Weise, der alles wußte, „das Meer der Weisheit“ (wie ihn Dante nennt) behielt den ersten Rang unter den großen Geistern der Vorzeit auch nach der Wiederentdeckung der aristotelischen Philosophie, schon deshalb, weil seine Gedichte wie im Altertum eine Grundlage der elementaren Studien waren und blieben, von denen die Beschäftigung mit Aristoteles natürlich ausgeschlossen war. Für Dante kam noch ein Moment hinzu, um Virgil als Führer durch zwei Welten des Jenseits zu wählen: ihm war er vor

allem ein nationaler Dichter, und seine enthusiastische Verehrung wurzelte nicht bloß in der Bewunderung einer unvergleichlichen dichterischen Größe, sondern auch in seiner glühenden Vaterlandsliebe [1]).

Ganz anders gestaltete sich das Bild Virgils in der romantischen Poesie, in der die verschiedenartigsten Stoffe eine gleichartige Färbung annahmen und das Altertum ganz im Kostüm der Gegenwart erschien, die Heroen und Heroinen zu Rittern und Edelfrauen, die Dichter und Philosophen zu weisen Klerikern wurden. In dem von dem lothringischen Mönch Jean de Haute Selve vor 1200 verfaßten Roman Dolopathos [2]) ist Virgil der berühmteste und gelehrteste Kleriker in der Zeit Augusts, des Kaisers der Romagna und Königs der Lombarden. Angetan mit einem kostbaren Pelzmantel und einer Pelzmütze sitzt er auf dem Katheder, vor ihm am Boden die Söhne vieler großen Barone, die er, mit der Grammatik beginnend, in den Elementen der sieben freien Künste unterweist. Wenn er als großer Astrolog die Zukunft vorher weiß, so ist dies nichts Übernatürliches, denn der Glaube an die Weissagung aus den Sternen war allgemein, und wer alle Wissenschaften beherrschte, mußte auch in dieser erfahren sein; auch bemerkt der Verfasser des Dolopathos ausdrücklich, daß dergleichen nur mit Gottes Willen geschehe [3]).

Immerhin steht der Virgil des Dolopathos dem der Volkssage nicht fern. Für diese verschmolz die Vorstel-

---

1) Comparetti, S. 164 f. und 180 (dem ich hier überhaupt durchaus folge).

2) Gröber, S. 321. — Comparetti, S. 201—207.

3) Comparetti, S. 215 f.

lung des Gelehrten, Weisen und Philosophen leicht mit der des Zauberers und Wundertäters. Wie Apulejus war auch Boethius von seinen Feinden der Magie beschuldigt worden, und sogar der ungläubige Spötter Horaz hat im Mittelalter für einen Zauberer gegolten. Die Sage vom Zauberer Virgil entstand im Volke Neapels aus lokalen Erinnerungen, die an den langen dortigen Aufenthalt des in Norditalien geborenen Dichters, an sein Grab, das im 5. Jahrhundert als ein Ruhm Neapels genannt wird, und zugleich an Überreste der antiken Kunst anknüpften, die die Unfähigkeit, solche Werke zu schaffen, in phantastischem Licht erscheinen ließ, und denen man die Kraft von Talismanen beimaß. Konrad von Querfurt berichtet 1199 aus Neapel, daß Virgil dessen Mauern gegründet und zu ihrem Schutz der Stadt ihr eignes Bild in einer festverschlossenen Flasche geschenkt habe: wenn es den Kaiserlichen dennoch gelungen war, die Mauern niederzureißen, so kam es daher, daß die Flasche einen Sprung hatte. Außerdem hatte Virgil ein bronzenes Roß verfertigt, das alle Pferde in Neapel vor Unfällen bewahrte, eine bronzene Fliege, durch die alle Fliegen aus der Stadt verscheucht wurden, eine Fleischbank, in der das Fleisch sechs Wochen frisch blieb. Ferner hatte er alle Schlangen unter die Porta Ferrea gebannt und die Ausbrüche des Vesuv durch Aufstellung der bronzenen Statue eines Schützen verhindert, der im Begriff war, einen Pfeil abzuschießen; aber als einmal ein Bauer daran rührte, flog der Pfeil ab und traf den Rand des Kraters, und die Ausbrüche begannen von neuem. Endlich hatte Virgil in Bajä und Pozzuoli Bäder eingerichtet, die alle Krankheiten heilten, und mit Gips-

figuren geschmückt, die die verschiedenen Übel darstellten und die dagegen anzuwendenden Bäder anzeigten. Virgils Gebeine befanden sich in einem vom Meer umgebenen Kastell; kamen sie mit der Luft in Berührung, so verfinsterte sich der Himmel, und der Sturm brach los, dies hatte Konrad selbst gesehen und erfahren.

Dieselben Sagen berichtet, zum Teil in anderer Form, mit Hinzufügung von einigen andern Gervasius von Tilbury, der seine Otia imperialia, eine Art Enzyklopädie, 1212 als Unterhaltungsschrift für Kaiser Otto IV. verfaßte. Auch er hatte die Wirkung eines der Wunderwerke Virgils selbst erfahren. An einem Tor Neapels hatte Virgil links einen weinenden, rechts einen lachenden Kopf aus Marmor angebracht; wer unter jenem durch das Tor trat, dem gelang nichts, wer unter diesem, dessen Wünsche wurden erfüllt. Der Erzähler war im Begriff gewesen, links durch das Tor zu gehen, als ein mit Holz beladener Esel ihn nötigte, auf der rechten Seite einzutreten, und es war ihm dann schnell gelungen, ein Schiff zu mieten, auf dem er die Heimreise antreten konnte. Nach Gervasius hatte Virgil auch die Legung eines Hinterhalts in der Grotte des Posilipp unmöglich gemacht und auf Monte Vergine einen Garten angelegt, in dem alle heilkräftigen Kräuter wuchsen. Johann von Salisbury, der 1160 schon zehnmal die Alpen überschritten und zweimal Süditalien durchwandert hatte, berichtet, daß Virgil die wunderbare Fliege auf Veranlassung Augusts verfertigt habe, bei dem Marcellus deshalb vorher angefragt hatte. Der Letztere galt der Sage als der von August eingesetzte Regent von Neapel und Virgil als sein Minister, Stellvertreter oder Mitregent. Schon Alexander von Telesa sagt 1138,

daß Virgil wegen eines Distichons von August Neapel und die Provinz Calabrien zu Lehen erhalten habe.

Nach ihrer Einführung in die Literatur erlitt die Virgilsage eine doppelte Umwandlung. Die bisher angeführten Autoren hielten Virgil für einen Meister der natürlichen, auf der Kenntnis verborgener Naturkräfte beruhenden Magie: für die späteren wurde er ein Schwarzkünstler und Nekromant. Schon Wolfram von Eschenbach läßt in seinem 1203—1215 nach französischen Quellen verfaßten Parzival den Zauberer Klinschor vom Zauberer Virgil abstammen. Je länger je mehr wurden Zaubersagen aller Art, besonders orientalische, mit der Virgilsage verwebt, so die ihrem Ursprunge nach rabbinische und mohammedanische, aus „Tausend und eine Nacht" bekannte Sage von dem in eine Flasche eingeschlossenen Geist, der seinem Befreier seine Dienste anbietet. Auf diese Weise hat nach Jans Enenkel (in seiner Weltchronik, gegen Ende des 13. Jahrhunderts) Virgil, der Sohn der Hölle, von zwölf in eine Flasche eingeschlossenen Teufeln Unterricht in der Magie erhalten. Schließlich mußte er, wie alle Zauberer, in Toledo studiert haben.

Sodann konnte es bei der zunehmenden Verbreitung der Sage nicht ausbleiben, daß der Bereich der Wundertätigkeit Virgils auch auf Rom erstreckt wurde; daß der hervorragendste Mann der Zeit Augusts, der überdies dem Kaiser nahe stand, der Neapel mit Wohltaten überschüttet hatte, die von ihm selbst verherrlichte Reichshauptstadt hätte leer ausgehen lassen sollen, war nicht denkbar. Seit dem 12. Jahrhundert wurde ihm die sogenannte Salvatio Romae zugeschrieben, die meist auf das Kapitol, aber auch in das Pantheon oder Kolosseum oder einen eigens

für sie erbauten Turm oder Palast verlegt wurde. Nach dieser vielleicht schon im 4. oder 5. Jahrhundert entstandenen, jedenfalls im 8. schon bekannten, allmählich erweiterten und mit mannigfachen Variationen erzählten Legende standen rings um ein Bild der Stadt Rom (oder ein anderes) Bilder aller zum römischen Reich gehörigen Provinzen oder der in ihnen verehrten Götter. An jeder Statue einer Provinz oder ihres Gottes befand sich eine Glocke, die zu läuten anfing, sobald die Provinz sich empörte. Durch dieses oder ein anderes Zeichen von jedem Aufruhr sofort unterrichtet, waren die Römer imstande, ihre Herrschaft zu behaupten, bis das Wunderwerk durch die List ihrer Feinde zerstört wurde. Nach einer späteren Form der Sage bestand die Salvatio in einem Zauberspiegel, in dem man stets die Feinde Roms erblickte. Nach den Gesta hatte Virgil auch für den Kaiser Titus eine Statue verfertigt, die alle in Rom heimlich begangenen Verbrechen anzeigte[1]. Auch die sogenannte Bocca della verità, eine runde steinerne Scheibe, in der Porticus von Sta. Maria in Cosmedin, die die in eine ihrer Öffnungen gesteckte Hand eines Meineidigen festhielt, galt für ein Werk Virgils[2].

Endlich war eine notwendige Folge der hervorragenden Stellung, die Virgils Gestalt in der Sage einnahm, ihre Verwendung zur Bekräftigung des beliebten Satzes, daß keine Geistesgröße vor Betörung und Unterjochung durch weibliche Schönheit und List zu schützen vermöge. Das Mittelalter gefiel sich darin, dies an Beispielen der großen Weisen des Altertums darzutun. Aristoteles hatte sich von

1) Graf, Bd. I, S. 184 ff.
2) Graf, Bd. II, S. 139 f.

der Schönen, um deren Gunst er warb, wie ein Pferd zäumen und satteln lassen. Hippokrates hatte sich bewegen lassen, sich in einen Korb zu setzen, den seine Dame bei Nacht zu ihrem Fenster heraufziehen wollte, den sie aber in halber Höhe in der Luft schweben ließ, bis die ganze Stadt den großen Arzt darin sitzen gesehen hatte. Auf dieselbe Weise wurde Virgil von einer römischen Kaisertochter betrogen und dem Gelächter des römischen Volks preisgegeben, wofür er allerdings vermöge seiner Zauberkunst eine sehr bittere Rache nahm. In der Malerei und Skulptur ist diese Erzählung vielfach dargestellt worden, selbst in Kirchen[1]).

Der Tod Virgils wurde von der Sage in sehr verschiedener Weise berichtet: eine dieser Erzählungen kommt im Mittelalter häufig vor und ist auf verschiedene Personen (u. A. auf Roger Bacon, Albert den Großen, Agrippa von Nettesheim und Paracelsus) bezogen worden. In seinem hohen Alter beschloß Virgil, sich durch seine Zauberkunst zu verjüngen. Er begab sich mit einem Lieblingsschüler in ein Schloß, das er durch Zauber unzugänglich gemacht hatte, und dieser mußte ihn in einem von einer Lampe erleuchteten unterirdischen Gewölbe töten und in Stücke hauen, die Stücke einsalzen und in ein Faß legen, das unter die Lampe gestellt wurde: nach neun Tagen werde er wieder auferstehn. Unglücklicher Weise erkundigte sich gerade in dieser Zeit der Kaiser nach Virgil und zwang den Schüler, ihn in das Zauberschloß zu führen. Er fand im Gewölbe die zerhauenen Glieder im Fasse und tötete den Schüler, den er für den Mörder hielt. Alsbald lief ein nacktes Kind dreimal um das Faß, und mit

1) Comparetti, S. 283. — Graf, Bd. II, S. 250 f.

den Worten: „Verflucht sei die Stunde, wo ihr hierher kamt", verschwand dieser Homunculus des Zauberers.

Die Autorität Virgils bewirkte, daß die Trojasage von allen antiken Sagen die populärste war und die meisten Bearbeitungen fand[1]), und zugleich, daß das ganze Abendland für die Trojaner gegen die Griechen Partei nahm. Noch die Eroberung Konstantinopels wurde nach einem 1496 verfaßten Gedicht als eine Rache der (vermittelst des Namens Teucrer mit den Trojanern identifizierten) Türken angesehn. Adlige Familien leiteten (wie im römischen Altertum) ihre Herkunft von Trojanern ab, und nicht bloß in Italien, sondern auch jenseits der Alpen betrachtete man es überall als eine Ehre, von ihnen abzustammen und dadurch auch mit dem weltbeherrschenden Volk der Römer verwandt zu sein; Gottfried von Viterbo spricht in seinem Fürstenspiegel die Hoffnung auf eine Verbrüderung der germanischen Völker mit Italien aus, da Troja die Mutter beider sei. Die Franken sollten von Franco, dem Sohn Hektors abstammen, Paris die Stadt Paris gegründet haben; die Abstammung der Britten von dem aus Italien vertriebenen Trojaner Brutus, einem Abkömmling des Äneas, erzählt schon Nennius in seiner 822 verfaßten Geschichte der Britten.

Obwohl man nun außer der Äneide noch den sogenannten lateinischen Homer besaß[2]), schöpfte doch das ganze Mittelalter seine Kenntnis des trojanischen Krieges ganz vorzugsweise aus zwei Werken der spätrömischen Schwindelliteratur, angeblichen Tagebüchern zweier Mitstreiter, also

1) Greif, Die mittelalterlichen Bearbeitungen der Trojasage. 1886.

2) Oben S. 286.

Augenzeugen aller Ereignisse, des Griechen Dictys und des Phrygiers Dares. Selbstverständlich fand der durchaus zugunsten der Trojaner verfaßte Bericht des Letzteren mehr Anklang als der des Dictys (den noch Goethe für seine Achilleis benutzt hat)[1].

Durchaus auf Dictys und Dares fußte der eigentliche Vater der mittelalterlichen Trojadichtung, der französische Trouvère Benoit de Sainte More, dessen Roman de Troie Jahrhunderte lang in ganz Europa Bewunderer und Nachahmer fand. An ihn schließt sich Guido della Colonna, Richter in Messina, der seine Historia destructionis Trojae 1287 beendete; im Anschluß an beide hat Boccaccio in seinem Filostrato die beliebte Liebesgeschichte des Troilus und der Briseida erzählt (die bei ihm, wahrscheinlich durch Kenntnis des griechischen Homer, zur Criseida geworden ist). Auf dem Filostratus beruht im wesentlichen Chaucers Boke of Troilus and Cresseide, auf diesem wenigstens teilweise Shakespeares Troilus und Cressida. Unter den lateinischen Bearbeitungen des Dares ragen hervor die des Joseph von Exeter (Iscanus), eines englischen Mönchs, der mit Richard Löwenherz ins heilige Land zog und dessen Taten um 1184 in einer Antiocheis besang (in Hexametern, in virgilischer Tonart, unter Mitbenutzung des Ovid und anderer römischer Dichter, eins der gelesensten Bücher des Mittelalters) und der Troilus des Albert von Stade (beendet 1249) in Distichen, ebenfalls mit nicht geringer Kenntnis der Dichtersprache verfaßt[2]).

Die Äneide wurde in den Bearbeitungen, zu denen auch ein nur durch Auszüge bekannter Roman von Benoit

1) Heinemann, Goethe, Bd. II, S. 162.

2) Gröber, S. 408.

de Sainte More gehört, zur romantischen, den ritterlich-höfischen Anschauungen entsprechenden Erzählung. Die Liebesszenen, bei Virgil nur Episoden, zogen die romantischen Dichter am meisten an. Die Gestalten der Dido und Lavinia traten in den Vordergrund; ihre Namen nennt und kennt jeder Volksdichter, jeder Troubadour. Sehr berühmt war die nach einer französischen Quelle gearbeitete Eneit (um 1186) des Heinrich von Veldek, der durch dies Epos der Begründer einer großen deutschen Dichterschule wurde [1]).

6. Architektur, Skulptur, Musik, Gartenbau und Naturgefühl.

Während nun die Kenntnis der Überbleibsel der römischen Literatur von zahlreichen Bildungsstätten aus fort und fort im ganzen Abendlande verbreitet wurde, war die Anschauung antiker Baukunst fast allein in Rom zu gewinnen: denn von den an anderen Orten erhaltenen Römerbauten ist schwerlich eine Kunde über deren nächste Umgegend hinausgedrungen. Der Phantasie des Volks erschienen ihre Reste vielfach als Werke übermenschlicher Wesen. Teufelsmauern heißen noch jetzt die römischen Festungswerke in Bayern, Schwaben, Franken und der Wetterau [2]), und Feengrotten die Ruinen der Amphitheater zuweilen in romanischen Ländern. Das Amphitheater von Pola, das außen völlig erhalten, innen ganz zerstört ist, gilt dem Volk in der Umgegend als das un-

1) Cholevius, Bd. I, S. 101 ff. — Comparetti, S. 212.

2) Grimm, Deutsche Mythologie, S. 854.

vollendete Werk einer Fee; sie sollte in einer einzigen Nacht einen Palast bauen, die Morgendämmerung und der Hahnenschrei setzten ihrer Arbeit für immer ein Ziel. Die Amphitheater zu Bordeaux und Poitiers erhielten den Namen palais Gallienne von einer so genannten spanischen Prinzessin, die nach mittelalterlichen Ritterromanen von Karl dem Großen entführt worden war; erst infolge gelehrter Umdeutung wurde dieser Name in den des Kaisers Gallienus verwandelt.

Die Kunde von den unvergleichlichen Bauwerken Roms wurde bis in die weitesten Fernen und selbst zu den Juden und Arabern durch die unzähligen Pilger aller Nationen getragen, deren Ziel die Hauptstadt der christlichen Welt, zugleich als Stätte der Martyrien der Apostelfürsten und so vieler anderer Glaubenszeugen und als der größte Ablaß- und Reliquienmarkt, war und blieb. Im Jubeljahr 1300 soll die Zahl der Rompilger zwei Millionen erreicht haben[1]. Für sie wurden gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts als Handbuch zur Orientierung in den antiken Ruinen wie in den heiligen Stätten, mit Hinzufügung zahlreicher Legenden, die Mirabilia Romae geschrieben, von einem Verfasser, der die damals verbreitete Hoffnung auf die Wiedergeburt der römischen Republik und ihrer Macht teilte: ein Buch, das eine sehr große Verbreitung fand, sich noch lange nach der Renaissance erhielt, je länger je mehr bearbeitet und erweitert und in alle Sprachen übersetzt wurde[2].

Unter Karl dem Großen standen die Prachtgebäude

1) Graf, Bd. I, S. 56f.

2) Jordan, Topographie der Stadt Rom. Bd. II, S. 386.

Roms, wenn auch durch Erdbeben und Brände beschädigt und ihres kostbaren Schmucks beraubt, großenteils noch aufrecht; die Stadt muß damals noch in hohem Grade den Eindruck der kaiserlichen Residenz gemacht haben, wie sie unter Constantin und Theodorich war. In den folgenden Jahrhunderten dienten die Wunderwerke der antiken Architektur als Steinbrüche für Neubauten, und jede Periode relativen Friedens und Wohlstandes beschleunigte ihren Verfall. Die unter Robert Guiskard 1084 dem Papst Gregor VII. zu Hülfe gekommenen Normanen vernichteten zwei Dritteile der Stadt so gründlich, daß ihr südlicher Teil seitdem nicht wieder bewohnt worden ist. Dann kamen Zeiten der inneren Zerrüttung und der Baronalfehden, die den Verfall allgemein machten. Während des päpstlichen Schismas sank Rom zum Dorf herab. Immer höher häufte sich der Schutt in den Tälern, immer vereinzelter ragten die Ruinen auf den Hügeln. Das Forum, nun ein mit Gras bewachsenes Schuttfeld, wurde zur Viehweide (Campo vaccino), das Kapitol zum Berg der Ziegen (Monte caprino). Immerhin machten die Trümmer der ewigen Stadt auf Hildebert von Tours noch einen überwältigenden Eindruck, und Petrarca, der mit bitteren Worten die fortschreitende Zerstörung Roms durch die Römer beklagt und rügt, fand 1337 die Reste des Altertums weit über seine Erwartung. Unter diesen war zu allen Zeiten der gewaltigste die Ruine des flavischen Amphitheaters. Solange das Koliseum stehen wird, sagt Beda der Ehrwürdige, der selbst nie in Rom war, wird Rom stehen; so lange Rom stehen wird, wird die Welt stehen; wenn Rom fallen wird, wird die Welt fallen.

„Bekanntlich hat die christliche Kirche keine Scheu

empfunden, Gebäude heidnischen Ursprungs und verschiedenster Kunstform und Bestimmung, Tempel wie Profanbauten, nach Gelegenheit für ihren Gottesdienst in Gebrauch zu nehmen" [1]). Zwei der berühmtesten Tempel des Altertums sind zu Kirchen der heiligen Jungfrau geweiht worden: der Parthenon auf der Akropolis zu Athen mit einer baulichen Veränderung (der dann später als Moschee einem dritten Kultus gedient hat) und das Pantheon zu Rom. Dagegen sind mehrere römische Basiliken aus profanen Gebäuden entstanden: S. Pudenziana und S. Croce in Gerusalemme in Rom aus Saalbauten, S. Adriano am Forum und S. Balbina auf dem Aventin aus Kurien. Der Dom zu Trier enthält in seinen östlichen Teilen einen fast vollständig erhaltenen Profanbau aus der Zeit Valentinians I. [2]). Häufiger ohne Zweifel entstanden Kirchen und Klöster an der Stelle und aus dem Material heidnischer Tempel: so wurde Rom (nach den Worten eines mittelalterlichen Autors) aus dem Teufelsreich des Altertums in die Gottesstadt der Nachfolger Petri umgewandelt [3]). Ebenso verfuhr man im übrigen Italien und in den Provinzen. Auf der die ganze Umgegend beherrschenden Höhe von Monte Cassino errichtete der heilige Benedikt 529 das Mutterkloster des von ihm gestifteten Ordens an der Stelle eines Apollotempels. Die Kirche Maria sopra Minerva in Rom steht auf den Fundamenten eines von Domitian erbauten Minerva-

1) Dehio und Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes. Bd. I, S. 79.

2) Dehio und Bezold, Die kirchliche Baukunst des Abendlandes. Bd. I, S. 82 f. u. S. 46.

3) Eicken, S. 717.

tempels; die Maria-im-Kapitol-Kirche in Cöln auf dem Grunde des dortigen römischen Kapitols. Die Tradition, daß Kirchen an die Stelle antiker Marstempel getreten sind, findet sich mehrfach, so bei den Münstern in Straßburg und Bonn und der im 13. Jahrhundert abgebrannten älteren Domkirche zu Cöln.

Die neuen Aufgaben, die das Christentum der Architektur stellte, sind bis auf die Zeit Karls des Großen, in manchen Ländern noch darüber hinaus, ausschließlich mit den Mitteln und Formen der antiken Kunst gelöst worden, und überdies wurde anfangs alles formierte Detail von der Säule herab bis zur kleinsten Konsole geplünderten antiken Gebäuden entlehnt; unter den Basiliken Roms hat allein S. Maria Maggiore, und auch nur vielleicht, eigens gearbeitete Säulen[1]).

Der Sieg des Christentums hatte die Folge, daß es fortan nur eine monumentale Bauaufgabe gab und wiederum im Kirchenbau des Abendlandes nur eine Normalform schlechthin, die Basilika. Daß diese aus dem Altertum entlehnt ist, hatte man allgemein angenommen, seit L. B. Alberti ihr Urbild in der den Zwecken des Verkehrs und der Rechtspflege dienenden forensischen Basilika zu finden geglaubt hatte. Zestermann, der 1847 diese Ansicht als unhaltbar erwies, erklärte die christliche Basilika für ein selbständiges, in der Zeit Constantins geschaffenes Produkt des christlichen Kultus und Geistes. Doch eine spezifisch christliche Architektur hat es damals ebenso wenig gegeben, als eine spezifisch christliche Malerei oder Skulptur; auf allen Gebieten war vielmehr die altüberlieferte heidnische Kunst die einzige, die auch die Christen kannten

1) Dehio und Bezold, S. 13 f., 101, 121.

und anwendeten. Eine dritte Annahme, daß die christliche Basilika aus der (nur einmal von Vitruv erwähnten) Palastbasilika entstanden sei, steht im schroffsten Widerspruch mit der Geschichte. Vor dem 3. Jahrhundert haben sich nur sehr wenige Bewohner von Palästen zum Christentum bekannt, und selbst seit der Zeit Constantins hat das Christentum in den höheren Ständen nur langsame Fortschritte gemacht. Es können nur Bürgerhäuser gewesen sein, in denen die Christen der ersten Zeit sich versammelten: die Ableitung der Basilika aus dem römischen Bürgerhause ist also die einzige historisch begründete.

In diesem gab es aber nur einen einzigen Raum von ausreichendem Umfange für solche Versammlungen, das Atrium. Ein Blick auf den Grundplan des römischen Hauses genügt, um die augenfällige Übereinstimmung der Raumgestaltung im Atrium (zumal dem in der Kaiserzeit am meisten gebräuchlichen Säulenatrium) mit der der Kirchenbasilika zu erkennen. Zu den integrierenden Bestandteilen des Atrium gehörten das Tablinum, ein viereckiger (nach vorn nur durch einen Vorhang geschlossener) Ausbau an der Rückwand, und die „Flügel" (alae), eine zu beiden Seiten der Eingangstür in dasselbe in die Querachse gelegte, bis an die seitliche Umfassungsmauer des Hauses reichende Erweiterung. Dem Tablinum (dem Ehrenplatz des Hausherrn) entspricht die Apsis, der Priesterchor der entwickelten Basilika, die Flügel dem Querschiff, das Langhaus dem dreigeteilten Hauptraum des Säulenatriums; den Platz des regelmäßig vor dem Tablinum stehenden (an die Stelle des geheiligten Hausherdes getretenen) steinernen Tisches nimmt in der Basilika der Altar ein, und die ältesten christlichen Altäre

gleichen in der Form den pompejanischen Atrientischen ganz; daß das Querschiff ausschließlich in Rom und den von Rom beeinflußten Landschaften des Occidents (und auch hier relativ selten) sich vorfindet, dagegen der morgenländischen Welt fremd bleibt, hat keinen andern Grund, als daß die Flügel, ein dem italischen Hause spezifisch eigentümliches Motiv, dem griechischen Privathause unbekannt waren. Vor Allem aber war im Atrium schon das ausgeprägte Richtungsmoment, die Steigerung von vorn nach hinten, vorgebildet, die das Lebensprinzip des christlichen Kirchenbaues bleiben sollte und keiner andern sonst vergleichbaren antiken Baugattung in ähnlicher Entschiedenheit eigen war.

Wurde nun das Haus eines Gemeindemitgliedes durch Schenkung oder Vereinbarung Eigentum der Gemeinde und als solches zum ständigen Lokal des Gottesdienstes eingerichtet, so trat die Genesis der Basilika in eine zweite Phase. Es erfolgte nun die vollständige Überdachung des Atriums, und zwar vermittelst der Überhöhung des Mittelschiffs: ein System, das im 4. Jahrhundert sich bereits in ausnahmsloser Geltung vorfindet. Wahrscheinlich war auch für diese Überhöhung und die damit verbundene Lichtzuführung das antike Haus das Vorbild. An die Stelle von Umbauten der Privathäuser traten selbständige Neubauten vermutlich schon in der vierzigjährigen Toleranzepoche zwischen den Verfolgungen des Decius und Diocletians, und nun erfolgte die Anpassung des Atrienschemas an die jetzt erforderten Raumabmessungen. Zugleich vollzog sich die Umwandlung der Priesterexedra aus der rechtwinkligen Gestalt des Tablinum in die halbrunde; übrigens gibt es in Afrika und im Orient häufig.

im Occident hier und da auch noch rechtwinklige Apsiden[1]).

Daß die Basilika im römischen Bürgerhause wurzelt, wird auch dadurch bestätigt, daß ein in der monumentalen Architektur des Altertums herrschendes, in den germanischen und gotischen Kirchenbau übergegangenes Proportionsgesetz auf sie keine Anwendung gefunden hat. Eine umfassende Untersuchung[2]) hat ergeben, daß die gotischen Baumeister, besonders in der klassisch-französischen Schule, bei der Proportionierung sowohl des Durchschnitts als des Längenschnitts das Verhältnis von Höhe und Breite so eingerichtet haben, daß eine zwar verschiedener Wendung fähige, aber genau eingehaltene Normierung nach dem Verhältnis von Basis und Perpendikel im gleichseitigen Dreieck maßgebend war. Diese Regel hat sich dann auch an vielen romanischen Basiliken bis zum Jahr 1000 hinauf erkennen lassen. Aber auch sie ist nicht im Mittelalter ersonnen, sondern beruht (wie gesagt) auf einer antiken Tradition[3]). Die sämtlichen Zentralbauten der römischen Kaiserzeit sind in ihren Hauptproportionen durch das gleichseitige Dreieck normiert[4]) und ebenso alle

1) Dehio, Genesis der christlichen Basilika. Sitzungsberichte der bayerischen Akademie 1882. — Dehio und Bezold a. a. O., Bd. I, S. 63—77. Vergl. auch W. Schultze, Christliches Kunstblatt. 1882, August.

2) Dehio, Untersuchungen über das gleichseitige Dreieck als Norm gotischer Bauproportionen. 1894.

3) Dehio, Ein Proportionsgesetz der antiken Baukunst und sein Nachleben im Mittelalter und in der Renaissance. 1895.

4) Die a. a. O., S. 7, statuierte Ausnahme des großen Rundsaals in den Caracallathermen ist nur eine scheinbare, da sie (nach einer Mitteilung von Dehio) auf einem jetzt erkannten Fehler der Aufnahme von Blount beruht.

christlichen Zentralbauten des 4. und 5. Jahrhunderts. In der Osthälfte des römischen Reichs ist die Regel der Triangulation bis ins 9. Jahrhundert festgehalten worden; im Abendlande dagegen hat sie eine reiche und triebkräftige Entwicklung gehabt und ist diesseits der Alpen bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts, in Italien bis ans Ende der Gotik in Geltung geblieben[1]).

Zwei antike Motive haben also auf den christlichen Kirchenbau des Mittelalters einen bestimmenden Einfluß geübt. Aus dem altitalischen Wohnhause ist die Basilika hervorgegangen, deren Entwicklung bis auf St. Peter und St. Paul und weiter bis auf die Kathedralen von Reims und Cöln eine stetige und ununterbrochene gewesen ist. Und die Norm für die Proportionen seiner Kirchen hat der gotische wie der romanische Stil der monumentalen römischen Architektur entnommen, die übrigens auch hier in manchen Stücken Motive fortgeführt hat, die aus dem Orient entlehnt waren.

Die sonstige, ebenso vielfache als mannigfache Abhängigkeit der christlichen Architektur von der antiken tritt, wie natürlich, am auffallendsten in der romanischen Bau-

1) Aus Italien stammen auch die beiden einzigen, erst nach der Entdeckung der Triangulation zum Vorschein gekommenen unmittelbaren Zeugnisse für ihre Anwendung: eine triangulierte Zeichnung des Querschnitts des Mailänder Domes von 1391 und ein auf den Bau von St. Petronio in Bologna bezüglicher, als Kupferstich veröffentlichter Riß von 1592, wo außer dem (nach den Ansichten der Gegner der Gotik) wirklich ausgeführten Gewölbe des Mittelschiffes das ursprünglich beabsichtigte, der deutschen, d. h. gotischen Regel entsprechende angegeben ist; wie dieses sind nach einer Beischrift alle alten Teile trianguliert gewesen (a. a. O., S. 23 ff.)

weise, dieser „Paraphrase der römischen", hervor. Der Impuls zu dem „im fließenden Übergange aus dem Christlich-Antiken entwickelten Romanismus" ist von germanischen und mit germanischem Geist und Wesen durchsetzten Gegenden ausgegangen. Mit Recht ist er daher mit der diesseits der Alpen gepflegten mittellateinischen Literatur verglichen worden, die, „in einem aus antikem Stoff und nach antikem Muster geschnittenen Gewande einhergehend, doch ganz germanisch nach Gegenstand und Geist ist". In den Mosel- und Rheingegenden, wo die noch der karolingischen Epoche angehörenden Anfänge des Romanismus liegen, standen römische Bauten noch in ausreichender Menge, um für vieles Einzelne als Muster zu dienen[1]).

Die sogenannten (jedenfalls römischen) Kaiserbäder zu Trier haben auf die Gestalt der niederrheinischen Kirchen entschieden Einfluß geübt. Aber auch in romanischen Ländern haben nicht nur Einzelheiten antiker Bauwerke die Muster abgegeben, sondern auch der Charakter weitverbreiteter Baustile wurde durch die Nachahmung der Antike bestimmt. In der Provençe zeigt sich nach Jahrhunderten einer ärmlichen und trüben Schultradition eine plötzlich aufgegangene Erkenntnis der höheren Schönheit der im Lande erhaltenen Römerbauten und das Bestreben, sie nachzubilden, zuerst an der im letzten Drittel des 11. Jahrhunderts erbauten Kirche Notre Dame des Doms in Avignon, deren Vorhalle lange für ein antikes Original gehalten worden ist. Auf die streng antikisierende Richtung des provençalisch-romanischen Baustils folgt dann ein freieres Verhältnis zur Antike in den mittleren Dezennien des 12. Jahrhunderts.

1) Dehio und Bezold, Bd. I, S. 147—150.

Der Einfluß der Römerbauten bekundet sich in dieser Periode nicht bloß in der Dekoration, sondern auch in der baulichen Komposition: am meisten in ihrem Raumgefühl erweist sich die provençalische Kunst als Schülerin der antiken im tieferen Sinne. Die in Südfrankreich begonnene Renaissancebewegung hat sich nach Burgund fortgesetzt und gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts auch Nordfrankreich ergriffen [1]). Später als in der Provençe begann die Protorenaissance in Rom und Toskana. In Rom zeigt sich das Bestreben, die antiken Traditionen wieder ins Leben zu rufen, in einigen Basiliken und in den Bauten der Kosmaten (um 1200) [1]). Die Florentiner, die sich hätten der allgemeinen romanischen Formenwelt anschließen können, glaubten auch in ihren Bauten sich als getreue Kolonie des alten Rom erweisen und die altrömischen Formen zum Muster nehmen zu sollen, wie es in den Säulenstellungen und Bogen in S. Apostoli (um 1200), in der Kirche S. Miniato (1207) geschehen ist, namentlich aber in dem um 1150 als Kathedrale erbauten jetzigen Battistero S. Giovanni, das lange für einen antiken Tempel gegolten hat, der wie sein Vorbild, das Pantheon, oben offen gewesen sei [2]).

Über den Einfluß der antiken Skulptur auf die bildende Kunst des Mittelalters weiß man bis jetzt nur wenig. Der Vorrat von freistehenden antiken Marmorarbeiten, die der Zerstörung am meisten ausgesetzt waren, nahm ohne Zweifel im Lauf der Jahrhunderte immer mehr

1) Dehio, Romanische Renaissance. Jahrbuch der königl. preußischen Kunstsammlungen. Bd. VII, S. 129 ff. 1886.

2) Burckhardt, Geschichte der Renaissance in Italien [3]. S. 20 ff.

ab. Hildebert von Tours konnte in Rom noch die Herrlichkeit alter Götterbilder bewundern[1]), und Henry de Blois, Bischof von Winchester (1129—1171), dort mehrere antike Statuen kaufen[2]); auch Kaiser Friedrich II. sammelte Antiken[3]), und Petrarca spricht 1355 sogar von „unzähligen" Statuen in Italien[4]). Doch allmählich verschwand der größte Teil der antiken Bildwerke, die nicht zertrümmert, zu Kalk gebrannt oder als Baumaterial verwandt waren, unter bergenden Schuttmassen. Allerdings ist die oft angeführte Äußerung Poggios, daß es 1447 in Rom nur fünf antike Marmorstatuen gab (die Dioskuren auf Monte Cavallo, zwei liegende Flußgötter und

1) Oben S. 325 f.

2) Springer, S. 17.

3) Diese in Friedrichs II. Schlosse zu Lucera befindliche Antikensammlung bestand aus Marmor- und Bronze-Skulpturen, die er zum Teil aus nicht geringer Entfernung „mit großer Vorsicht, auf den Rücken von Lastträgern hatte heran schaffen lassen".

Für Friedrich war die Wiederbelebung der Erinnerung an das klassische Altertum, das er sich wesentlich als das kaiserliche Rom dachte, wol in erster Linie ein politischer Gedanke. Aber damit verband sich eine ästhetische Sympathie. Wie im Lande der südfranzösischen Ketzer traf auch bei ihm mit der Auflehnung gegen das herrschende System Hinneigung zur Antike zusammen. Er fand auch Bildhauer, die seine Bauten mit Statuen schmückten, in denen mit Erfolg die Antike nachgeahmt wurde. Innerhalb unsrer Kenntnis ist das Hauptbeispiel das Brückentor von Capua.

G. Dehio, Die Kunst Unteritaliens in der Zeit Kaiser Friedrichs II. Historische Zeitschrift (Bd. 95) N. F. Bd. LIX S. 203.

4) Schnaase, Geschichte der bildenden Künste. VII², S. 291 f. Ich konnte für das Folgende auch Mitteilungen von A. Michaelis benutzen.

den sogenannten Marforio), nicht buchstäblich zu verstehen; er erwähnt selbst noch andere. Aber erst durch die um die Mitte des 15. Jahrhunderts begonnenen Ausgrabungen ist die ungeheure Masse von Bildwerken zum Vorschein gekommen, die alle Museen Italiens und zum Teil auch die der übrigen Länder füllen.

Die Zahl der statuarischen Antiken, von denen es feststeht, daß sie vor dem 15. Jahrhundert bekannt waren, ist sehr klein. Die Gruppe der drei Grazien wird in einem Vagantenliede beschrieben[1]). Eine kindisch-rohe Nachahmung des Dornausziehers befindet sich im Magdeburger Dom an einem Sarkophag aus dem 11. Jahrhundert[2]), und mehrfach ist in Italien diese Figur in der Reihe der Monatsbilder für den März verwendet worden, da seine Stellung als die eines den Schuh Abstreifenden erschien, und nach einem italienischen Sprichwort der Bauer im März anfängt, barfuß zu gehen[3]). Auch die berühmte, von Sixtus IV. 1471 auf das Kapitol gebrachte eherne Wölfin[4]) ist vielleicht niemals verschüttet gewesen. Ein ebenfalls noch vorhandener marmorner Löwe, der ein Pferd zerreißt, stand im 14. Jahrhundert auf der Kapitolstreppe. Dorthin wurde Cola di Rienzi zum Tode geführt, an die Stelle, wo nach damaligem Gebrauch der furchtbare Bandenführer Fra Monreale und andere die von dem Tri-

---

1) Springer, S. 40, 18.

2) Ders., S. 14.

3) Er hieß daher Marzo della Spina. A. Michaelis, Storia della collezione Capitolina. Bull. dell' Istituto archeol. VI, p. 14 f. 1891.

4) Das. S. 12.

bunen gefällten Todesurteile knieend vernommen hatten[1]) Den Typus der mediceischen Venus hat Giovanni Pisano am Sockel der Kanzel im Dom zu Pisa kopiert[2]). Zwei Figuren am westlichen Hauptportal der Kathedrale von Reims (Maria und Elisabeth) sind Kopien guter Porträtstatuen aus dem 1. Jahrhundert; ein Heiliger auf der linken Seite des Portals trägt den Odysseuskopf mit der Kappe[3]).

Hier und da verdankten antike Skulpturen ihre Erhaltung der Aufstellung in Kirchen und der Verwendung zu deren Ausschmückung und selbst zu Zwecken des Kultus. Im Dom zu Girgenti diente ein Sarkophag, dessen Vorderseite eine Darstellung der Geschichte des Hippolyt enthält, als Taufbrunnen, zu Gaeta eine große steinerne Vase mit einer Darstellung der Übergabe des Bacchuskindes an die Nymphen als Taufgefäß, ein Herkulesaltar zu Cora als Taufstein[4]). Auch zu den Seltenheiten oder Kostbarkeiten, die man in Kirchen (wie im Altertum in Tempeln) aufbewahrte, gehörten Antiken. Noch 1853 sah man in einem Seitenschiff des Doms zu Siena eine Gruppe der drei Grazien.

Von antiken Steinarbeiten erhielten sich am zahlreichsten römische Sarkophage wegen ihrer Verwendbarkeit nicht bloß als Wasserbehälter, sondern auch als Särge. Der noch jetzt im Campo Santo zu Pisa befindliche Sar-

---

1) Das. S. 7 f.

2) E. Müntz, Histoire de l'art pendant la renaissance. I, p. 224 f. 1889.

3) Dehio, Zu den Skulpturen des Bamberger Domes. Jahrbuch der königl. preußischen Kunstsammlungen. Bd. XI. 1890.

4) Piper, Bd. I, S. 57.

kophag, in dem Beatrix, die Mutter der Markgräfin Mathilde, bestattet war, ist (wie jener in Girgenti) mit der Geschichte des Hippolyt geschmückt[1]); der als Sarg des Luca Savelli, Vater des Papstes Honorius IV., verwendete, in der Kirche Araceli zu Rom, sogar mit Satyrn und anderen ebenso profanen Gestalten[2]). Daß die Sarkophagreliefs auf die bildende Kunst des Mittelalters einen großen Einfluß geübt haben, ist außer Zweifel. Die Maria an der Kanzel des Battistero zu Pisa, wo die Nachahmung römischer Vorbilder besonders in die Augen fällt, und auf anderen Werken des Niccolò Pisano, keine demutvolle Jungfrau, sondern eine königliche Matrone, ist die Phädra vom Sarkophag der Beatrix; daß dieser dem Niccolò besonders gefallen und er ihn und andere Sarkophage nachgeahmt habe, erzählt schon Vasari. In seiner Darstellung im Tempel hat derselbe Künstler zwei Figuren einer ebenfalls im Campo Santo von Pisa befindlichen Marmorvase verwertet: aus einem indischen, auf einen nackten Faun gestützten Bacchus hat er einen auf einen bekleideten Knaben gelehnten Hohenpriester gemacht.

Außer Steinarbeiten haben besonders antike Elfenbeinschnitzereien (auf Tafeln, an Büchsen und Kästchen) als Vorbilder gedient, von denen man oft nur einzelne Figuren entlehnte. Ein Deckel eines Evangeliars in St. Gallen, das für eine Arbeit Tutilos († 915) gehalten wird, zeigt unter Christus und den Evangelisten die liegende Erdgöttin mit dem Füllhorn und einem Kinde an der Brust und den Oceanus mit der Urne und einem Meerungeheuer, ein um 780 ausgeführtes Diptychon unter

1) Müntz, S. 215.
2) Schnaase, VII², S. 290.

dem gekreuzigten Christus die von der Wölfin gesäugten Zwillinge Romulus und Remus[1]).

Nach antiken Vorbildern sind auch, und zwar im 10. und 11. Jahrhundert, allem Anschein nach in Venedig und dessen Gebiet, Schmuckkästchen aus Holz gearbeitet, die ganz mit Streifen und Platten aus Knochen und Elfenbein umkleidet sind; in Kirchenschätzen und sonst hat sich eine größere Anzahl derselben erhalten. Für die bildlichen Darstellungen auf den Umkleidungen dieser Truhen verfügte man über einen beschränkten Vorrat von Figuren, die man ohne Verständnis ihrer Bedeutung herausgriff und zur Füllung der Flächen verwendete, so daß „wie in einem Traumbilde, wie im Spuck einer klassischen Walpurgisnacht" das Verschiedenartigste sich zusammenmengte. Antike Stoffe nach antiken Mustern stellen auch zwei Relieftafeln an den Schranken im Dom von Torcello oder einem benachbarten Gebäude (um 1008) und einige andere in Venedig und Ravenna dar, die derselben Zeit angehören[2]).

Die größte Fülle von Anregungen aber boten den mittelalterlichen Künstlern die Intaglios der antiken Gemmen, da diese Ringsteine, die durch den Wert und die Härte ihres Materials, sowie durch ihre Kleinheit und auch wegen ihrer Schätzung als Talismane der Zerstörung am leichtesten entgingen, sich in vielen Tausenden von Exemplaren erhalten hatten. Sie wurden mit Vorliebe zum Schmuck

1) Müntz, S. 213.

2) R. v. Schneider, Über das Kairosrelief und ihm verwandte Bildwerke im Dom von Torcello. Serta Harteliana S. 279 ff.

fürstlicher Gewänder, aber auch kirchlicher Bildwerke und Geräte, namentlich der Reliquienschreine, verwendet, nachdem Gott in einem besonders vorgeschriebenen Gebet angefleht worden war, diese durch Heidenkunst geschaffenen Dinge zu reinigen, auf daß sie von Gläubigen benutzt und zu seinen Ehren gebraucht werden möchten[1]). An dem die Gebeine der heiligen drei Könige einschließenden Kasten im Cölner Dom (einem Geschenk Friedrichs I., der ihn bei der Eroberung Mailands weggenommen hatte) befinden sich 226, bis auf fünf, antike Gemmen, die meist mythologische Darstellungen enthalten. Auch das Grabmal der heiligen Elisabeth in Marburg († 1231) war mit Edelsteinen geschmückt, deren 1810 noch 824 vorhanden waren; bei der Überführung nach Kassel wurden sie gestohlen[2]). Man siegelte auch mit antiken Gemmen: so Pipin mit einem bärtigen Bacchus, Karl der Große mit einem Serapiskopf; eine Leda mit dem Schwan diente um 1170 einem Domherrn als Siegel. Übrigens schrieb man nicht bloß Edelsteinen magische Kräfte zu, sondern auch den in sie geschnittenen Bildern. Nach mittelalterlichen Lapidarien verleiht ein Bild des Pegasus oder Bellerophon auf einer Gemme hochfliegenden Mut, ein Jupiterkopf Macht, sichert Perseus mit dem Medusenhaupt vor dem Blitz und den Anfechtungen des Teufels, bewirken Sirenenbilder Unsichtbarkeit u. s. w.

Die mittelalterlichen Benennungen und Deutungen dieser Gemmenbilder wie überhaupt der antiken Bildwerke, für die das Verständnis verloren gegangen war, sind oft seltsam. Ein Serapiskopf, mit dem ein englischer Bischof

1) Zappert, Antiquitätenfunde im Mittelalter.

2) Piper, Bd. I, S. 59—63.

siegelte, hat die Inschrift: Haupt des heiligen Oswald. Die Familie Augusts mit dessen Apotheose auf dem großen, durch Balduin II. aus Byzanz an den heiligen Ludwig gekommenen Pariser Cameo galt für Josephs Traum; Germanicus und Agrippina auf einem andern Pariser Cameo für den heiligen Joseph und die heilige Jungfrau; die einen Adler, der Germanicus emporträgt, bekränzende Victoria für den von einem Engel gekrönten Evangelisten Johannes, für welchen man auch einen Jupiter mit dem Adler hielt[1].

Die Reiterstatue Marc Aurels, die Jahrhunderte hindurch auf dem Platz von S. Giovanni in Laterano stand, verdankt ihre Erhaltung dem Glauben, daß sie den fast wie einen Heiligen verehrten Kaiser Constantin darstelle; aber sie wurde auch (wie bemerkt) für eine Statue des Marcus Curtius und des Gotenkönigs Theodorich gehalten. Unter dem gehobenen Huf des Pferdes befand sich eine kleine Barbarenfigur mit rückwärts gebundenen Händen, welche die nur bis ins 15. Jahrhundert zurückgehenden Zeichnungen des Denkmals nicht mehr kennen[2]. Nach den Mirabilien war die Statue die eines Ritters oder eines Bauern (daher die volkstümliche Benennung il gran villano), der Rom von der Belagerung eines mächtigen Königs des Orients befreit hatte, und die Figur unter dem Pferdehuf stellte diesen von dem Bauern als Gefangenen nach Rom gebrachten dar. Doch nach einer von Enenkel in seiner Weltchronik erzählten Legende war die Figur die eines Mißgestalteten, der sich der Gunst der Gemahlin Constantins erfreut hatte, und den Con-

1) Müntz, S. 21.

2) Fr. Löhr, Zur Marc-Aurelsstatue. Eranos Vindobonensis. S. 56—59.

stantin, nachdem er die Ehebrecherin durchbohrt, von seinem Pferde zerstampfen ließ[1]).

Die Gruppe der Kolosse von Monte Cavallo wird in den Mirabilien allegorisch erklärt. Phidias und Praxiteles, denen eine alte Tradition die Gruppe zuschrieb, waren zwei mit so wunderbarer Weisheit begabte Jünglinge, daß sie alles wußten, was der König bei Tag und bei Nacht in seinen Gemächern beraten hatte; auf ihren Wunsch errichtete er zu ihrem Gedächtnis diese Bildwerke. Die Pferde bedeuten die Mächtigen dieser Welt, die der Herr besteigen, d. h. bändigen wird, die nackten Gestalten weisen mit erhobenen Armen auf das Künftige, und wie sie selbst nackt sind, so ist alles Wissen der Welt für ihren Geist bloß und offen u. s. w.[2]).

Daß antike Figuren oft für Werke der Zauberkunst galten, ist schon erwähnt: so erklärte sich in Zeiten, die nicht auch nur entfernt Ähnliches hervorbringen konnten, ihre Vollendung und Lebenswahrheit am natürlichsten. Die Pfeiler einer aus der römischen Kaiserzeit stammenden Halle (l'Incantada) in Thessalonich sind mit runden Figuren dekoriert (ein Ganymed mit dem Adler, eine Leda mit dem Schwan und anderes), die zu folgender Sage Veranlassung gegeben haben. In dem Palast, zu dem die Halle gehörte, wohnte ein König von Macedonien, der ein Zauberer war. Alexander der Große war sein Gast und verführte die Königin. Der König verzauberte die Halle, die Alexander zu durchschreiten hatte, wenn er sich zu ihr begab, so daß, wer sie zuerst betrat, zu Stein werden mußte. Doch Alexander wurde gewarnt und blieb

1) Graf, Bd. II, S. 110.
2) Graf, Bd. I, S. 141.

zurück. Der König, der in dem Glauben, er sei bereits in die Halle gegangen, mit seinem Gefolge hinein trat, um sich von der Wirkung seines Zaubers zu überzeugen, wurde mit den Seinigen zu Stein.

Daß auch die in den altchristlichen Gottesdienst eingeführte Musik im wesentlichen keine andere gewesen sein kann als die griechisch-römische, ist gewiß. Als der Bischof von Mailand, der heilige Ambrosius (390—397), den christlichen Kirchengesang begründete, war das Leben der heidnischen Musik noch ein sehr reges und mannigfaltiges. Die Paläste Roms und Konstantinopels hallten von Gesang und Saitenspiel wider; auch von Christen hörte man überall die buhlerischen Theatermelodien singen, und noch an den Tafeln der ostgotischen Beherrscher Italiens lauschte man den Vorträgen berühmter Kitharöden, die auch die Frankenkönige in Gallien bemüht waren an ihre Höfe zu ziehn. Aber was und wieviel von der antiken Musik für die Zwecke des christlichen Gottesdienstes geeignet befunden worden ist, bleibt bei der Dürftigkeit unserer Nachrichten völlig ungewiß [1]). Außerdem ist die Möglichkeit, daß auch aus der Synagogenmusik manches aufgenommen worden ist, um so weniger zu bestreiten, als die Anordnung von Gesängen für gewisse Tageszeiten (Matutinen, Vespern u. s. w.) beiden Kulten gemein war.

Auch in der (von Kant zu den schönen Künsten gezählten) Gartenbaukunst hat das Mittelalter die Tra-

1) Die von F. A. Gevaert, La mélopée antique dans le chant de l'église latine (1895), mit so großer Sicherheit vorgetragenen Resultate sind nach Jacobsthal und K. v. Jan durchaus problematisch.

ditionen des späteren Altertums unverändert festgehalten. Hier wie dort wurde der Gartenbau durch das Streben nach künstlerischer, architektonisch regelmäßiger Gestaltung der Natur bestimmt[1]). Die von dem jüngeren Plinius ausführlich beschriebenen, zu zweien seiner Villen gehörigen Gärten waren teils durch Terrassen, teils durch zirkusförmige Plätze, teils durch gradlinige oder in großen Kurven geführte Alleen und Gänge abgeteilt, die letzteren durch geschorene Wände oder Hecken eingefaßt. Mit der Vegetation wirkte die Architektur zusammen, die zugleich Schatten spendete; eine reiche Dekoration von Bildwerken fehlte nicht; Teiche, Kanäle, Springbrunnen und andere Wasserkünste belebten diese Anlagen. Die eine Villa hatte überall Aussichten auf das Meer, die andere auf eine von den Vorbergen der Apenninen eingerahmte, weite und fruchtbare Ebene. In den größten Gärten des kaiserlichen Rom befanden sich auch Vogelhäuser, Fischteiche und Wildparke. Die Mode, das Laub der Bäume durch Beschneiden und Ziehen zu künstlichen Formen zu gestalten, soll in der Zeit Augusts aufgekommen sein. Man bildete nicht bloß Namenszüge, Kegel und Pyramiden aus Buchsbaum, Zypressen und anderen Bäumen, sondern auch Figuren wilder Tiere, sogar ganze Jagden und Flotten.

Die Fortdauer des in der römischen Kaiserzeit für den Gartenbau maßgebenden Geschmackes im Mittelalter ergibt sich aus den Anweisungen, die der mit den Schriften der Alten wohlbekannte Petrus de Crescentiis von Bologna (geb. 1230) für die Anlage eines fürstlichen Gartens gibt. Es soll sich darin ein Wildpark, ein Fischteich,

1) Meine Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. II⁶, S. 267 ff.

und ein Vogelhaus befinden, und ein Kasino soll zugleich tiefen Schatten geben und eine Aussicht auf den Park und die darin befindlichen Tiere gewähren. Ferner soll darin ein Sommerhaus sein, dessen Wände aus dem Jahre lang beschnittenen und an Latten und Pfähle gebundenen Laube schnell wachsender Bäume bestehn. Besonders gereichen dem Garten immergrüne Bäume (Pinien, Zypressen, wenn möglich Palmen) zur Zierde; jede Gattung von Bäumen und Kräutern soll nach der Ordnung und besonders gepflanzt werden. Endlich kann man durch lange fortgesetztes Binden, Beschneiden, Biegen und Nachpflanzen dichte, lebendige Umfassungsmauern der Gärten und Höfe mit Zinnen und Türmen und Häuser mit grünenden Dächern und Säulen bilden.

Aber auch die italienischen Prachtgärten des 15. und 16. Jahrhunderts haben alle wesentlichen Züge mit den altrömischen gemein: die übersichtliche, symmetrische Abteilung in Räume von bestimmtem Charakter und die reiche architektonische Gliederung, den statuarischen Schmuck, die von immergrünen Bäumen eingefaßten oder überwölbten geradlinigen Gänge, die geschorenen Hecken und Wände, die mannigfaltigen Ausblicke in die Ferne. Bekanntlich hat sich dieser in Wirklichkeit altrömische Gartenstil von Italien aus in alle Länder Europas verbreitet und bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts überall die Herrschaft behauptet.

Diese Fortdauer des antiken Gartenstils hängt mit der Fortdauer des antiken Naturgefühls aufs innigste zusammen. Für das Romantische in der Natur war das Mittelalter ebenso wenig empfänglich wie das Altertum. In beiden Zeitaltern galten nur heitere, freundliche, lieb-

liche Naturszenen als schön; beiden fehlte das Verständnis für die Erhabenheit der Gebirgslandschaft wie für den schwermütigen Reiz der Einöde; in beiden war das Lob der Schönheit auf anmutige Täler und Hügellandschaften und die Meeresufer beschränkt, während Rauhheit und Wildheit, furchtbare Majestät, großartige, aber düstere Monotonie der Natur es ausschlossen. In der deutschen Poesie des Mittelalters ist die landschaftliche Szenerie „lauter Vordergrund ohne Ferne". Aus den Gesängen der Minnedichter würde niemand erraten, daß dieser dichtende Adel aller Länder tausend hoch gelegene, weit schauende Schlösser bewohnte oder besuchte und kannte. Stürzende Felsen, Schneegebirge und Gletscher, rauschende Ströme und brausende Wasserfälle, daran ging der Ritter wie der Dichter stumm vorüber. Wie in der englischen Poesie des Mittelalters (z. B. von Chaucer) wird auch von Dante der weiten, fruchtbaren Ebene vor gebirgigen und felsigen Gegenden der Vorzug gegeben, ja die letztere geradezu für häßlich erklärt. Die eintönige lombardische Ebene nennt Dante die liebliche Fläche (lo dolce piano), die sich bis Marcabò (an der Mündung des Po) senkt von Vercelli; die beiden Rivieren führt er als Beispiele der Ungangbarkeit an: „die wüstesten, die jähsten Felsenstrecken, dort von Turbia bis gen Lerici"[1]). Doch für Petrarcas lebhafteren Natursinn erschloß sich der Reiz jener unvergleichlichen Uferlandschaften trotz der Steilheit und Wildheit ihrer Felsen, die Dante abschreckte. Er rühmt die Bergkette an der Riviera di Levante als Höhen „von höchst anmutiger Schroffheit und wunderbarer Üppig-

1) Hölle 28, 75. — Fegefeuer 3, 49.

keit der Vegetation“ und das Ufer der Bucht von Genua, weil es, „wie ein Mäander sich windend, mannigfachen Ausblick auf seine köstlichen Konturen gewährt und den für Schönheit offenen Sinn mit dem Wechsel reizendster Bilder erfrischt“[1]). Doch wenn sich hier eine Regung des erweiterten Naturgefühls zeigt, so steht sie vereinzelt, und auch in Petrareas übrigen Naturschilderungen ist nichts, was nicht auch ein Autor der römischen Kaiserzeit geschrieben haben könnte. Als er 1350 von einem grünen Vorsprunge aus den gleich einem Meer wogenden Gardasee (eine Reminiszenz aus Virgil) betrachtete, weilte sein Blick lange und gerne auf der weiten und fruchtbaren Ebene zur Linken. In seiner Beschreibung der römischen Campagna hebt er die Belebung der Hügel durch Wild und Rinderherden, den Quellenreichtum des Bodens, die Beweise menschlicher Arbeit rings auf den Feldern, die Gaben des Baechus und der Ceres, die Schönheit der nahen Seen und der Flüsse und des Meeres hervor; vollends, wenn er das Tal von Vaucluse schildert, glaubt man Virgil oder Horaz die Seligkeit des Landlebens preisen zu hören. Immer wieder rühmt er seine nur durch Rindergebrüll, Vogelgesang und Wasserrauschen belebte Einsamkeit, die Kristallhelle und das Smaragdgrün der das Tal durchfließenden Sorgue, den Reichtum der Hügel an Öl und Wein und allem, was die Erde Köstliches hervorbringt.

Im großen und ganzen hat aber das eng begrenzte, nur für das Anmutige empfängliche Naturgefühl nicht bloß während des Altertums und des Mittelalters bestanden, sondern auch in den folgenden Jahrhunderten keine

1) F. X. Kraus, Fr. Petrarca in seinem Briefwechsel, Deutsche Rundschau, 1896, Bd. LXXXVI, S, 69 ff.

wesentliche Erweiterung erfahren. Hatte sich die Empfänglichkeit für das Wildromantische und furchtbar Erhabene auch schon vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in einzelnen Regungen kundgegeben (namentlich in der Landschaftsmalerei, zuerst bei Leonardo da Vinci), so hat doch erst Rousseau, der in der noch so gut wie unbekannten Alpenwelt für alle Gebildeten Europas eine Fülle des Genusses erschloß, einem neuen Naturgefühl allgemeine Anerkennung gesichert und seine allgemeine Verbreitung angebahnt.

7. Glaube und Kultus. Die Weltmonarchie und die Welthauptstadt. Das römische Recht.

Selbst im christlichen Glauben und Kultus haben heidnische Elemente, die auf unabweislichen Bedürfnissen der Massen beruhen, in neuen Formen Raum gefunden[1]). Es ist bekannt, daß die Kirche durch Verlegung christlicher Feste auf die Zeiten der abgeschafften heidnischen dem Volk für diese Ersatz zu bieten bestrebt gewesen ist. So wurde das Weihnachtsfest in die Zeit der Saturnalien, der heiteren Feier der Wintersonnenwende, einer Art antiken Karnevals, verlegt; das Fest Mariä Reinigung in die Zeit der Lupercalien; das Vorbild der Lichtmesse war ein uralter Sühnegang um das Stadtgebiet von Rom.

Sodann forderte auch nach dem Untergange des Heidentums die tiefe Sehnsucht, den unendlichen Abstand zwischen Menschheit und Gottheit durch Mittelwesen zu

1) Meine Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. III⁶, S. 656 f.

füllen, ihre Befriedigung, und sie bevölkerte den entgötterten Himmel aufs neue mit einem bald ins Unermeßliche wachsenden Chor heiliger Gestalten. Wenn Augustinus die Vergleichung des Kultus der Heiligen und Märtyrer mit dem Polytheismus zurückweist, so haben andere Kirchenschriftsteller, wie Basilius, ihnen genau denselben Platz in der Weltordnung angewiesen, wie der spätere Platonismus den Dämonen und Heroen, oder wie Theodoret zwischen diesem und jenem Kultus geradezu Parallelen gezogen, um nachzuweisen, daß an die Stelle des Falschen und Irrigen das wahrhaft Göttliche getreten sei. Namentlich in Sizilien hat sich der Polytheismus so vollkommen in dem Heiligenkultus erhalten, daß man es begreiflich findet, wie dort gebildete Männer noch heutigen Tages alles Ernstes dem monotheistischen Islam den Vorzug vor dem Christentum geben[1]). Aber nicht immer sind heilige Personen des neuen Glaubens an die Stellen der alten Götter und Heroen gesetzt worden, sondern diese haben sich zuweilen geradezu in jene verwandelt, so wie heidnische Mythen in christliche Legenden. So sind hier und da in Gallien die „Mütter" des keltischen Volksglaubens zu den heiligen drei Marien geworden. An mehreren Stellen Kalabriens und Siziliens wird eine Santa Venere (Venera) verehrt, von der in einer Kirche junge Mädchen die Gewährung eines Gatten erbitten[2]). Der in der ostjordanischen Landschaft verehrte Helios-Aumu gestaltete sich zu dem mit feurigen Rossen gen Himmel fahrenden Propheten Elias um. Den christlichen Märtyrer Hippolytus

1) Hartwig, Aus Sizilien. Bd. II, S. 103.

2) Trede, Das Heidentum in der römischen Kirche. Bd. III, S. 47 ff.

läßt die Legende von Pferden zerreißen, weil dies das Ende des gleichnamigen attischen Königssohnes war. Die heilige Agathe, die Schutzheilige von Catania, deren wunderbarer Schleier den Lauf der Lavaströme hemmt, hält sich nach der Legende einen lästigen Freier durch ein Penelopegewebe fern[1]). Der Name und die Legende der heiligen Pelagia sind vielleicht aus einem Beinamen der Venus hervorgegangen[2]).

Aber auch ohne sich in Personen des christlichen Kultus zu verwandeln, haben die Heidengötter noch lange nach dem Untergange der alten Welt nicht sterben können, wenn gleich ihr Fortleben im Volksglauben je länger je mehr ein gespenstisches ward. Den Christen der ersten Jahrhunderte kam es im allgemeinen gar nicht in den Sinn, die reale Existenz der heidnischen Götter zu bezweifeln, die von aufgeklärten Heiden so oft geleugnet, ja verlacht worden war[3]). Auch ihr übermenschliches Wesen, die von ihnen vollbrachten Wunder bezweifelten sie nicht; nur waren sie ihnen natürlich Mächte der Finsternis, Dämonen, abgefallene oder verführte Engel oder deren Nachkommen und sündige Seelen, denen Gott die Fähigkeit, zu schaden und Menschen zu verführen, gelassen hatte. Auch sie also, die den Vernichtungskampf gegen den Götterglauben führten, standen noch so sehr in seinem Banne, daß sie zur Erkenntnis seiner Wesenlosigkeit durchzudringen nicht vermochten. Dies sollte allein schon hinreichen, um zu beweisen, daß der Polytheismus in den

1) Das. Bd. III, S. 54.

2) Usener, Legenden der heiligen Pelagia.

3) Meine Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. III⁶, S. 550 f.

letzten Zeiten des Altertums sich keineswegs in einem tiefen Verfalle befand, wie man vielfach angenommen hat und noch immer annimmt.

Daß für die Fortdauer des heidnischen Glaubens im Mittelalter nur spärliche Zeugnisse vorhanden sind, ist natürlich; er hatte die dringendsten Gründe, sich zu verbergen. In einer Predigt des heiligen Eligius (588 bis 659), des Apostels der Flandrer, heißt es, niemand solle die Namen der Dämonen, wie Neptun, Orcus, Diana, Minerva, Geniseus (?), anrufen; die Frauen sollen beim Färben, Weben oder einer anderen Arbeit nicht die Minerva oder die übrigen unseligen Wesen (infaustae personae) nennen. In einem unter deutschredenden Franken aufgezeichneten Verzeichnis der heidnischen Superstitionen am Schluß des Kapitulars Karlmanns von 743 handeln zwei Kapitel von den Opfern und Festen für Jupiter und Mercur, worunter wohl keltische, mit den römischen identifizierte Gottheiten zu verstehen sind. In einem Beschluß des Konzils von Nantes von 895 werden die Bischöfe aufgefordert, die vom Volk verehrten, den Dämonen geweihten Bäume umzuhauen und zu verbrennen und die Steine an wüsten und waldigen Orten auszugraben, an denen die Leute Gelübde ablegen. Ein anderes Dekret legt denen, welche nächtliche Orgien begehen oder die Dämonen mit Beschwörungen zu ihren Gelübden einladen, eine dreijährige Buße auf. Burchard von Worms († 1025) erwähnt an einer Stelle, wo er wol vorzugsweise zusammenstellte, was ihm vom deutschen Aberglauben bekannt war, den Glauben an die vom Volk sogenannten Parzen, die bei der Geburt des Menschen einen bestimmenden Einfluß auf sein Schicksal üben, z. B. ihn zum

Werwolf machen können, und daß Frauen für diese drei Schwestern zu gewissen Zeiten des Jahres einen Tisch deckten und Speisen nebst drei Messern darauf setzten[1]). Die heidnischen Gebräuche an gewissen Jahrestagen abzuschaffen, bemühte sich die Kirche immer von neuem; noch um die Mitte des 10. Jahrhunderts tadelt Otto II., Bischof von Vercelli, die von den Bauern am 1. Januar und 1. März geübten. In der romantischen Poesie erscheinen die Götter des Altertums im Gefolge des Antichrists und (neben Mahomet und Tervagant) als Götter der Sarazenen[2]).

Länger als die anderen antiken Gottheiten behauptete sich im nordischen Volksglauben Diana, im südlichen Venus. Die Wald, Jagd und Nacht beherrschende Diana erschien den Christen der ersten Jahrhunderte als Zaubergöttin; schon in einer wol im 6. Jahrhundert dem Augustinus zugeschriebenen Schrift führt sie mit Minerva und Herodias das wütende Heer[3]). Ihr ganz volkstümlicher Name wurde für den der ihr verwandten Frau Holda oder neben ihm genannt. Die Sage von Venus als Marmorbraut berichtet um die Mitte des 12. Jahrhunderts Wilhelm von Malmesbury als eine in Rom und dessen Umgegend allgemein von den Müttern den Kindern erzählte. Ein Jüngling aus einer reichen senatorischen Familie nimmt bei der Feier seiner eigenen Hochzeit an einem Ballspiel auf einer Wiese teil. Um unbehindert zu sein, steckt er seinen Ehering an den Finger einer Broncestatue; als er

1) Grimm, Deutsche Mythologie. III⁴, S. 401—409.

2) Graf, Bd. II, S. 373 und 377.

3) Grimm, Deutsche Mythologie. Bd. II, S. 884, 1; 778—780.

ihn wieder nehmen will, ist die Hand geschlossen, und als er nachts nochmals an den Ort zurückkehrt, ist die Hand zwar geöffnet, aber der Ring verschwunden. Fortan drängt sich bei jedem Versuch, sich der Neuvermählten zu nähern, zwischen ihn und sie eine unsichtbare Gestalt, und eine Stimme spricht: „Ich bin Venus, und du hast dich mir vermählt." Endlich wendet er sich an einen Nekromanten, den Priester Palumbus. Auf dessen Rat begibt er sich nachts an einen Kreuzweg; viele Gestalten ziehen an ihm vorbei; zu keiner darf er sprechen; zuletzt kommt auf einem prächtigen Wagen einer, der größer ist als alle anderen; diesem muß er schweigend einen von Palumbus verfaßten Brief geben. Unter den Gestalten ist ein buhlerisches, kaum verhülltes Weib auf einem Maultier mit losem Haar, einer goldenen Binde und goldenen Reitgerte. Der letzte auf dem Wagen liest den Brief und spricht: „Allmächtiger Gott, wie lange wirst Du die Ungerechtigkeit des Palumbus dulden?" Er befiehlt dann der Venus den Ring abzunehmen, was erst nach vielem Sträuben gelingt. Die Ehe des Jünglings bleibt fortan ungestört. Palumbus aber erkennt, daß sein Ende nahe ist, bereut und beichtet dem Papst und dem Volk seine Missetaten, und verurteilt sich selbst zu einem qualvollen Tode[1]).

Eine Verehrung der heidnischen Götter bestand ohne Zweifel besonders da fort, wo deren Bilder sich erhalten hatten. Werden doch sogar noch gegenwärtig in Griechenland antike Götterbilder als Ortsheilige verehrt, und die Wegführung einer kolossalen Ceresstatue aus Eleusis (jetzt

1) Graf, Bd. II, S. 388 ff. — Der Hörselberg bei Eisenach ist erst im 15. und 16. Jahrhundert Venusberg genannt worden. Grimm, Deutsche Mythologie. S. 780.

in Cambridge), deren Wohltaten man den Erntesegen zuschrieb, rief dort ein allgemeines Jammern und Klagen hervor. Eine verstümmelte Ariadne wird oder wurde bei Monteleone als Santa Venere verehrt und besonders bei Frauenkrankheiten angerufen[1]). Trotz der eifrigsten, Jahrhunderte lang fortgesetzten Bemühungen der Priester, die heidnischen Idole zu vernichten, erhielten sich deren gar manche, besonders in entlegenen und menschenleeren Gegenden. Ein Bild der Artemis auf Patmos ward erst unter Alexius Komnenus von Mönchen zerstört, und noch 1465 fand Michael Apostolios, ein Anhänger des Gemistos Plethon, auf Kreta Götterstatuen, an die er seine Gebete richten konnte[2]). Die erst von Basilius I. zum Christentum bekehrten Mainotten verehrten noch im 9. Jahrhundert Aphrodite und Poseidon. Kaiser Constantin Kopronymus († 775) wurde beschuldigt, die Venus anzubeten, Papst Johann XII. († 964) Jupiter und Venus anzurufen. Noch im 14. Jahrhundert galt in Florenz ein verstümmeltes Bild des Mars als Palladium der Stadt[3]).

Auch auf die mittelalterlichen Vorstellungen vom Jenseits sind die antiken Beschreibungen der Unterwelt nicht ohne Einfluß gewesen. Wie viel Dante daraus entlehnt hat, ist bereits erwähnt worden. Auch im Altertum bestand sowohl der Glaube an ewige Strafen wie an solche, die eine Läuterung der sündigen Seele bewirken sollten, namentlich durch Feuer, wie vor Augustinus be-

---

1) Trede, Bd. I, S. 9.

2) Meine Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. III[6], S. 656.

3) Graf, Bd. II, S. 383.

reits Plato angenommen hatte. Die Lehre vom Fegfeuer hat Gregor der Große zum Dogma erhoben[1]).

Nur kurz kann hier an die das ganze Mittelalter beherrschende Vorstellung erinnert werden, daß die römische Weltmonarchie im römisch-deutschen Kaisertum fortdaure. Bis auf Karl V. betrachteten die Kaiser die römischen Imperatoren als ihre „allerheiligsten Vorgänger". Friedrich I. ging in der Behauptung seiner auf diese Kontinuität gegründeten Rechte so weit, daß er in einer Verhandlung mit Saladin auf gewisse Provinzen Ansprüche erhob, weil sie vor Zeiten durch Crassus und Antonius, die Feldherren seiner Vorgänger, erobert worden seien[2]). Als Hauptstadt der Universalmonarchie galt diesseits wie jenseits der Alpen Rom, das „Haupt der Welt", wie es die Inschrift auf dem inneren Reif der Kaiserkrone nannte. Otto III., dessen jugendliche Seele der Traum der Wiederherstellung des antiken Imperium ganz erfüllte, wollte Rom zur Kaiserresidenz machen und nannte sich nicht bloß Kaiser der Römer, sondern auch Konsul[3]).

Wie sehr Rom und ganz Italien im Banne der Erinnerungen an das Altertum stand und welchen Zauber sie übten, zeigte sich bei jedem Versuch, das Phantom der entschwundenen Herrlichkeit wieder ins Leben zu rufen. Als die Römer 1143 die Papstherrschaft abgeworfen hatten, riet Arnold von Brescia, das Kapitol wieder aufzubauen,

---

1) Ebert, Bd. I, S. 522 f.

2) Stobbe, Geschichte der deutschen Rechtsquellen. Bd. I, S. 614 f., 17 und 18.

3) Gregorovius, Bd. III, S. 478 f.

den Senat und den Ritterstand zu erneuern, und auf den Silberdenaren, die der neue Senat prägen ließ, zog sich um das Bild des Apostels Paulus die Legende SPQR [1]). Diese in Rom noch heute so wert gehaltenen Initialen erschienen 1232 auf rotgoldenen Bannern im Felde, als römische Heere unter dem Befehl von Senatoren zur Eroberung von Latium auszogen, und auf Marksteinen, die die Grenze der städtischen Jurisdiktion bezeichnen sollten [2]). Den Anspruch des römischen Volkes auf die Königsherrschaft in der Universalmonarchie vertrat aufs entschiedenste Dante in seiner Schrift über die Monarchie um 1311 [3]), und ebenso Petrarca, der in Cola di Rienzi den Erneuerer der alten Größe sah und ihn von Avignon aus als neuen Camillus Brutus und Romulus begrüßte [4]). Colas schwärmerischer Glaube an eine Wiedergeburt der alten Republik hatte sich am Studium der römischen Literatur und der Monumente Roms entzündet. Niemand, sagt sein Biograph, verstand wie er, die alten Inschriften zu lesen. Um das römische Volk von der Fortdauer seiner Majestätsrechte zu überzeugen, ließ er 1345 das noch vorhandene Fragment der auf eine Kupfertafel eingegrabenen Urkunde verlesen, durch die dem Kaiser Vespasian die Herrschaft übertragen worden war, und die Zustimmung war beim Volk wie beim Adel eine allgemeine [5]).

Aus der Fortdauer des römischen Weltreichs wurde

1) Gregorovius, Bd. IV, S. 469 und 474.
2) Gregorovius, Bd. V, S. 160 ff.
3) Gröber, S. 210.
4) Gregorovius, Bd. VI, S. 259 ff.
5) Gregorovius, Bd. VI, S. 236 f.

auch die Fortdauer des darin geltenden Rechtes gefolgert, das besonders Friedrich I. Barbarossa und sein Enkel Friedrich II. als Gegengewicht gegen die päpstlichen Dekretalen benutzten; der erstere erklärte 1165, daß er den Spuren seiner Vorgänger, der göttlichen Kaiser Constantin, Valentinian und Justinian folge und ihre heiligen Gesetze wie göttliche Orakel verehre[1]). Auf dem ronealischen Reichstage (1158) wurde der Umfang der kaiserlichen Hoheitsrechte aus dem Satz der Institutionen Justinians hergeleitet, daß alles, was der Fürst gut befinde, Gesetzeskraft habe[2]). Doch war die praktische Anwendung des römischen Rechtes auch ohne die Begünstigung der schwäbischen Kaiser, der man früher eine zu hohe Bedeutung beigelegt hat, völlig gesichert.

Auch nach dem Untergange des römischen Reiches bestand in dem ganzen von Germanen beherrschten Westen nach dem geltenden System der persönlichen Rechte das römische als das der Besiegten fort. Außerdem wurden die Geistlichen ohne Unterschied der Länder und der Abstammung als Römer betrachtet und nach römischem Recht gerichtet, nach welchem zu leben der Klerus auch durch seine Privilegien interessiert war. So wurde durch das ganze frühere Mittelalter das römische Recht in Gerichten angewendet und daher auch in Schriften bearbeitet und mündlich gelehrt[3]).

In Rom bestand die berühmteste Rechtsschule des

---

1) Stobbe, Bd. I, S. 617, 17.

2) Eicken, S. 261—263.

3) Savigny, Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. Bd. I, S. 93 und 116. Bd. II, S. 262.

Altertums, von Justinian bestätigt und neu befestigt, fort, bis sie infolge der Kämpfe Heinrichs IV. mit Gregor VII. in der Markgrafschaft Tuscien (1081—1084) unterging[1]). Dann wurde Ravenna, wo die Spuren einer Rechtsschule sich bis in den Anfang des 11. Jahrhunderts verfolgen lassen, der Hauptsitz der juristischen Studien. Sie blühten auch in Pavia schon in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts, und auch an anderen Orten Italiens, namentlich Pisa, war Rechtsunterricht zu erhalten. Außerhalb Italiens lassen sich Rechtsschulen nur in Lyon und Orleans nachweisen.

Abgesehen von der Schule zu Rom hatten sich alle diese Anstalten in Anlehnung an Schulen der sieben freien Künste und aus diesen heraus entwickelt, in denen überall am Ende des Triviums in Verbindung mit der Rhetorik das Recht gelehrt wurde[2]). In Frankreich, England und Deutschland legte man dabei das westgotisch-römische Gesetzbuch, und zwar meist wol einen der daraus zu Schulzwecken gemachten Auszüge, zu Grunde, in Italien die Institutionen Justinians oder eine abgekürzte Bearbeitung derselben. Lanfrancus von Pavia (geb. 1005) war „nach der Gewohnheit seines Vaterlandes in den freien Künsten und der Rechtskunde" unterrichtet worden, und Wipo fordert König Heinrich III. 1041 auf, die in ganz Italien bestehende Verbindung der Unterweisung im Recht mit dem höheren Unterricht auch in Deutschland einzuführen, wo diese Studien für alle, die nicht geistlich werden wollten,

1) Alles Obige nach den Monographien von H. Fitting; besonders: Die Anfänge der Rechtsschule zu Bologna. 1888.
2) Specht, S. 120.

als unnütz und schimpflich galten. Durch Lanfrancus' glänzende Lehrtätigkeit an der Klosterschule zu Bec in der Normandie nahm in Frankreich mit den übrigen Wissenschaften auch die Rechtskunde einen großen Aufschwung. Der beste Beweis für die Blüte der Rechtsstudien im früheren Mittelalter sind die zum Teil schon dem 10., in größerer Anzahl dem 11. Jahrhundert angehörigen juristischen Schriften. Mit Unrecht hat man also den Anfang der Rechtswissenschaft früher von der Gründung der Schule von Bologna datiert, die vielmehr in einer Zeit lebhafter wissenschaftlicher Entwicklung entstanden ist, dann aber freilich einen ausschließlichen Einfluß auf die Weiterbildung der Jurisprudenz geübt hat. Schon als ihr Stifter Irnerius (gegen 1130) starb, hatte sie einen großen Ruf, und zur Zeit des Azo, etwa ein Jahrhundert später, sollen einmal zehntausend Scholaren in Bologna gewesen sein. Es bildete sich ein Stand der gelehrten Juristen, die, von den Kaisern sehr begünstigt, auch in Deutschland je länger je mehr Einfluß auf die Rechtsprechung gewannen und endlich im 16. Jahrhundert die ungelehrten Schöffen ganz aus den Gerichten verdrängten. Durch sie gelangte das römische Recht als das allgemeine und wissenschaftliche seit der Mitte des 15. Jahrhunderts zu immer allgemeinerer Geltung, und ist wie Ihering sagt, ebenso wie das Christentum und die antike Literatur und Kunst ein Kulturelement der modernen Welt geworden.

Mit Recht hat Springer darauf hingewiesen, daß die Abkehr von der Antike (abgesehen von dem religiösen Gebiete) keineswegs als charakteristische Eigenschaft des Mittel-

alters betrachtet werden darf, wie es von dessen Lobern und Tadlern so oft geschehen ist. Sein Gedankenvorrat würde in der Tat auf ein sehr geringes Maß herabschwinden, wenn man alles davon abziehen könnte, was es den Traditionen des Altertums verdankt. Insofern die Renaissance die Kentnis der römischen Literatur sehr vervollständigt und ihr volles Verständnis angebahnt hat, ist sie auf den Bahnen des Mittelalters nur weiter geschritten, ohne zu ihm in einen Gegensatz zu treten. Epochemachend und unendlich folgenreicher wurde sie durch die Wiedergewinnung der seit einem Jahrtausend verlorenen, von den Arabern verschmähten Schätze der griechischen Literatur. Um wie viel ärmer das Geistesleben der neueren Zeit ohne Homer, die Tragiker, Aristophanes, ohne Herodot, Thukydides, Plato, Demosthenes und die tausendfältigen von ihnen ausgegangenen Wirkungen sein würde, das ist gar nicht zu ermessen. Erst im 18. Jahrhundert hat dann die Wiederentdeckung der griechischen Kunst begonnen; nur die Ahnung ihrer Herrlichkeit ist Winckelmann beschieden gewesen. Aber während die Bewunderung für sie immer allgemeiner geworden ist und sich mit jedem neuen wichtigen Funde steigert, hat sich eine immer entschiedenere Abwendung von den Offenbarungen des griechischen Geistes in den redenden Künsten vollzogen, ja, an die Stelle enthusiastischer, andachtsvoller Verehrung ist eine bornierte und verständnislose Opposition gegen das Griechentum getreten. Nur zu oft erinnern die Wortführer dieser Richtung an Barbaren, die nach einem Götterbilde mit Steinen werfen. Eine Rückkehr zu den Anschauungen unserer zweiten Renaissance ist in absehbarer Zeit nicht zu erwarten. Sie wird erst dann möglich werden, wenn die Beschäftigung mit den

Werken der Griechen sich nicht mehr auf ein Alter beschränken wird, das für ihr Verständnis völlig unreif ist, und wenn man aufhören wird, sie der Masse derjenigen zuzumuten, denen es gar nicht um wahre Bildung zu tun ist, sondern um Erlangung eines vom Staate geforderten Befähigungsnachweises, und die der Antike immer so fern bleiben werden wie Schillers nordischer Wanderer.



Carl Georgi, Universitäts-Buchdruckerei in Bonn.

Aus dem Verlag von

Karl J. Trübner in Strassburg

mdccccv



Durch die meisten Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen.

Griechische Geschichte

von

Julius Beloch.

I. Band: **Bis auf die sophistische Bewegung und den peloponnesischen Krieg.** gr. 8°. XII, 637 S. 1893. Broschirt M. 7.50, in Halbfranz gebunden 9.50.

II. Band: **Bis auf Aristoteles und die Eroberung Asiens.** Mit Gesamtregister und einer Karte. gr. 8°. XIII, 720 S. 1897. Broschirt M. 9.—, in Halbfranz gebunden M. 11.—.

III. Band: Die griechische Weltherrschaft. 1. Abteilung. Gr. 8°. XIV, 759 S. 1903. Brosch. M. 9.—, in Halbfranz gebunden M. 11.50.

— — — 2. Abteilung. Mit sechs Karten. Gr. 8°. XVI, 576 S. 1904. Broschiert M. 10.50, in Halbfranz gebunden M. 13.—.

„... Das Ganze ist fliessend geschrieben, von durchsichtiger Klarheit, gleich abgerundet in Form und Fassung. So tritt das Buch mit dem Anspruch auf, dem deutschen Publikum zu bieten, was es bis jetzt noch nicht besitzt: eine von wirklich historischem Geist getragene und zugleich lesbare Geschichte Griechenlands. Ref. steht nicht an, zu erklären, dass es diesen Anspruch in weitem Umfang erfüllt. Durch einen freien und weiten Blick, durch umfassende historische Kenntnisse, durch gründliche Durcharbeitung des Materials war der Verf. für seine Aufgabe vorbereitet. Von der Selbständigkeit und der vor keiner Consequenz zurückschreckenden Energie seines historischen Urteils hat er schon früher vielfach Proben abgelegt . . . "

Eduard Meyer im Literarischen Centralblatt 1894, Nr. 4.

Der eigentliche Vorzug des Werkes liegt auf dem Gebiete der Darstellung der wirtschaftlichen und socialen Grundlagen des Lebens, in denen B. die materiellen Grundlagen erkennt, auf denen sich die grossartigen Umwälzungen, auch der geistigen und politischen Entwickelung vollzogen. Da B. gerade in dieser Beziehung das Material beherrscht, wie nicht leicht ein anderer Forscher, so durfte man hierin von seiner Darstellung Ausführliches und Vorzügliches erwarten . . . . Glanzpunkte sind der VII. Abschnitt: Die Umwälzung im Wirtschaftsleben (vom 7. zum 6. Jahrh.) und der XII.: Der wirtschaftliche Aufschwung nach den Perserkriegen . . . . Ueber die Bevölkerungsverhältnisse, über die Getreideeinfuhr, über das Aufhören der Natural- und den Beginn der Geldwirtschaft, die Erträgnisse der Industrie und des Handels, über Zinsen, Arbeitslöhne etc. erhalten wir die eingehendsten Aufschlüsse und wundern uns, wie diese wichtigen Dinge bei der Darstellung der griechischen Geschichte bisher unberücksichtigt bleiben konnten.

. . . Die Form der Darstellung ist eine ausserordentlich gewandte und fliessende.

Bl. f. d. Gymnasialschulwesen, XXX. Jahrg. S. 671 u. ff.

Weitere Urteile der Presse siehe nächste Seite.

Beloch, Griechische Geschichte (Fortsetzung).

.... Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich sage, dass unter den genannten Büchern gerade das von Beloch ganz besonders geeignet ist, das Interesse der „Modernen" an den Griechen und ihrer Geschichte zu erhalten und zu verstärken, und dass es darum als eine bedeutsame und hervorragende Leistung bezeichnet werden muss. Dem Buche von E. Curtius, der gelesensten dentschen Darstellung der griechischen Geschichte, ist meines Erachtens in Belochs griechischer Geschichte die gefährlichste Konkurrenz erwachsen...
Zeitschrift für die österreich. Gymnasien. 1895. 2. Heft.

„.... Mit großer Sachkenntnis, die auf einer gründlichen Durchforschung des gesamten Quellenmaterials und der einschlägigen neuen Literatur beruht, hat der Verf. auch in diesem Bande alle Fragen der politischen, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte behandelt und die Ergebnisse von Droysen, Holm und Niese in ihren demselben Gegenstande gewidmeten Werken vielfach berichtigt. Neben der Wirtschaftsgeschichte, die der Verf. in seinem Werke zuerst ausführlicher behandelt hat, verdankt namentlich die Chronologie ihm grosse Förderung. Die chronologischen Ergebnisse des Verf. werden zum grossen Teil in der zweiten Abteilung dieses [III.] Bandes eingehend begründet werden. . . ."
Wochenschrift für klassische Philologie. 1904. Nr. 18.

„.... L'ouvrage n'en marque pas moins une étape de l'historiographie moderne pour cette période. Le travail fondamental de Droysen était depuis longtemps dépassé par les découvertes de l'épigraphie et de la papyrologie. Il n'avait encore été refait que par parties. M. Beloch a le premier repris d'ensemble et de première main ce chapitre de l'histoire générale. Son travail pourra être complété par les monographies que commence à nous donner M. Bouché-Leclercq, rectifié au besoin sur tel ou tel point. Il est, pour le moment, nécessaire à quiconque veut se faire une idée d'ensemble de l'époque hellénistique, et le restera peut-être longtemps. *Revue critique. 1904. Nr. 16.*

Of these two volumes, the first contains an account of Greek thought and action from Alexander's crowning victory at Arbela to the time when Rome's advent in the east limited the freedom of Greek initiative (220 B. C.); the second carries the reader into the author's workshop, and shows him how the stones were prepared from which the edifice was erected. The genius of Beloch is well known. Persistency and skill in breaking through the mass of ancient combination and modern construction which hides the sources of our knowledge, rejection of the traditional as uniformly doubtful, a keen sense for the factors in history which admit of scientific measurement, success in linking the past to the present by judgments founded upon a well-considered, if somewhat individualistic standard of values, complete domination of the material, a straightforward, vigorous style — these are the qualities and methods which have led scholars to await with hope, interest, and anxiety Beloch's treatment of the period to which these volumes are devoted.
W. S. Ferguson in *The American Historical Review, July 1905.*

Geschichte der Griechischen Plastik

von

Maxime Collignon

Mitglied des Instituts, Professor an der Universität in Paris.

Erster Band: Anfänge. — Früharchaische Kunst. — Reifer Archaismus — Die grossen Meister des V. Jahrhunderts. Ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen begleitet von Eduard Thraemer, a. o. Professor an der Universität Strassburg. Mit 12 Tafeln in Chromolithographie oder Heliogravüre und 281 Abbild. im Text. Lex. 8⁰. XV, 592 S. 1897. Broschirt M. 20.—, in eleg. Halbfranzband M. 25.—.

Zweiter Band: Der Einfluss der grossen Meister des V. Jahrhunderts. — Das IV. Jahrhundert. — Die hellenistische Zeit. — Die griechische Kunst unter römischer Herrschaft. Ins Deutsche übertragen von Frits Banmgarten, Professor am Gymnasium zu Freihurg i. B. Mit 12 Tafeln in Chromolithographie oder Heliogravüre und 377 Abbildungen im Text. Lex. 8⁰. XII, 763 S. 1898. Broschirt M. 24.—, in eleg. Halbfranzband M. 30.—.



„Collignon's Histoire de la sculpture grecque,... hat mit Recht überall eine sehr günstige Aufnahme gefunden. Der Verf. steht von vorn herein auf dem Boden, der durch die umwälzenden Entdeckungen der letzten Jahrzehnte geschaffen ist, und betrachtet von diesem neu gewonnenen Standpunkte aus auch die älteren Thatsachen und Forschungsergebnisse. Er beherrscht die einschlägige Literatur, in der die deutsche Forschung einen bedeutenden Platz einnimmt, und weiss die Streitfragen oder die Thatsachen in geschmackvoller Form und ohne ermüdende Breite darzustellen. Eine grosse Anzahl gut ausgeführter Textillustrationen, nach zum grössten Teil neu angefertigten Zeichnungen, dient dem Texte zu anschaulicher Belehung und bietet eine vornehme Zierde des Buches, sehr verschieden von jenen oft nichtssagenden Umrissen, welchen wir in ähnlichen Büchern so oft hegegnen. So war es ein glücklicher Gedanke, Collignon's Werk dem deutschen Publikum, nicht blos dem gelehrten, durch eine deutsche Uehersetzung näher zu bringen. Der Uebersetzer, Dr. Ed. Thraemer, hat seine nicht ganz einfache Aufgabe vortrefflich gelöst: die Darstellung liest sich sehr gut, und man wird nicht leicht daran erinnert, dass man eine Uebersetzung vor sich hat. Hier und da ist ein leichtes thatsächliches Versehen stillschweigend berichtigt, anderswo durch einen (als solcher hezeichneten) Zusatz ein Hinweis auf entgegenstehende Auffassungen, auf neuerdings bekannt gewordene Thatsachen, auf neu erschienene Literatur gegehen . . . Im Ganzen jedoch handelt es sich um eine Uehersetzung, nicht um eine durchgehende Bearbeitung des Originalwerkes, so dass der Leser überall Collignon's Auffassungen ohne fremde Aenderungen kennen lernt . . .

fs. (Liter. Centralblatt 1899. Nr. 53.)

Die Renaissance

Historische Szenen

vom

Grafen Gobineau.

Deutsch von Ludwig Schemann.

Neue durchgesehene und verbesserte Ausgabe.

Drittes und viertes Tausend.

8°. XXXVII, 361 S. 1904.

Preis broschiert *M* 5.—, in gediegenem Leinenband, oberer Schnitt vergoldet *M* 6.50, in eleg. Halbfranzband *M* 8.—.

Die einstimmige Aufnahme, die das Renaissancewerk Gobineaus in der gesamten literarischen Öffentlichkeit unseres Vaterlandes gefunden, tönt am besten aus den Worten des *Literarischen Zentralblattes* wider:

„Über dieses Buch sind die Akten wohl bereits geschlossen. Sein Ruhm steht fest und wird nie wieder vergehen. Nicht nur ein künstlerisches, nein, ein historisches Meisterwerk ist die Renaissance."

Über die neue Trübnersche Ausgabe urteilt die *Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart:*

„Diese neue schöne Ausgabe der herrlichen Schöpfung ist mit Freuden zu begrüßen. Die Renaissance hat nun auch das ihrem Geist und Kunstwert entsprechende aristokratische Gewand erhalten."

Frankreich und die Franzosen.

Von

Karl Hillebrand.

Vierte verbesserte und vernehrte Auflage.

Inhalt: Vorreden. — Einleitendes — **Die Gesellschaft und Litteratur.** Kap. 1. Familie und Sitte. — 2. Unterrichtswesen. — 3. Provinz und Paris. — 4. Geistiges Leben. — **Politisches Leben.** Kap. 1. Das Ideal und seine Verwirklichung. — 2. Napoleon III. und die Republikaner. — 3. Die Diktatur Thiers und das Septennat — Schlußbetrachtung. — **Anhang.** 1. Renan als Poiitiker. — 2. Gambetta. — 3. Pariser Arbeiterzustände. — 4. Karl Hillebrand. Nachruf von H. Homberger.

kl. 8°. XXII, 462 S. 1898. Preis brosch. M. 4.—, geb. M 5.—.

„. . . . Frankreicb hat seit Jahrhunderten mehr als irgend ein Land das Privileg genossen, die Augen der Welt auf sich zu ziehen. Heute mehr als je zuvor. Was ein so feiner reicher Geist, ein solcher Kenner von Völkern, Zeiten und Menschen und ganz besonders dieses Landes über dasselbe gedacht hat, wie sicb die Erlebnisse der Gegenwart im Spiegel dieser, anderthalb Jahrzehnte zurückliegenden, Betrachtungen und Urteile ausnehmen, was sich davon bewährt, was sich anders gezeigt hat, das zu erfahren, ist beute von durcbschlagendem Interesse. Hillebrand ist recht eigentlich ein Völkerpsychologe, nicbt als Methodiker, sondern als Praktiker. Das Fach hat seine Klippen, mehr als viele andere. Hillebrand ist ihnen nicht immer entgangen. Aber, oh er nun überall richtig gesehen habe oder nicht, kompetent war er in hohem Grade, und sein Urteil fällt ins Gewicbt. An vielen Stellen wird der Leser nicht umhin können, sich zu sagen, wie richtig das Urteil war und wie vieles eingetroffen ist." *Die Nation. Nr. 43, 23. Juli 1898.*

Bildet den ersten Band von

Zeiten, Völker und Menschen

von

Karl Hillebrand.

7 Bände kl. 8°. Preis pro Band brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Bd. II Wälsches und Deutsches. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. 8°. XIV, 458 S. 1892.
Bd. III. Aus und über England. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. 8°. VIII, 408 S. 1892.
Bd. IV. Profile. 2. Ausgabe. 8°. VIII, 376 S. 1886.
Bd. V. Aus dem Jahrhundert der Revolution. 3. Aufiage. 8°. X, 366 S. 1902.
Bd. VI. Zeitgenossen und Zeitgenöffisches. 2. Ausgabe. 8°. VIII, 400 S. 1886.
Bd. VII. Culturgeschichtliches. 8°. XII, 335 S. Mit dem Bildnis des Verfassers in Holzschnitt 1885.

Aus Dichtung und Sprache der Romanen.

Vorträge und Skizzen

von

Heinrich Morf.

8°. XI, 540 S. 1903. Geheftet M. 6.—, in Leinwand gebunden M. 7.—.

Inhalt: Vom Rolandslied zum Orlando furioso. — Kaiser Karls Pilgerfahrt. — Die sieben Infanten von Lara. — Aus der Geschichte des französischen Dramas. — Spielmannsgeschichten. — Die Bibliothek Petrarca's. — Molière. — Bouhours. — Drei Vorposten der französischen Aufklärung (St. Evremond, Bayle, Fontenelle). — Die Cäsartragödien Voltaire's und Shakespeare's. — Voltaire und Bossuet als Universalhistoriker. — Zwei sonderbare Heilige. — Denis Diderot. — Wie Voltaire Rousseaus Feind geworden ist. — Der Verfasser von «Paul et Virginie». — Madame de Staël. — Ein Sprachenstreit in der rätischen Schweiz. — Frederi Mistral, der Dichter der Mirèio. — Zum Gedächtnis: I. Ludwig Tobler (1827—95). II. Jakob Baechtold (1848—97). III. Gaston Paris (1839—1903).

„Zerstreute Aufsätze und Gelegenheitsarbeiten zu einem Sammelband vereinigen und neu veröffentlichen, das ist bei der Mehrzahl der literarischen Produzenten ein nutzloser Akt der Eitelkeit und ein buchhändlerischer Unfug; bei einem Gelehrten und Künstler wie Heinrich Morf ist es ein gutes Recht und selbst eine Pflicht. M. hat seine Auswahl mit strenger Enthaltsamkeit getroffen: unter den 21 „Vorträgen und Skizzen", deren Entstehung sich auf einen Zeitraum von etwa 20 Jahren verteilt, findet sich kein einziges unbedeutendes Stück, kein Blättchen, das man missen möchte. Immer und überall werden die Erscheinnngen, mit denen sich der einzelne Essay beschäftigt, in ihren großen genetischen Zusammenhang hineingestellt, immer erhebt sich der flügelstarke Geist des Verf's zu den klaren Höhen historischer Fernsicht, und dort sncht er sich jedesmal diejenige Perspektive, die den Dimensionen seines Gegenstandes und der Sehkraft seines Publikums am besten entspricht. Klarheit und Maß, eine geradezu bellenische σωφροσύνη, das ist die hohe und vornehmste Tugend, die über diesen Vorträgen waltet und sie im besten Sinne des Wortes populär macht. Diese Tugend aber hat man nicht ohne eine tiefe ästhetische Veranlagung. Darum ist M. ein Meister der Form. Nichts Blendendes, nichts Berauschendes noch Gefallsüchtiges liegt in seinem Stil; er ist schmiegsam und behende in der Schilderung fremden Wesens, knapp und bestimmt in der Darlegung des Tatsächlichen, voll Kraft und Wärme beim Ausdruck des eigenen Gefühls, sorgfältig und durchsichtig aber in jeder Zeile. Es ist eine Freude, den Band in einem Zuge weg zu lesen. Und welche Fülle romanischen Geisteslebens eröffnet sich! . . . .

Jeder gebildete Deutsche, dem eine verständnisvolle und sympathische Fühlung mit dem Geiste unserer lateinischen Brüder am Herzen liegt, wird gewiß an dem Buch seine Freude haben."

Literarisches Zentralblatt 1904 Nr. 4.

Shakspere.

Fünf Vorlesungen aus dem Nachlaß

von

Bernhard ten Brink.

Mit dem Bildniß des Verfassers, radiert von W. Krauskopf.

Erste und zweite Auflage.

Klein 8°. 166 S. 1893. M. 2.—, gebunden M. 3.—.

Inhalt: Erste Vorlesung: Der Dichter und der Mensch. — Zweite Vorlesung: Die Zeitfolge von Shakspere's Werken. Dritte Vorlesung: Shakspere als Dramatiker. — Vierte Vorlesung: Shakspere als komischer Dichter. — Fünfte Vorlesung: Shakspere als Tragiker.

„Es ist ein hoher und herrlicher Geist, der aus diesen Vorträgen spricht. Flammende Begeisterung, philosophische Bildung und strenge Wissenschaftlichkeit, feinstes Verständniss und Nachfühlen des Dichters, das sind die Vorzüge, die sich hier miteinander vereinen."

Seemanns Litterar. Jahresbericht 1893.

„Bedarf es eines Beispiels für die Art von Wissenschaft, wie wir sie uns denken, so sei nur im Augenblick auf das köstliche Buch über „Shakspere" verwiesen, das aus dem Nachlasse von ten Brink, eines der hervorragendsten Gelehrten unserer Zeit, durch die Sorgfalt Edward Schröders zugänglich geworden ist. Was psychologische Synthese und nachfühlende Aesthetik zu leisten vermag, darüber belehrt dieses kleine Werk besser, als es der weitläufigsten Theorie gelänge."

Anton E. Schönbach in Vom Fels zum Meer 1893/94 Heft 1.

Dieses Buch ten Brinks ist bei *Schönbach (Über Lesen und Bildung, 4. Aufl.)* unter den besten deutschen Prosawerken genannt.

Von Luther bis Lessing.

Sprachgeschichtliche Aufsätze

von

Friedrich Kluge,

Professor an der Universität Freiburg i. Br.

Vierte durchgesehene Auflage.

8°. VII, 253 S. mit einem Kärtchen. 1904. Preis M. 4.—, geb. M. 5.—

Inhalt: Kirchensprache und Volkssprache. — Maximilian und seine Kanzlei. — Luther und die deutsche Sprache. — Schriftsteller und Buchdrucker. — Schriftsprache und Mundart in der Schweiz. — Oberdeutscher und mitteldeutscher Wortschatz. — Niederdeutsch und Hochdeutsch. — Latein und Humanismus. — *Ideal und Mode. — Oberdeutschland und die Katholiken. — *Goethe und die deutsche Sprache. — Anhang: Zeittafeln zur neuhochdeutschen Sprachgeschichte; Namen- und Sachregister; Wortregister.

---

* Die neue Auflage ist um diese beiden Aufsätze vermehrt.

Urteile der Presse über die bisherigen Auflagen:

„Es muss mit allem Nachdrucke betont werden, dass Kluges Schrift eine sehr lehrreiche und für den grösseren Leserkreis, für den sie bestimmt, hocherwünschte ist.“ *Deutsche Litteraturzeitung 1888 Nr. 14.*

„Der Verfasser der vorliegenden Aufsätze zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache hat bereits bewiesen, dass er es vortrefflich versteht, für einen grösseren Leserkreis zu arbeiten, ohne der strengen Wissenschaftlichkeit dadurch Abbruch zu thun. Er weiss seine Forschungen in ein Gewand zu kleiden, welches auch Nicht-Fachleute anzieht; er stösst nicht ab durch zu viele Citate, durch störende Anmerkungen und weitläufige Exkurse; er greift geschickt die interessantesten Probleme heraus und behandelt sie mit leichter Feder, so dass auch der Laie gereizt wird, weiter zu lesen. Und sollte es nicht ein Verdienst sein, gerade die ebenso schwierigen als wichtigen und interessanten Fragen, die sich an die Geschichte der Ausbildung unseres schriftlichen Ausdruckes anknüpfen, in weitere Kreise zu tragen, insbesondere auch die Schule dafür zu gewinnen? Die Schule, die sich der germanistischen Forschung gegenüber sonst so spröde verhält? Wenn Kluge mit der vorliegenden Schrift in Lehrerkreisen denselben Erfolg erzielt, wie mit seinem etymologischen Wörterbuche, so verdient er schon deswegen die wärmste Anerkennung. . . .“ *Literarisches Centralblatt 1888 Nr. 34.*

Etymologisches Wörterbuch

der deutschen Sprache

von

Friedrich Kluge,

ord. Professor der deutschen Sprache an der Universität Freiburg i. Br.

Sechste verbesserte und vermehrte Auflage.

Zweiter Abdruck.

Dieser neue Abdruck beschränkt sich im wesentlichen darauf, in der Anordnung der Stichworte bei den Buchstaben T und U die neue Orthographie durchzuführen.

Lex. 8°. XXVI, 510 S. 1905. Geheftet M. 8.—, in Halbfranz geb. M. 10.—

Vor dem Erscheinen der ersten Auflage von **Kluges etymologischem Wörterbuch** hat es eine lexikalische Bearbeitung der Etymologie unseres modernen Sprachschatzes nicht gegeben. Der Erfolg der seit dem Jahre 1884 erschienenen fünf Auflagen und die Anerkennung, welche dem Buche zu Teil geworden, haben gezeigt, wie richtig der Gedanke war, die Ergebnisse des anziehendsten und wertvollsten Teiles der wissenschaftlichen Wortforschung: den über die Entstehung und Geschichte der einzelnen Wörter unseres Sprachschatzes, in knapper lexikalischer Darstellung zusammenzufassen.

Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gemacht, Form und Bedeutung jedes Wortes bis zu seiner Quelle zu verfolgen, die Beziehungen zu den klassischen Sprachen in gleichem Maße betonend wie das Verwandtschaftsverhältnis zu den übrigen germanischen und den romanischen Sprachen; auch die entfernteren orientalischen, sowie die keltischen und slavischen Sprachen sind in allen Fällen herangezogen, wo die Forschung eine Verwandtschaft festzustellen vermag. Eine allgemeine Einleitung behandelt die Geschichte der deutschen Sprache in ihren Umrissen.

Die vorliegende neue Auflage, die auf jeder Seite Besserungen oder Zusätze aufweist, hält an dem früheren Programm des Werkes fest, strebt aber wiederum nach einer Vertiefung und Erweiterung der wortgeschichtlichen Probleme und ist auch diesmal bemüht, den neuesten Fortschritten der etymologischen Wortforschung gebührende Rechnung zu tragen; sie unterscheidet sich von den früheren Auflagen besonders durch sprachwissenschaftliche Nachweise und Quellenangaben, sowie durch Aufnahme mancher jüngerer Worte, deren Geschichte in den übrigen Wörterbüchern wenig berücksichtigt ist, und durch umfänglicheres Zuziehen der deutschen Mundarten. Aus den ersten Buchstaben seien nur die folgenden Wörter, zum Teil Neuschöpfungen unseres Jahrhunderts, angeführt, die neu aufgenommen worden sind: allerdings, Altkanzler, Anfangsgründe, Angelegenheit, Anschaulichkeit, anstatt, anzüglich, Aschenbrödel, Aschermittwoch, ausmergeln, Begeisterung, beherzigen, belästigen, bemitleiden, beseitigen, Beweggrund, bewerkstelligen, bildsam, bisweilen, Blamage, Büttner, Christ, Christbaum, Christkindchen; aus dem Buchstaben K nennen wir: Kabache, Kämpe², Kammerkätzchen; Kanapee, Kannengießer, Künstlerlein, Kanter, Kaper², Käpfer, Kartätsche, Katzenjammer u. s. w. Am besten aber veranschaulichen einige Zahlen die Vervollständigung des Werkes seit seinem ersten Erscheinen: die Zahl der Stichworte hat sich von der ersten zur sechsten Auflage vermehrt im Buchstaben A: von 130 auf 280, B: von 387 auf 520, D: von 137 auf 200, E: von 100 auf 160, F: von 236 auf 329. G: von 280 auf 330. K: von 300 auf 440, P: von 180 auf 236.

Zur
Analysis der Wirklichkeit.

Eine Erörterung der Grundprobleme der Philosophie

von

Otto Liebmann.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

8°. X, 722 S. 1900. — Preis: broschiert M. 12.—, gebunden M. 14.—

Inhalt: Vorwort zur dritten Auflage. — Prolegomena.
Erster Abschnitt: Zur Erkenntnißkritik und Transscendentalphilosophie. — Idealismus und Realismus. — Ueber die Phänomenalität des Raumes. — Anhang. — Raumcharakteristik und Raumdeduction. — Ueber subjective, objective und absolute Zeit. — Ueber relative und absolute Bewegung. — Zur Theorie des Sehens. Erstes Kapitel. Id. Zweites Kapitel. — Die Logik der Thatsachen oder Causalität und Zeitfolge. — Die Metamorphosen des Apriori.
Zweiter Abschnitt: Zur Naturphilosophie und Psychologie. Vorbetrachtungen. Erste Meditation. Id. Zweite Meditation. — Ueber den philosophischen Werth der mathematischen Naturwissenschaft. — Einige Worte über das Atom. — Platonismus und Darwinismus. — Das Problem des Lebens. — Aphorismen zur Kosmogonie. (Mythologie und Philosophie. Historische Zwischenbemerkung. Bedenken. Geogonie. Causalität und Teleologie. Ewige Palingenesie. Ideenordnung im Universum.) — Ueber den Instinct. — Die Association der Vorstellungen. — Ueber die Existenz abstracter Begriffe. — Menschen- und Thierverstand. — Gehirn und Geist. — Die Einheit der Natur.
Dritter Abschnitt: Zur Aesthetik und Ethik. — Ideal und Wirklichkeit. — Das ästhetische Ideal. — Das ethische Ideal.

Soeben erschien:

Der israelitische Prophetismus.

In fünf Vorträgen für gebildete Laien geschildert

von

Carl Heinrich Cornill,

der Theologie und Philosophie Doctor, ordentlichem Professor der Theologie an der Universität Breslau.

Fünfte Auflage. (9. Tausend.)

kl. 8°. VI, 184 S. 1905. Geheftet M. 1.50, in Leinwand geb. M. 2.—.

Inhalt: 1. Der israelitische Prophetismus nach Wesen und Bedeutung. — 2. Der israelitische Prophetismus bis zum Tode Hiskia's. — 3. Der israelitische Prophetismus von Manasse bis zur Zerstörung Jerusalems. — 4. Der israelitische Prophetismus während des babylonischen Exils. — 5. Die Ausläufer des israelitischen Prophetismus.

»Der Wahrheitsmuth, die geschichtliche Unhefangenheit, die lebendige Schilderung, die Schönheit der Form, hei allem Freimuth der Kritik die fromme ehrfurchtsvolle Scheu vor den Heiligthümern des alten Testaments, welche die Cornill'schen Vorträge auszeichnen, lassen den Wunsch entstehen, sie möchten von Tausenden und Tausenden gelesen werden; sie hieten verständigen Lesern für das Alte Testament einen Schlüssel, der wirklich aufschliesst.« *Frankfurter Zeitung v. 3. Nov. 1894 Nr. 310.*

Sittliches Sein

und

Sittliches Werden.

Grundlinien eines Systems der Ethik

von

Theobald Ziegler.

Zweite unveränderte Auflage.

kl. 8°. VIII. u. 151 S. 1890, kartoniert M. 2.50.

Inhalt: 1. Vortrag: Aufgabe und Methode der Ethik. Historischer Überblick. — 2. Vortrag: Die Entstehung des Sittlichen. — 3. Vortrag: Das Wesen des Sittlichen. — 4. Vortrag: Pflicht und Tugend. — 5. Vortrag: Güter und höchstes Gut. — Schluß.

Diese Vorträge sind ebenfalls, wie die ten Brink'schen über Shakspere, im freien deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. gehalten worden; infolge ihrer Bedeutung sind sie bereits ins Englische übersetzt.

Soeben erschien:

Die

Gatha's des Awesta

Zarathushtra's Verspredigten

übersetzt von

Christian Bartholomae.

8°. X, 133 S. 1905. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 3.60.

„.... Wer sich mit den Grundlehren des Zoroastrismus bekannt machen will, wer die geistvolle Interpretation derselben von einem der ersten Iranisten kennen lernen will, der nehme dies Buch zur Hand. . . ."

Wiener Zeitschrift f. die Kunde des Morgenlandes XIX, 3.

„Der Name Zarathustras ist heutzutage Leuten geläufig, die keine Ahnung vom alten Iran und seinem Religions- und Sozialreformator haben: er ist durch Nietzsches Buch modern geworden, ja nicht selten meint man, wenn man Zarathustra nennt, Nietzsche. Der wirklich historische Zarathustra, ein Priester aus dem altiranischen Spitama-Geschlecht, ist aber so ziemlich das diametrale Gegenteil von dem Zarathustra Nietzsches gewesen, der, wenn man sehr nachsichtig ist, höchstens als eine sehr freie poetische Lizenz gelten kann. Zwischen beiden liegen nicht umsonst mehr als zweieinhalb Jahrtausende. Wer sich mehr für den echten Zarathustra interessiert als für seine Karikatur, dem wird soeben eine interessante literarische Gabe geboten in einer Übertragung seiner Verspredigten durch Christian Bartholomae, den Verfasser des großen und grundlegenden Altiranischen Wörterbuches....

Die Gathas bilden das älteste literarische Denkmal des iranischen Volkes und gehen im wesentlichen auf Zarathustra selbst zurück. Das Wort Gatha besagt eigentlich „Gesang, Lied". Ihrem Inhalt nach lassen sich die Gathas als Predigten in gebundener Form bezeichnen, als Verspredigten....

Bartholomae kristallisiert diese Zielpunkte in seinen trefflichen knappen Inhaltsübersichten der einzelnen Gathas zu allgemeiner Verständlichkeit heraus, so daß man wohl erwarten darf, daß selbst ein der Sache ursprünglich fremdes Publikum von Seite zu Seite des kleinen wertvollen Buches mehr Interesse und Teilnahme an dieser fernen Welt- und Lebensanschauung gewinnen wird, und sei es auch nur deshalb, weil sie die Lehre des wahren, des echten Zarathustra in sich schließt. Also sprach wirklich Zarathustra!" *Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" 1905, Nr. 84.*



